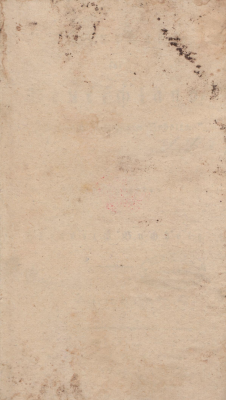
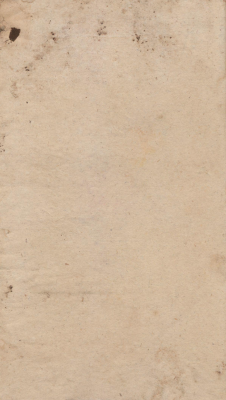


D. 5 76







Journal
für
Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

LL 9.

herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

Neumann,



Elfter Band.

Berlin,

bei Theodor Joh. Chr. Fr. Cotta.

1818.



3499



Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter. (Fortsetzung.)	1
Von der neuen Herrschaft, welche Italien durch die Langobarden litt. — Gregor der Große.	
Das Geschlecht der Medici. (Fortsetzung.) . . .	34
Was wird das Schicksal der Domänen-Käufer im Orbis sein?	67
Neue Aufschlüsse über den Charakter und das Schicksal des Don Carlos von Oesterreich, Prinzen von Spanien. (Schluß.)	89
(Das Florentin'sche Geschlecht der spanischen Ju- den.)	
Summa ius, summa injuria.	104
Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter. (Fortsetzung.)	109
Von den Medicis, welche das schicksal des und Vorden am Schluß des sechsten und im An- fange des sechsten Jahrhunderts erfahren.	
Das Geschlecht der Medici. (Fortsetzung.) . . .	176
In wie fern kann der Bergbau ein Gegenstand des Geistes, Reichthums werden?	216
Noch ein Wort über Spanien und Kirchenguth.	248

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.) 257

Ueber Wahrheit und seine Lehre. — Ueber die Erhebungen der Theologie, bis zum Untergang des westgothischen Reichthums.

Das Geschlecht der Medici. (Fortsetzung.) . . . 309

Soll der Staat von seinen Vergeworfenen keine Geldüberschüsse verlangen? 349

Die kaiserliche brandenburgische Monarchie. Eine historisch-kritische Untersuchung vom Prof. Valent. Heine. Schmidt in Berlin. 383

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.) 417

Von der eigenthümlichen Verfassung der päpstlichen Monarchie im sechsten Jahrhundert. — Von der Erhebung Spaniens durch die Araber.

Das Geschlecht der Medici. (Fortsetzung.) . . . 463

Bemerkungen über die Verfassungsgeschichte des Königreichs Bayern. 511

Von den Ursachen, welche den Charakter der Italiener seit der Zerstörung ihrer Republiken verändert haben. 537

(Aus Sismondi's Geschichte der italienischen Republiken des Mittelalters.)

An die Leser dieser Zeitschrift. 552

Philosophische

Untersuchungen über das Mittelalter.

(Zerthümung.)

Ächtes Kapitel.

Vom der neuen Umwälzung, welche Italien durch
die Longobarden litt.

Überbesehung der flammlichen Theile des frühe-
ren Monarchats zu einem Ganzen, welches, von Con-
stantinopel aus, durch Eine und dieselbe Verfassung
belehrt, gebildet und geleitet werden sollte: dies scheint
Justinian's Lieblingsgedanke, dies das große Ziel seiner
rastlosen Thätigkeit in allen Zweigen der Verwaltung ge-
wesen zu seyn. Der große Fehler seiner Regierung aber
bestand darin, daß er seine Mittel in einen weit höhern
Anschlag brachte, als es sich mit der Wahrheit ver-
trug. Einmal von dem Revolutions-Geistel ergriffen,
konnte er sich nicht wieder frei machen; und so geschah
es, daß der Ehrgeiz, den er als Mann empfunden
hätte, ihn als Reich ruhmlos in die Grube führte.
Seine beiden Generale Narzes und Belisarius müßten

als außerordentliche Männer betrachtet werden, durch welche seine Zeit gewissermaßen mit sich selbst in Widerspruch trat. Alles Uebrige schloß den Keim eines zunehmenden Verderbens in sich. Das Heer, welches er in Bewegung setzte, bestand zwar aus 150,000 Mann; aber dieses Heer war über eine solche Oberfläche verbreitet, daß es nirgends mit Nachdruck wirken konnte. Es kam noch dazu, daß, wie sehr man auch den Völkern erschöpfte, der Sold dennoch so unregelmäßig gezahlt wurde, daß die Vertheilung zu Raub und Plünderungen nicht von dem Begriff des Soldaten getrennt werden konnte. Das öffentliche Elend ließ es zwar nicht an Bedürftigen fehlen, für welche die Anstellung im Heer sogar eine Wohlthat war: doch so oft es Entschädigung galt, waren die Reiben verlassen; und ward dem Heere an Vaterlandsliebe und Gemeingeist fehlte, das mußte durch die launenhafte Treue barbarischer Söldlinge ersetzt werden. Entsetzlich war selbst die Soldaten-Über, sie, die nicht selten Tugend und Freundschaft überlebt; und weil die Meinung des Hofes unterschied, so fühlten die Generale kaum einen andern Beruf, als ihre Vorgesetzten zu verläunden, um, wo möglich, in ihren Platz zu treten. Unter solchen Umständen ist nichts begreiflicher, als daß Justinian, indem er die Schlüssel von Rom und Carthago empfing, nicht aufblies, in seinem Palaste zu sitzen, besorgt vor den Barbaren, die sich in seiner Nähe befanden, besorgt zugleich vor den Persern, von welchen sich glauben ließ, daß sie nicht immer bei Antiochia oder Edessa stehen bleiben würden.

Wenn der Erfolg überwiegen alle Erwartungen übersteigt, so bleibt er noch weit öfter hinter denselben zurück. Die Siege des Marcell und Valerianus brachten eine Wirkung hervor, auf welche man nicht gerechnet zu haben scheint: sie zerstörten die wichtige Stützpunkt der oberen Donau, welche von Theoderich und dessen Tochter so streng bewacht wurde. Um nämlich Italien zu verteidigen zu können, mußten die Gothen Noricum und Pannonien aufgeben. Die Folge davon war, daß die Gepiden, welche seit Amals Zeiten in den Ebenen von Ober-Ungarn und in Siebenbürgen zurückgeblieben waren, sich der verlassenen Festungswerke an der Donau bemächtigten und ihre Fahnen auf den Mauern von Sirmium und Singidunum aufpflanzten. Zwar machte der österrömische Imperator Anspruch auf die Subordination der von den Gothen verlassenen Gegenden; aber die Gepiden spotteten seiner Ohnmacht, forderten Tribut, und bedrohten sogar Constantinopel. Unfähig die von den Gepiden eingenommenen Länder mit den Waffen in der Hand wiederzuerobern, zugleich aber auf Mittel bedacht, diesen Verlust unschädlich zu machen, ließ Justinian die Longobarden ein, sich der Provinzen zwischen der Donau und den Alpen zu bemächtigen, und legte so den Grund zu einer neuen Umwälzung, d. h. zum Umsturz seiner eigenen Schöpfung.

Die Longobarden (in der Folge abgekürzt Lombarden genannt) gehörten zu den germanischen Völkern, und zwar zu derjenigen Abtheilung, welche man, um ihrer nomadischen Lebensart willen, Scythen nannte. Ihre Benennung verdanken sie den langen Bärten,

durch welche sie ein furchtbares Ansehen gewannen. Einen längeren Zeitraum hindurch hatten sie sich zwischen der Elbe und der Oder bewegt, und sich dann nach dem Süden hingezogen, wo ihre Siege über die Hunnen d. h. über die Bewohner der südlichen Provinzen des nachmaligen Polens ihnen die Achtung und Freundschaft Justinians erworben hatten. Die Eroberung von Noricum und einem Theile Pannoniens scheint ihnen nicht schwer geworden zu seyn. Von Raubfucht getrieben, streiften sie längs der Küste des adriatischen Meeres bis nach Dyrrachium, wo sie plünderten und Gefangene machten; solche Feindseligkeiten aber wurden eben so leicht von ihnen entschuldigt, als von dem Hofe zu Constantinopel vergessen. Der Beistand, welchen sie den Griechen in Italien leisteten, entschied die Niederlage der Gothen unter Totilas und Teias. Seit dieser Zeit vergaßen sie die Halbinsel Italien nicht. In ihren Kämpfen mit den Gepiden von den Avarn (einem asiatischen Volke, das, von den Türken verdrängt, über den Donau und Dneprflusses in Polen und Deutschland eingedrungen war und zuletzt unter Justinian's Schutze feste Wohnsitze an der Donau gefunden hatte) unterstützt, wurden sie Kräfte der Gepiden, welche von jetzt an gänzlich aus der Reihe der Völker verschwanden. Ihr König war um diese Zeit Alboin, von welchem man sagt, seine größte Freude sey gewesen, aus den Schenkeln erschlagener Feinde zu trinken. Wie es sich auch damit verhalten haben möge: Alboins Gemahlin, Theodamunda, war eine Tochter des letzten Königs der Gepiden, Ruzamund, und die Art und Weise,

wie sie ihren Vater rächte, giebt einen auffallenden Beweis von der Rohheit der Sitten in diesen Zeiten. Das Schicksal Italiens entwickelte sich auf folgende Weise.

Justinian's Nachfolger auf dem Thron von Constantinopel war Justin der Jüngere; ein schwacher Fürst der, von körperlichen Schrecken gequält, seine Erhebung bei weitem weniger dem eigenen Verdienste, als seiner nahen Verwandtschaft mit dem verstorbenen Imperator, den Antrieben seiner ehezeitigen Gemahlin, Sophia, und der Bereicherungssucht der Großen und der Eunuchen verdankte. Seine Regierung dauerte vierzehn Jahre. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als von Italien her laute Klagen über die Bedrückungen des Exarchen Marses erschollten. Diese Klagen juchendweise waren so unmöglich, als dem verwerflichen Italienern zu helfen; denn man war an der östlichen Gränze in einem fortdauernden Kriege mit den Persern befangen. Anstrengung ließ sich auch viel zur Entschuldigung des Exarchen sagen: ohne Heer, ohne feststehende Einkünfte, ohne Alles, was zum Wesen eines Erbkönigthums gehört, war Marses genöthigt in einer bedauernswürdigen Lage. Doch ohne hierauf die mindeste Rücksicht zu nehmen, bestimmte die Gemahlin des Imperators, daß Marses sein umfassendes Amt niederlegen und dem Longinus, einem ihrer Günstlinge, Platz machen sollte. Marses, der sich bereits in einem hohen Alter befand, konnte nichts Besseres thun, als gehorchen; er ging nach Neapel, wo er den Ueberrest seines Lebens in wohlverdienter Ruhe zubringen gedachte. Nichts ist abgeschmackter, als die

Sagt, daß er, um sich an der Gemahlin des Imperators zu rächen, die Longobarden nach Italien gerufen habe *). Einer solchen Aufforderung bedurfte es nicht. Alles munterte die Longobarden und ihren König Alboin zu einem Versuch gegen Italien auf: die Möglichkeit ihrer Lage, den Avarn gegenüber, welchen sie, nach dem Untergange des Westenslaats, nicht gewachsen waren; die Leichtgläubigkeit, womit in Italien Fortschritte gemacht werden konnten; endlich der unruhige Sinn eines Nomadenvolkes, das sich überall befindet, wenn es still sitzen soll.

Es war im Frühling des Jahres 568, als Alboin aufbrach. Verfüßt durch Gepiden, Sarmaten, Bulgaren, Avarn und zwanzigtausend Sachsen trat er seinen Zug an, nachdem er mit dem Oberhaupte der Avarn einen Vertrag abgeschlossen hatte, wodurch ihm, auf den Fall des Mißlingens seiner Unternehmung, Noricum und ein Theil von Pannonien offen blieb. Als er mit Verachtung sah er von den julischen Alpen in jene Ebenen herab, welche in der Folge Lombardien genannt werden sollten. In Forum Julii (Trient) wurde eine kaiserliche Mannschaft aufgestellt, um die Eingänge Italiens zu bewachen. Alles nach dem Extreme, das sich von den Alpen ergoß: so groß war der Schrecken

*) Es wird nicht von griechischen, wohl aber von kaiserlichen lateinischen Schriftstellern angeführt: die Gemahlin Justin hat den Kaiser aufgefordert, nach Constantinopel zur Hochzeit geschick zu schicken, und Kaiser, das Cyrcus abendlegend, habe geantwortet: „Gut! Wer ich will ihr einen Faden spinnen, den sie nicht wider zuweilen soll.“

welchen die Zukunft der Longobarden verheißete, daß Longinus ihren Fortschritten von Ravenna aus gelassen zuschauen mußte! Marcell, der auf dringendes Bitten des Papstes Johann den Aufenthalt in Neapel gegen den in Rom verhaftet hatte, starb, unter Vertheidigungsanstalten, beinahe in dem Augenblick, wo Alboin das aus seiner Fische hervorgegangene Weiland eroberte. Mit fürchterlichen Zerwürfungen begriffen die Longobarden und ihre Verbündeten die Gasse, welche sie bald über das apenninische Gebirge führte. Ravenna, Rom, Neapel und andere Seestädte ausgenommen, kam das ganze Land in ihre Hände. Nur Lissieux oder Paris ergab sich nicht. Drei Jahre hindurch verweilte das königliche Lager vor dem westlichen Thore dieser reichlich mit Lebens- und Vertheidigungsmitteln versehenen Stadt; und als der Hunger endlich eine Ergebung erzwang, wendete Alboins Aberglaube die Zerfleung an, die er in seinem Jorne geliebt hatte *). Inzwischen wurden alle Städte des oberen mittleren und unteren Italiens, die Seestädte allein ausgenommen, erobert, und von dem Reichthum blieb nicht weiter übrig, als was diese Städte bildeten.

Alboins Regierung war eben so glänzend als vorübergehend; und hässlicher Verrath und weibliche Rache

*) Nach der Uebersicht der Stadt sänze Alboin's Pfand, als er durch das westliche Thor ritt, und diesen Ausdruck benutzte jemand von seiner nächsten Umgebung, ihm mehrere Befehle anzuzeigen. Paris wurde von nun an die Hauptstadt des lange herrschenden Reichs, wie es scheint aus seinem andern Namen, als weil Weiland in Trümmern lag und blieb.

wurden die Ursachen seines schnellen Unterganges. Auf einem Feste, welches er seinen Verwandten in der Nähe von Verona gab, von Wein erhitzt, trank er aus dem mit Silber eingefassten Echedel seines Schniegervaters, und prang, unmittelbar darauf, seine Gemahlin, auf demselben Potal zu trinken. Rosamunda hatte Gegenwart des Geschehens genug, zu sagen: „der Wille meines Herrn geschehe;“ doch indem sie ihre Lippen an den Echedel ihres Vaters setzte, schwor sie, daß dieser Schimpf durch Albeins Blut abgewaschen werden sollte. Ihren Zweck zu erreichen, warf sie sich in die Arme des Dolmetschens, eines von den Waffenträgern des Königs; und als dieser nicht Muth genug hatte, ihr Vorhaben auszuführen, lochte sie einen zweiten, durch seine Eitelkeit ausgezeichneten Fenzgebarben, den die Geschichtsschreiber Peredrus nennen, in ihr Garn. Es wurde der Augenblick benutzt, wo Albein, berauscht, sich den Nachtgeschlummer erlaubte. Er fiel unter den Spuren seiner Kleider. Rosamunda, deren Rache jetzt gestillt war, grüßte im Namen ihres Schweltern die Regierung fortzusetzen, und eine Schaar getreuer Exilden unterstützte so viel Kühnheit. Doch diesem Plane widersetzten sich Albeins Generale; und, von den sämtlichen Fenzgebarben verlassen, sah Rosamunda keine andere Rettung, als mit ihrer Tochter, der Erbin des lombardischen Thrones, ihren beiden Liebhabern, ihren treuen Exilden und den Kessbarkeimen des Palastes von Verona die Flucht zu ergreifen. Sie schwammen auf einem Nachen die Etsch und den Po hinab, und langten bei einem griechischen Fährzuge an, welches sie nach Ma-

vertra bracht. Hier ließ sie sich von dem Tyrannen Sanguis bereben, den Waffentragr Ormisichis zu vergiften; er trank, doch zwang er sie, den Dolch gegen ihre Brust geführt, die Schale zu leeren. So starben Beide beisam in demselben Augenblick. Albinus und Rosamunda's Tochter wurde nach Constantinopel eingeschifft, von wo sie nie zurückkehrte. Auch Perceus hatte dies Schicksal, und bracht den Rest seines Lebens damit hin, daß er den Hof von Constantinopel durch Proben seiner Stärke belustigte und erschauete.

Nach Albinus Tode, welcher den 28. Jun. 573 erfolgte, wählten die Vornehmen unter den Longobarden einen der ersten Anführer zu ihrem Könige. Sein Name war Elph; seine Regierung von kurzer Dauer. Als er, achtzehn Monate nach seiner Wahl, erschlagen wurde, hinterließ er einen unmündigen Sohn, Namens Bartharis oder Ostari. Die Genrale benutzten diesen Umstand, sich unabhängig zu machen; und zehn Jahre hindurch war Italien, so weit die Longobarden es erobert hatten, von dreißig bis sechs und dreißig Herzogen regiert, von welchen jeder seinen besondern Plan verfolgte. Die Halbinsel genährte, diesen Zeitraum hindurch, den niederschlagendsten Anblick. Wer nicht ausgewandert war, hatte das Unglück gehabt, leiden zu werden. Die Regel war, daß jeder freie Eigenthümer entweder ein Drittel von dem Ertrage seiner Felder an einen benachbarten Longobarden abgab, oder daß er den größten Theil seines Gutes abtrat und von dem Uebrigen Producte eintrieb. So schmelzten also die Longobarden in einem ungeführten Wüthgange. Dabei mußte sich

alles nach ihrem Ideen von Ordnung und Recht bequemen; und so groß war ihr Eigensinn in dieser Hinsicht, daß sie selbst den Sachsen, ihren Bundesgenossen, nicht erlaubten, nach sächsischem Rechte zu leben. Deshalb trennten sich diese wieder von ihnen, und kehrten in ihr Vaterland zurück.

Erdrückt von einem so grausamen Schicksal, suchten die Italiäner auf's Neue Hülfe bei dem Hofe von Constantinopel. Hier war das Diadem von Justin's des Zweiten Haupt auf den Hauptmann der Leibwache, Liberius, übergegangen, der, nach seiner Thronbesteigung, den Jansen Constantinus angenehmem hatte. Ursache dieser Veränderung war die Vermählung Justin's in der Veranlassung geworden, daß es ihr gelingen würde, sich mit einem Manne zu verbinden, der durch Jugend und Schönheit ausgezeichnet war. In dieser Erwartung begannen sie Verschwörungen gegen den neuen Imperator; doch Liberius kam ihr zuvor, und ehe sie es sich versah, war sie von ihrer Höhe herabgestürzt und unschädlich gemacht.

Das Herz des Imperators blieb nicht ungerührt von den Klagen der Italiäner; allein je mehr er die ganze Kraft des Reiches auf den Krieg im Osten verwenden mußte, desto weniger konnte er für Rom und Italien thun. Sein Rath war, daß man einzelne Herzoge gewinnen möchte, um sich durch sie gegen die Angriffe und Bedrückungen der übrigen zu vertheidigen. Zugleich machte er aufmerksam auf den Beistand der fränkischen Könige; und um seinen guten Willen zu bezeugen, schickte er Rom mit einer Geldhülfe, welche schwerlich von

Gelang war. Nem wurde deshalb nicht techtger von den Longobarden belagert, und Elaffe, eine Vorstadt von Novenna, sah sich von den Truppen eines Herzogs von Spoleto besetzt und geplündert.

Die Regierung des Liberius dauerte nur bis zum Jahre 552. Auf seinem Sterbette ernannte er den General Mammius zu seinem Nachfolger. Mammius hatte sich an der Spitze der gegen Persien gesandten Heere ausgezeichnet; allein so gebietend war die Bitte der Griechen, daß es ihm, nach seiner Thronbesteigung, nicht länger erlaubt war, das Schwert zu führen. Da auch ihn die freigebliebenen Italiäner mit ihren Klagen besührnten: so wurden Mittel gefunden, die Macht der Longobarden, wie unbedenkend sie auch in sich selbst seyn mochte, zu brechen. Der Gedanke war, den König Chilperert, einen Urenkel Chlodwigs, zu einem Feldzug in Italien zu bewegen; und dies gelang durch Zahlung von fünfzig tausend Goldstücken. Die Longobarden, welche die Franken vielfältig beleidigt hatten und sich jetzt auf Vergeltung gefaßt halten mußten, suchten den ihnen bevorstehenden Sturm vor allen Dingen dadurch zu beschwören, daß sie die königliche Würde wiederherstellen, weil darin das einzige Mittel enthalten war, die gesammte Volkstraft zu vereinigen. Autharis, Elpids Sohn, wurde unter diesen Umständen zum König gewählt, und bereitwillig gaben die Herzoge die Hälfte ihres Einkommens an ihn zurück, um die andere Hälfte mit größerer Wahrscheinlichkeit zu reizen. Das erste Unternehmen des französischen Königs scheiterte an der Zwietracht der Alamannen und Franken; und unter-

richteter Sache mußte er zurück, ehe er die Alpen erstiegen hatte. Bei dem zweiten Versuch erlitt er eine Niederlage, welche blutiger war, als irgend eine andere seit der Eifersung der Monarchie durch Chlodwig. Als die Franken zum dritten Male im vermehrter Anzahl erschienen, wagte Aetharis es nicht, ihnen im offenen Felde zu begegnen. Die Truppen und Schätze der Longobarden wurden in die ummaurten Städte zwischen den Alpen und den Apenninen vertheilt, das platte Land preisgegeben, und das Heer von der Wirkung des Klima's erwartet. Die letztere blieb nicht aus. Ansehnliche Krankheiden, die sich im Heere der Franken einstellten, beschleunigten ihren Rückzug, und was die Franken unter ihrem Beistande erobert hatten, ging verloren, sobald sie verlassen waren. Mehr als jemals machte Aetharis Anspruch auf die Herrschaft über die ganze Halbinsel. Am Fuße der rhätischen Alpen beymarg er den Widerstand einer im Conter-Seer gelegenen Feste, wo er beträchtliche Schätze fand; und, an der äußersten Spitze von Salabien eine Schale am See-Ufer mit seinem Sperre vertheilend, erklärte er diesen altem Schatzstein als die bleibende Gränze seines Königthums.

Aetharis muß als der eigentliche Stifter der lombardischen Monarchie betrachtet werden; denn ohne ihn würde sie bald nach ihrem Entstehen zu Grunde gegangen seyn. Seine Gemahlin Theodelinde, eine Tochter des Königs der Gothen, erscheint als eine für ihr Zeitalter außerordentliche Frau. Als nach dem Tode des Aetharis, welcher schon im Jahre 590 erfolgte, die Krone ihrer Wittwe überlassen wurde, schenkte sie die

selbe, zugleich mit ihrer Hand, dem Herzoge Agilolph. überreicht, daß das Christenthum, so wie es zu ihrer Zeit bestand, das einzige Mittel sey, die Longobarden mit den Eingebornen Italiens auszugleichen, bequeme sie sich zur Annahme desselben, und vermählte auch ihrem zweiten Gemahl zu dieser Entfagung. In Monza, wo Theoderich einen Palast gehabt hatte, erbaute sie eine Kirche; und während ihr Gemahl mit dem Papste in Streit lebte, stand sie mit eben demselben in einem freundschaftlichen Verlehe, der auf einem gegenseitigen Austausch von Wünschen und Hoffnungen beruhete.

Es verging das sechste Jahrhundert für Italien. Die politische Gestalt, welche diese Halbinsel am Schlusse des Jahrhunderts hatte, blieb bis zum Untergange des longobardischen Königreiches mit sehr geringen Veränderungen, von dem kaiserlichen Siege des einen oder des andern Königs bewirkt, dieselbe. Italien war also ungleich getheilt zwischen jenem Königreiche und dem Exarchat von Ravenna. Die bürgerliche Macht mit der weltlichen und selbst mit der kirchlichen vereinigt, waren die Exarchen vollkommene Suberane unter den oströmischen Imperatoren. Ihre unmittelbare Jurisdiction (welche in der Folge auf das Patrimonium des heil. Petrus überging) erstreckte sich über die neuere Romagna, über die Thäler von Ferrara und Comacina, über die fünf Verstädte von Rimini bis Ancona, und über ein weites Binnenland zwischen der adriatischen Küste und den Hügeln der Apenninen. Drei untergeordnete Provinzen, durch feindliches Land von Ravenna getrennt, erkannten die oberste Macht des Exar-

den. Es waren Rom, Venedig und Neapel. Das Herzogthum Rom — denn so wird Rom in diesen Zeiten genannt — hatte ungefähr denselben Umfang, welchen Rom in den ersten vier Jahrhunderten seines Daseyns gehabt hatte, und die Grenzen lassen sich an der Etr.-Küste von Civita Vecchia bis nach Terracina, und mit dem Laufe der Tiber von Anagnina und Narni bis nach dem Hafen von Ostia ziehen. Jene zahlreichen Inseln von Brada bis nach Chioggia bildeten das Gebiet der werdenden Republik Venedig; denn was sie auf dem festen Lande besaß, wurde allmählig von den Venezianern erobert. Das Gebiet von Neapel beschränkte sich durch die Bay und die zunächst liegenden Inseln, durch das feindliche Territorium von Capua, und durch die römische Colonie Anagni. Die Inseln Sardinien, Corsica und Sicilien blieben beim Reiche. In Sardinien behielten die wilden Bergbewohner ihre Freiheit und die Religion ihrer Väter bei; aber in Sicilien waren die Einwohner an ihren reichem und bebauten Boden gekettet. Rom wurde von dem eiferigen Exarch der Exarchen regiert, und griechische Eunuchen hielten das Capitol, und bestätigten oder bestimmten die Papstwahl. Neapel erwarb sehr bald das Recht, sich seine Herzoge zu wählen; für Anagni war Unabhängigkeit die Frucht eines einträglichen Handels, und Venedig trat mit dem oströmischen Reiche sehr bald in solche Verhältnisse, daß es der Hof von Constantinopel mehr in dem Lichte eines Bundesgenossen, als in dem einer Provinz, betrachtete. Diese Zerrissenheit war eine nachtheilige Ursache von der Schwäche des Exarchats, welches

es von der andern Seite große Kräfte in sich schloß; da der scharfe und begüterte Theil der Einwohner Italiens sich in die Küstenstädte zurückgezogen hatte.

Alles, was nicht zum Exarchat gehörte, war in den Händen der Longobarden. Die Hauptstadt dieses Königreiches war Pavia. Es gränzte im Osten an den Po, im Westen an den Sesia, im Norden an den Ogata, im Süden an den Tanaro, und schloß in sich die Terra Firma der späteren Republik Venedig, das Mailändische, Piemont, die Rüste von Genoa, Mantua, Parma, Modena, Toscanen, und einen großen Theil des Kirchenstaats; nämlich den von Perugia bis zum adriatischen Meere. Die Bevölkerung war so gering, daß Anstalt und Agilulph, um sich mit Erfolg zu vertheidigen zu können, Heeren-Erhöhungen ins Land zogen. Jeder Eingewanderte erhielt die Rechte eines Longobarden, und die Schwäche des Volkes scheint die Ursache der frühmüthigen Verfallung gewesen zu seyn, durch welche sich das longobardische Königreich auszeichnete. Nur auf Staatsverbrechen stand Lebensstrafe; sonst war die höchste Buße hundert Goldstücke *). Auch das lombardische Recht gestattete Eideshelfer; doch war ihrer Zahl auf sieben beschränkt. Ueberall gingen die Longobarden von dem Grundsatz aus, daß eine Verurtheilung nicht eifern werden dürfe; und diesem Grundsatz verdankten sie die bedeutenden Fortschritte, welche sie in der Entwicklung ihres gesellschaftlichen Zustandes machten: Fortschritte, welche unter den Einwirkungen eines milden Klima und

*) Wie oft ich darüber nicht sagen; kein solcher Wort nicht Goldstück; bitte, ist strenglich auszusprechen.

der Verhältnisse, worin sie mit den Eingebornen standen, bald so bedeutend wurden, daß sie, nach vier Generationen, Mühe hatten, sich wieder zu erkennen. Selbst ihre Sprache veränderte sich, und das keltische Galla, welches sie im sechsten und siebenten Jahrhundert sprachen, bildete sich allmählig zu der melodischen Sprache aus, welche gegenwärtig die italidnische genannt wird; da sie mit den Begriffen die Zeichen empfangen, so konnte dies nicht ausbleiben.

Neuntes Kapitel.

Gregor der Große.

Auch die Kirche hat einigen ihrer Regenten das Prädikat „der Große“ beigelagt; sogar zu einer Zeit, wo sie noch ziemlich weit davon entfernt war, einen förmlichen Staat zu bilden.

Es scheint hiernach, als habe sie, auch in dieser Hinsicht, hinter dem Staate weder zurückbleiben wollen, noch zurückbleiben können.

Wirbt man bei dem Begriff von Macht stehen, so ist es in der That nicht leicht, den spezifischen Unterschied zwischen geistlicher und weltlicher Macht anzugeben.

In beiden sind die Elemente dieselben; kein Wunder also, daß auch das Product dieser Elemente das selbe ist.

Eben so in Ansehung der allgemeinen Bedingungen; denn Macht läßt sich nur durch geschickliche Anordnung und Abflusung des Ansehens leben.

Der scheinliche Unterschied zwischen geistlicher und weltlicher Macht scheint demnach nur in der Form zu liegen, worin die eine und die andere sich offenbaret. Hiernach aber würde alles auf dem Auslande beruhen, ob man die Macht in seinem eigenen Namen, oder in dem eines höhern Wesens ausübt. Jenes ist der Fall in denen Staaten, die man weltliche nennt: dieses, in den sogenannten Kirchen, oder Tempel-Staaten. In den ersteren tritt der Monarch in eigener Person als Urheber von Gesetzen, und als erster Vollstrecker derselben, hervor; in den letzteren erscheint er nur als Stellvertreter und erster Diener eines höhern Wesens, das unsichtbar genannt wird, weil es unerreichtbar bleiben soll.

In den weltlichen, wie in den geistlichen Staaten muß nach Gesetzen regiert werden, und die Güte der Gesetze entscheidet über die Fortdauer der Staaten, wie über das Wohlfeyn ihrer Bürger. Allein die Gesetze nehmen in beiden Staaten einen ganz verschiedenen Charakter an: in den weltlichen sind sie menschliche, d. h. von Menschen herührende und in der Vernunft mehr oder weniger gegründete Gesetze; in den geistlichen hingegen sind es — wenigstens dem Vorgeben nach — göttliche Gesetze.

Mit diesem Unterschiede nun steht sehr viel Wichtigkeit in Verbindung. Das rein menschliche Gesetz, d. h. dasjenige, welches auf keinen höhern Ursprung, als die Vernunft giebt, Anspruch macht, ist, wenn es nicht gerathen seyn sollte, der Verbesserung fähig, und kann demnach verbesseet werden, ohne daß das Ansehen



des Regenten darunter leidet. Das angeblich göttliche Geſetz hingegen kann nie verbeſſert werden, weil die Gottheit nicht mit ſich ſelbſt in Widerſpruch treten darf; und wenn es, kraft ſeines wirklich menſchlichen Heſpungs, unvollkommen ſeyn ſollte, ſo iſt es ſogar nothwendig, daß es verderblich für die Geſellſchaft wirke. Es kommt hier nicht darauf an, nachzuweiſen, worin alle Kirchen, oder Tempelſtaaten ihren Urfprung haben; genug, daß alle mit derſelben Hypothefe ſehen und fallen. Eben deswegen nun iſt es für die Regenten dieſer Staaten Pflicht, den Glauben an die Wahrheit dieſer Hypothefe aufrecht zu erhalten; denn nur durch dieſen Glauben ſind ſie, was ſie ſind. Regenten weltlicher Staaten ſind ſolcher Ummenge überhoben; und da ihre ganze Stellung in der Geſellſchaft ſie gewiſſermaßen zur Offenheit und Ehrlichkeit zwingt, ſo iſt nichts begreiflicher, als daß ſie einer reineren Hochachtung und Verehrung genießen, als die Regenten von Kirchen- oder Tempelſtaaten, in welchen man immer einiges Mißtrauen ſetzt. Freilich entſcheidet auch hierüber die Zeit. Wenn alles der Hypothefe, auf welcher die Kirchen- oder Tempelſtaaten ruhen, günſtig iſt, ſo ſieht alles Mißtrauen gegen die geiſtliche Regierung ganz von ſelbſt weg, und ſie genießen einer eben ſo aufrichtigen Achtung, wie die weltlichen Regierungen.

Zuletzt kommt alles darauf an, wie Der, welcher an der Spitze des einen oder des anderen Staates ſieht, ſeine Beſtimmung auffaßt, ob er die Geſellſchaft mehr auf ſich, oder ſich mehr auf die Geſellſchaft bezieht, und welche Verdienſte er ſich um letztere erwirbt. Man

des Regenten darunter leidet. Das angeblich göttliche Gesetz hingegen kann nie verbessert werden, weil die Gottheit nicht mit sich selbst in Widerspruch treten darf; und wenn es, kraft seines wirklich menschlichen Ursprungs, unvollkommen seyn sollte, so ist es sogar nochwendig, daß es verderblich für die Gesellschaft wirke. Es kommt hier nicht darauf an, nachzuweisen, worin alle Kirchen, oder Tempelstaaten ihren Ursprung haben; genug, daß alle mit derselben Hypothese stehen und fallen. Eben deswegen nun ist es für die Regenten dieser Staaten Pflicht, den Glauben an die Wahrheit dieser Hypothese aufrecht zu erhalten; denn nur durch diesen Glauben sind sie, was sie sind. Regenten weltlicher Staaten sind solcher Unmenge überhoben; und da ihre ganze Stellung in der Gesellschaft sie gewissermaßen zur Lasterheit und Eitelkeit preigt, so ist nicht begreiflicher, als daß sie einer reinen Hochachtung und Verehrung genießen, als die Regenten von Kirchen- oder Tempelstaaten, in welchen man immer einiges Mißtrauen setzt. Freilich entscheidet auch hierüber die Zeit. Wenn alles der Hypothese, auf welcher die Kirchen- oder Tempelstaaten ruhen, günstig ist, so fällt alles Mißtrauen gegen die geistliche Regierung ganz von selbst weg, und sie genießen einer eben so aufachtigen Achtung, wie die weltlichen Regierungen.

Zuletzt kommt alles darauf an, wie Der, welcher an der Spitze des einen oder des anderen Staates steht, seine Bestimmung auffaßt, ob er die Gesellschaft mehr auf sich, oder sich mehr auf die Gesellschaft bezieht, und welche Verdienste er sich um letztere erwirbt. Mit

Güter genannt, welche durch Erbfolge von den Vorfahren auf einen Einzelnen gekommen waren; und diese Patrimonia wurden sogar *sacra* genannt, um sie von verkäuflichem Erbgute zu unterscheiden. Indem nun mehrere Patricier ihre Patrimonia der Kirche vermachten, weil dies das einzige Mittel war, sie den Barbaren zu entziehen, bereicherte sich die Kirche, und, wosfern die Familien durch das Ehelibat nicht ausstarben, testeten sie durch die kirchlichen Beamten, was auf anderem Wege sehrerlich zu testen war. Alles Eigenthum der Kirche wurde von dieser Zeit an *Patrimonium* genannt und unter den Schutz eines Heiligen gestellt. Das der römischen Kirche hieß *patrimonium Sancti Petri*; das der Kirche zu Mailand *patrimonium Sancti Ambrosii*; das der Kirche zu Ravenna *patrimonium Sancti Apollinaria*. In einem besondern Staat wurde dabei noch nicht gedacht; diese Idee konnte erst in der Folge unter besondern Umständen entstehen, welche weiter unten nicht mit Stillzweigen übergangen werden sollen.

Die Vermächtnisse der anicischen Familie an die St. Peterkirche zu Rom konnten nicht anders als beträchtlich seyn, wenn man erwägt, daß ihr Andenken in dem Kalender der Heiligen auf eine so ausgezeichnete Art verewigt ist; denn Freigebigkeit gegen die Kirche galt überhaupt für Frömmigkeit, und große Freigebigkeit mußte eben deswegen für Heiligkeit gelten. Nicht weniger als drei weibliche Individuen dieser Familie bekamen zu gleicher Zeit einen Platz unter den Heiligen der katholischen Kirche; nämlich Silvia, die Mutter Gregors,

und Tariffa und Annilana, von Schweftern seines Vaters. Zu welchen Schläffen man dadurch in anderer Hinsicht berechtigt ist, bleibt hier um so mehr unerörtert, da die Geschäfter von diesen Frauen nichts weiter auslegt, als daß sie Heilige geworden sind.

Bergor wurde von seinem Eltern mit Sorgfalt erzogen. Seine schwächliche Leibesbeschaffenheit hinderte ihn, wie es scheint, nicht an Fortschritten in den Wissenschaften, wiewohl die Beweise, welche er davon in seinen zahlreichen Schriften zurückgelassen hat, hinlänglich darthun, daß das Studium der früheren Schriftsteller schon längst als sündlich aufgegeben war. Durch Geburt und Vermögen zu Staatskünstlern berufen, widmete er einen großen Theil seiner Zeit der römischen Jurisprudenz; und nachdem er seinen Platz im Senat gefunden hatte, wurde er von dem Imperator Justin dem Zweiten zur Präfektur von Rom erhoben: ein Posten, der jede Aufzählung in sich schloß. Doch bald fühlte er, daß dieser Posten weder seinen Neigungen, noch seinen körperlichen Kräften entsprach, und, übermüdet von dem Elal wiederkehrender Geschäfte, legte er, gleich nach seines Vaters Tode, seinen Posten nieder, und zog sich in das Privatleben zurück.

Die Mäßigkeit, zu welcher seine schwächliche Leibesbeschaffenheit ihn zwang, ließ ihn bald die Entscheidung machen, daß er der irdischen Güter allzu viel habe; und, fest entschlossen, sie zu heirathen, kam er, von dem Wahn seiner Zeiten geleitet, auf den Gedanken, sein großes Vermögen, welches hauptsächlich in liegenden Gründen bestand, auf die Eelfung von Klöstern zu

verwandten. In Sicilien selbst legte er sich an; das bezeugt, dem heil. Andreas geweiht, wurde zu Rom geset-
 zet und von ihm selbst, als Abt, mit einer Strenge
 verwaltet, welche sehr deutlich zeigte, wie sehr Ernst
 der Grundzug seines Charakters war. Derselbe Mann,
 welcher dem Pöbel eines Präfecten von Rom mit Bei-
 fall vorgefanden hatte, ward als Abt ein Gegenstand
 der Bewunderung, weil er selbst der strengste Befolger
 seiner Vorschriften war. Ungefragt hatte er einen zu
 einsitzigen Begriff von der Tugend; doch da, wo Re-
 ligion auf eine Ueberslieferung gegründet ist, über welche
 man nicht ins Reine kommen kann, werden alle Ver-
 seuerheiten verpöblich, und selbst der größte Irrthum
 ist entschuldigt durch die Wahrheitsliebe, womit man
 denselben umfaßt.

Gregors Schöpfungen finden in dieselbe Periode,
 wo Italien ganz von den Longobarden heimgesucht
 wurde; und wenn irgend etwas seinem abergläubis-
 chen Geiste Abscheu vor der sogenannten weltlichen
 Größe einflößen konnte, so war es das allgemeine
 Elend, das über die Bevölkerung der Halbinsel kam.
 Man darf also annehmen, daß er Muth aus Enden-
 schaft war. Dennoch blieb er es nicht lange. Pelagi-
 us II, nach dem Tode Benedicts zum Papste gewählt
 und als solcher ordinirt, ehe die Bestätigung des Epas-
 chen erfolgt war, bedurfte eines ausgezeichneten Mannes,
 theils um die bei seiner Ordination vorgefallene Besch-
 wädigung am Hofe zu Constantinopel zu entschuldigen,
 theils den Beißard des oströmischen Imperators (Liber-
 rius) für die unglücklichen Italiener zu ersuchen. Seine

Wahl fiel auf den Abt Gregor; und dieser ließ sich bereit finden, als päpstlicher Nuntius nach Constantinopel zu gehen. Diese Gesandtschaft dauerte von 579 bis 584; und da Liberius und Maurinus Männer von großer Fertigkeit waren, so stand Gregor mit ihnen im besten Vernehmen. Dem Patriarchen von Constantinopel wollte er freilich nichtzugeben, daß bei der künftigen Auferstehung die Leiber so geistig und subtil seyn würden, wie Luft und Wind; er nannte dies Origenismus: denn der alte Kirchenvater Origenes war bereits in die Reihe der Ketzer getreten, weil man in den Glaubens-Symbolen etwas Bleibendes und Unveränderliches besitzen wollte. Doch ehe der Streit zwischen Beiden zu einem eigentlichen Ausbruch kommen konnte, schlug Liberius denselben dadurch nieder, daß er dem Patriarchen befahl, seine Abhandlung ins Feuer zu werfen.

Als Gregorius von Constantinopel zurückkam, brachte er einen Arm des Apostels Andreas, das Haupt des heil. Lucas, und die Leiber von Beiden mit; diese Schätze waren, wenige Jahre zuvor, in der Hauptstadt des oströmischen Reiches gefunden worden, und Gregorius hatte sie an sich gebracht, um Rom mit neuen Seltsamkeiten dieser Art zu bereichern. Um so herrlicher wurde er, nach seiner Ankunft in Rom, von dem Papste, dem Präfecten und dem Volke empfangen. Pelagius hatte den guten Willen, jeden Wunsch des gewesenen Nuntius zu befriedigen. Doch dieser suchte nur das Verblüffte, auszurufen von den Beschwerden der Gesandtschaft und der Reise; und indem er in das von ihm ge-

stiftete Kloster, welches in der Folge seinem Namen führen sollte, ja und dasselbe mit unerschütterlicher Strenge regierte, *sollte er nur um so mehr die Achtung der Römer *).

Sechs Jahre waren auf diese Weise verstrichen, als Pelagius starb. Wer sein Nachfolger werden müsse, war keinem Augenblick zweifelhaft. Einstimmig wählten Senat, Geistlichkeit und Volk den tugendhaften Gregorius zum Papste. Er allein schien mit dieser Wahl ungefriden zu seyn. Gleichwohl hat er den Imperator Mauritius, dieselbe nicht zu bestätigen; und als die Bestätigung dennoch erfolgte, weil der Papst das Schreiben des Gregorius untergeschlagen und das bloße Wahldecret nach Constantinopel gesendet hatte, versuchte er sogar zu entfliehen. Mehrere Tage hielt er sich in einer benachbarten Höhle verborgen. Die Ursache der Römer über seine Entfernung gränzte an Verwerflichkeit.

*) Gregorius selbst hat im vierten Buche seiner Dialogen von dieser Strenge einen Zug aufgemacht, der in der That nur allzu nachdrücklich ist. Ein Mönch, Namens Justus, der sich in früherer Zeit mit Diebstahl beschäftigt hatte, entstellte seinem Bruder, einem Knecht, auf dem Einbilde, daß er drei Verbrechen begangen habe. Die Sache wurde bekannt. Derselbe Justus hatte seinem Väter, während einer langwierigen Krankheit, mit großer Aufmerksamkeit gestügt. Anstatt darauf die mindeste Rücksicht zu nehmen, beschuldigte Gregorius den Einbilde mit den übrigen Verbrechen über sein Vergehen, und kündigt ihm an, daß er, als Abstreiter der Gottesfurcht, wie ein Verbrecher stehen müsse. Und kaum hatte Justus zum letzten Male aufgetreten, als er ihn mit den heiligen geistlichen drei Verbrechen unter einem Witzhaden bestrafen ließ, wobei von ihm Mordthaten geübt worden mußten: Daß du verdammt seyst mit deinem Gelde!

Als man ihn endlich erbedet hatte, wurde er, wie im Triumph, nach Rom zurückgebracht; und um eine solche Glorie zu verhindern, führte man ihn geradezu Weges in die Petereskirche, wo er gegen seinen Willen beisetzt wurde.

Um das Außerordentliche dieses Unstirns zu fassen, muß man sich Rom, so wie es am Schlusse des sechsten Jahrhunderts dastand, vergegenwärtigen. Diese merkwürdige Stadt, welche einst der größten Reiche gehören hatte, war durch die Umwälzungen der letzten Jahrhunderte so verändert worden, daß sie sich nicht mehr ähnlich sah. Erschöpft durch anhaltende Leiden, gleich sie einem Baum, der, nachdem er seine Zweige und Blätter verloren hat, auch in seinem Stamme verzehrt wird. Eitelkeit und Eklilat (jene eine Folge alter Verwöhnung, dieser die Wirkung religiöser Wahnes) waren die beiden Krebswürmer, welche den Zeitpunkt einer gänzlichen Auflösung immer näher rückten. Seitdem die Longobarden in Italien eingebrungen waren, sahen alle die Vortheile der freien Mittheilung weg, ohne welche eine starke Bevölkerung nicht fortdauern kann. Auf sich selbst beschränkt, lebten die Römer wie in einem Kerker, den sie mit gitternder Hand öffneten und wieder verschloffen. Ihr tägliches Schauspiel war, Witzbürger, die aus den Thoren gegangen waren, als Sklaven fortgeschleppt zu sehen. Die ganze Umgegend von Rom, in eine Einöde verwandelt, gemäheerte den niederschlagendsten Anblick; und, gerade als ob es mit der Verwüstung nicht genug gewesen wäre, sah die ehemalige Hauptstadt der Welt sich heimgesucht von Stürmen und Erdbeben,

welche die morschen Häuser umstürzten und die Bemohner derselben unter Trümmern begruben. Die Liber trat aus ihren Ufern, und indem die Thäler der sieben Hügel in Sümpfen wurden, entstand eine Pest, welche so furchtbar wüthete, daß während einer feierlichen Procession, achtzig Personen, in Einer Stunde starben. Es lebte in dieser verhängnißvollen Zeit um Rom und um alles, was in einer späteren Periode römisch-katholischer Glaube genannt wurde, geschehen gewesen seyn, wenn die kungebarben Bersland genug gehabt hätten, sich Siciliens zu bemächtigen; denn diese fruchtbare Insel war die Nabelschnur, an welcher das in eine zweite Kindheit zurückgekehrte Rom hing. Wie in früheren Zeiten kriegslustige Könige und Senatoren das Volk durch Raub genährt hatten, so nährten es jetzt die Geislichen durch ihre Beisungen in Sicilien. Doch die Bevölkerung war noch immer viel zu groß für das Einkommen der Kirche, und es bedurfte außerordentlicher Anstrengungen, besonders aber einer sehr gewandten Politik, wenn die Vergewissung nicht überhand nehmen sollte.

In dieser Hinsicht hatte das Schicksal dem jedesmaligen Pabste eine schwere Rolle aufgelegt. Nachgiebigkeit gegen den Hof von Constantinopel war unentbehrlich, wenn man erhalten wollte, was man in Sicilien besaß; aber eben diese Nachgiebigkeit wurde gefährlich durch den revolutionären Geiz der griechischen Geislichkeit, welche nicht aufhörte, an den Glaubenslehren zu rütteln. In Rom wollte man nur hören; und daher die blinde Unterwerfung unter alles, was für

Wahrheit ausgehen wurde. In Constantinopel und den übrigen Hauptstädten des östlichen Reiches that man über das dringendste Bedürfnis hinaus; und daher die Freigeisterei, welche sich nicht durch Formeln fesseln lassen muß. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß das ganze Opfritze, welches die katholische Kirche des Abendlandes in einer späteren Zeit erhielt, von den Zeiten des sechsten Jahrhunderts herrührt. Gerade in diesem Zeitraum begann man, die vermeintlichen Reliquien der beiden Apostel Petrus und Paulus, als das Palladium der christlichen Kirche, zu verehren: eine Tradition sagte von ihnen, daß sie vor fünf Jahrhunderten in dem Circus des Nero hingestrichet worden; und mehr bedurfte es nicht, um in ihnen einen neuen Gegenstand der Verehrung einzuführen, der in Zeiten des Wohlwollens unbeachtet geblieben wäre. Die Feier des Abendmahls nahm die Gestalt an, welche sie noch gegenwärtig in der katholischen Kirche hat; sie wurde zu einer Messie. Opfer war sie schon früher genannt worden, wegen der freiwilligen Gaben, welche die Gemeinde bei dieser Gelegenheit darzubringen pflegte; jetzt aber wurde ein förmliches Opferschauspiel daraus gemacht, welches schwerlich eine andere Bestimmung hatte, als andere Schauspiele zu ersetzen, die bloß bedurgen nicht mehr gegeben wurden, weil es dazu an Mitteln fehlte. Von einer sinnbildlichen Erinnerung an die Aufopferung Jesu ging man zu einer wirklichen Wiederholung dieses Opfers über, so daß der Priester mit dem geweihten Brod und Weine ein unblutiges Opfer (den leibhaftigen Erbdäuer) der Gerechtigkeit anbot und darbrachte: eine Verleihenheit

der Begriffe, welche so weit ging, daß man die Gottheit der Gottheit opferte; eine Verleihenheit, wodurch man alles übertraf, was jemals die Herrschsucht im heidnischen Priesterthum getriebe hatte. Waren die Zeiten des öffentlichen Glendes nicht zugleich die Zeiten der Eifer-Verwilderung, so müßte man über Erscheinungen, wie die so eben beschriebene, erschauern oder spotten. Doch die Menschlichkeit verbietet das Eine wie das Andere; und darum sey es erlaubt, hier noch anzuführen, daß gerade in dieser Periode sich auch die Lehrer von dem Jenseit entwickelten: jene Lehre von einem Zwischenstande nach dem Tode, die ihr erstes Entspringen dem Platon verdankte, und, vom Priesterthum und Priesterhabsucht ausgebildet, auf's Gedächtniß gemißbraucht und in einen einträglichen Handelszweig verwandelt wurde.

Man sieht aus dieser Darstellung, daß, wenn das römische Volk unter solchen Umständen seinen Vortheil dabei fand, einen am Hofe von Constantinopel wohlgehirnten und übrigens sehr begüterten Mann an seiner Spitze zu haben, eben dieser Mann sehr viel Bedenken tragen mußte, die ihm aufgedrängte Würde anzunehmen. Ein verständigerer Mann, als Eusebius war, würde sich noch weit mehr geweigert haben. Es war also keinesweges reine Demuth, was ihn befehlte; es war vielmehr die gerechte Besorgniß, den Umständen nicht genügen und die ihm gemachte Aufgabe nicht zur Zufriedenheit der Römer lösen zu können. Was ihm allein Muth geben konnte, war sein eigener Aberglaube, von welchem in seinen Schriften so viele unverkennbare Beweise enthalten sind.

Der rechte Mann war er wenigstens in so fern, als ihn keine heftige Leidenschaften denruhigten, und als er an dem Hofe zu Constantinopel gelebt hatte, bis wie weit man den Umständen nachgeben müsse, um Herr derselben zu bleiben. Einfältig und verschmipft, feil; und demüthig, abergläubig und voll Verstand, war er für die Zeiten, in welche sein Wirken fiel, wie geschaffen. Ohne genaue Kenntniß des großen Haufens würde es ihm unmöglich gewesen seyn, wo nicht der Erfinder, doch wenigstens der Nachbäuer eines die Sinne beschäftigenden Societätsdienstes zu werden, der den Römern Bedürfniß war, wenn sie nicht zur Verwerfung übergehen sollten; seine Litaneien und Processionen beschäftigten selbst dadurch, daß sie beschäftigten. Nur demüthig, hätte er sich dem Patriarchen von Constantinopel untergeordnet und das kirchliche Primat Verzicht gegeben; da er aber zugleich feil war, so ließ er nicht ab, gegen den Hochmuth eines Mannes zu eifern, der, mit Bewachung der morgenländischen Trödel, den Titel eines blumenischen oder Reichspatriarchen angenommen hatte; und so rettete er durch heftigen Widerspruch wenigstens die Würdigkeit eines glanzvollen Herrvertraters in besseren Zeiten. Unstreitig lag ihm nichts so sehr am Herzen, als, den Formen, wein sich die römische Kirche bis dahin bewegt hatte, größere Mäßigkeit zu geben. Doch, um zu seinem Zwecke zu gelangen, hielt er es nicht für sündlich, nachsichtig gegen Schwächen zu seyn; und diese Rücksicht trieb er so weit, daß er den zum Christenthume bekehrten Angeln in Britannien die Beibehaltung ihrer Ehegesetze gestattete, den

Bilderdienst in Gallien erlaubte, und selbst den ehelichen Stand der Subdiaconen nicht verbot. Er tadelte zwar die gewaltsame Vertheilung der Juden in Spanien und Frankreich; aber er hatte nichts einzuwenden gegen die Verfolgung der Donatisten in Afrika, weil sie ihm als Ketzer erschienen, d. h. als solche, die von der Wahrheit abgefallen wären. Sein monastischer Sinn zeigte sich am auffallendsten in seinem Absehen vor Simonie; und über diesen Punkt dachte er so hart, daß er den stärksten Wein, den ein Heiliger Bischof ihm sandte, nicht unentgeltlich annehmen wollte. Niemand konnte geschmeidiger gegen den Hof von Constantinopel seyn, als er; aber er war es nur in Redensarten, welche nichts thaten.

Die Hauptaufgabe für ihn war doppelter Art; nämlich, Rom zu erhalten, und den Zusammenhang, worin es mit den sämtlichen Kirchen des Abendlandes stand, selbst in der Verwirrung, zu vertheidigen. Das Erste wurde ihm dadurch erleichtert, daß er für sich selbst sehr wenig bedurfte; das Letztere machte er dadurch möglich, daß er jede Selbsteigenschaft benutzte, in kirchlichen Angelegenheiten seinen Rath zu erteilen. An den vier großen Festtagen vertheilte er Schätze an die Geistlichkeit, an seine Hausgenossenschaft und an alles, was zum Dienst der Kirche gehörte; und an dem ersten Tage eines jeden Monats spendete er den zahlreichen Armen der Hauptstadt den ihnen bestimmten Theil an Korn, Wein, Käse, Fischen, Oel u. s. w., so daß durch ihn die alte Annona ihre Fortsetzung fand. Dies konnte nicht ohne strengen Haushalt bewirkt werden; aber gerade hiezu

war Gregor Meiser. Länger als drei Jahrhunderte wurde die händerriche Nachricht von seinen Einnahmen und Ausgaben, im Lateran, als ein Muster christlichen Haushalts, aufbewahrt; und nur die Ueberschüssigkeit der Nachzahlung bei einem Einkommen, zu welchem das ganze Europa beitrug, scheint dieselbe vernichtet zu haben.

In Zeiten der Gefahr trug er kein Bedenken, zum tapfersten Widerstande aufzufordern; doch war die Gefahr verüber, so suchte er zu besänftigen und zu gewinnen. Sehr bald leuchtete ihm ein, wie wenig er sich von dem Hofe zu Constantinopel zu versprechen habe; und eben deswegen legte er es nicht sowohl auf eine Verreibung der Longobarden an, als vielmehr auf eine Beherrschung derselben durch Erzbischöfen. Da seine Bemühungen nicht ohne Erfolg blieben, so darf man ihn als den Verfeinerer eines der besten Milder betrachten. Durch vierzig Mönche, welche er nach Britannien schickte, eroberte er die ganze Insel für den Stuhl des heil. Petrus in so kurzer Zeit, daß er dem Erzbischof von Alexandria melden konnte, der König von Kent sey mit zehntausend Angelfachsen getauft worden. Auf gleiche Weise wirkte er auf Spanien und Gallien ein. Er glaubte an Wunder, an Erscheinungen und Wiederauferstehung; aber darin waren seine Brüdergenossen so sehr mit ihm eines Sinnes, daß das Denkmahl zu Ehren Hadrian's, welches man in der Folge in eine Burg verwandelte, noch jetzt die Benennung der Engelsburg führt, weil allgemein angenommen wurde, auf jenem Denkmahl sey, während einer von Gregor dem Großen veranstalteten

Propheten, die Engel erschienen, welcher das Ende aller Zeiten angekündigt habe. Ein Tempel-Staat ruhet nochwendig auf Traditionen. Nur sollte man seinen Widerspruch zwischen diesen Traditionen und anderen unversuchten Nachrichten gestatten! Ob der das Schwert in die Scheide setzende Engel noch etwas mehr als eine Erdichtung gewesen sey, geht am sichersten aus den eigenen Schriften des Gregorius hervor, in welchen der Wehlage über den Nothstand der Römer sein Ende ist.

Es würde allzu weit führen, wenn wir diesen außerordentlichen Mann durch alle Verwickelungen begleiten wollten, in welche er während seiner mehr als dreißigjährigen Regierung gerieth. Genug, daß er seinen Charakter in allen retzte. Er selbst war weit davon entfernt, sich für unschuldig zu halten; allein er hatte den großen Vortheil, sich mit allen eintönigen Mißgriffen hinter den heil. Petrus zurückziehen zu können, der immer gleich schuldlos blieb. Was er war, erklärt sich durch seine schwache Lebensbeschaffenheit und durch die nachtheiligen Umstände, die ihn umgaben. Wir bessern werden und vortheilhafterer Umgebung würde er Gregor der Siebente gewesen seyn; denn die Politik der Päpste ist, ihrer Grundlage nach, zu allen Zeiten dieselbe gewesen, und hat es seyn müssen, weil Rom der Mittelpunkt war, von welchem aus sie wirken mußten. Die Kraft zu leiden, und die Kraft zu handeln, waren gleich den Wirkungen noch verschieden, schlossen gleiche Tugend in sich. Durch jene groß, ward Gregorius zugleich zu einem Heiligen in dem Urtheil seiner Zeitgenossen

rossen und der Nachwelt. Ohne ihn, der die römische Kirche aus der gefährlichsten Krise rettete, würde der Stuhl des heil. Petrus vielleicht geräumt werden sein unter den Schlägen der Fesselschrauben; durch ihn erhob er sich zu einem Begreifende allgemeiner Achtung. Die selbstne Aufopferung, wemir er sich hingab, konnte nicht verkant werden, und dem Verstande, den er an diese Hingebung knüpfte, mußte man huldigen. So grüßte es, daß sein Andenken bei der Nachwelt fort- lebe, ohne jemals geschwächt zu werden. Unter den Päbsten hat er niemals seines Gleichen gehabt; denn Er allein hat die Privilegien des Großen und des Heiligen vereinigt.

(Die Festsetzung folgt.)

Das Geschlecht der Medici.

(Fortsetzung.)

Jenes, den Florentinern während der Unterhandlungen gegebene Versprechen, daß es sich nur um die Zurückgabe eingezogener Güter und verlornen Bürgerrechte handle, blieb, wie sich leicht denken läßt, un erfüllt, sobald der Gonfaloniere Soderini aufgeschieden und die Verfassung der Republik aufgelöst war. Wie sehr es dem Cardinal Giovanni darauf ankam, seinem Geschlechte künftliche Vorrechte zuzuwenden, offenbarte sich besonders darin, daß er dem jungen Lorenzo (dem Sohn des unglücklichen Piero) die Diktatur der Republik unter der Leitung seines Oheims Giuliano übertrug; denn hierin lag der auffallendste Beweis, daß, seinen Wünschen gefolgt, die Regierung erblich seyn sollte nach dem Rechte der Erstgeburt. Die Theilnahme an der Regierung wurde auf die Anhänger der Medici beschränkt; und wenn es die Florentiner schmerzte, eine Familie das als erbliches Reich genießen zu sehen, was die Vorfahren derselben immer nur, als von dem guten Willen ihrer Mitbürger auf unbestimmte Zeit bewilligt, genossen hatten: so trübte es sie noch weit mehr, daß

die Medici, nachdem ihr Vermögen während einer achtzehnjährigen Unglückszeit verzehret war, für ihre Größe keine andere Stütze hatten, als den Schatz der Republik, d. h. die Erwerbsfähigkeit Vener, die von jetzt an ihre Unterthanen seyn sollten.

Es kam aber noch dazu, daß die Medici, während ihres langen Aufenthaltes in Rom und an den Höfen der europäischen Fürsten, Euten angenommen hatten, welche mit denen der übrigen Florentiner in geradem Widerspreche standen. Ein allgemeines Mißvergnügen konnte unter diesen Umständen nicht ausbleiben; allein die nächste Verleumdung, welche daraus hervorging, endigte sich mit Hinrichtungen und Verbannungen. Erst nachdem der Cardinal Giovanni den päpstlichen Stuhl eingenommen, mehrere Florentiner zu Cardinälen ernannt, und selbst den Corporationen in Florenz mancherlei Vorrechte bewilligt hatte, legte sich jenes Mißvergnügen. Die Anfeindungen, welche die Medici erlitten, trugen theilweis nicht wenig dazu bei, daß man sich seinen Abstand von ihnen ruhiger gefallen ließ. Giuliano, der Bruder des neuen Papstes, zum Generalissimus der Kirche ernannt, vermählte sich mit einer Schwester des Herzogs von Savoyen, und erhielt nicht lange darauf von dem Könige von Frankreich das Herzogthum Nemours, und von dem Könige von England den Orden des Hosenbandes. Giulio, Vetter des Papstes, sah sich zum Erzbischof von Florenz, und dann zum Cardinal-Legaten von Bologna erhoben. Dem schlauen Papste gelang es nicht, daß, wenn sein Neffe die Dictatur von Florenz mit Erfolg ausüben sollte, er

aufserhalb dieser Republik einen Sitzpunkt haben müsse; und da der Herzog von Urbino (aus dem Hause Montefeltre) vor Kurzem gestorben war, und seinem angenommenen Sohne Francesco Maria della Rovere seine Rechte und Ansprüche vererbt hatte: so trug Leo der Zehnte kein Bedenken, das ganze Herzogthum als prima-gefallenend Sohn an sich zu nehmen und es seinem Neffen zu schenken. Wie man sagt, bestimmte er seinen Bruder Giuliano für den neapolitanischen Thron: ein Plan, welcher durch den plötzlichen Hinschied des Herzogs von Nemours, und durch die Umstände vereitelt wurde, welche sich bald nach dem Tode Ferdinands des Fünften, Königs von Spanien, ereigneten. Der neue Herzog von Urbino mußte sich, auf Befehl des Papstes, mit Magdalena von Boulogne, einer französischen Prinzessin, vermählen; doch auf dieser Ehe, durch den Ehrgeiz stoß gestiftet, ruhte nur Gluch: Katharina de Medici war die Braut der selben; und nachdem sie, durch ihre Geburt, ihrer Mutter das Leben gekostet hatte, wirkte sie, als Gemahlin Heinrichs des Zweiten, Königs von Frankreich, mit zum Verderben des französischen Volks, dessen Sitten sie verderbte, und dessen Blut sie verströmte. Welche Stimmung in Florenz zu dieser Zeit vorherrschte, läßt sich am besten aus Machiavelli's Werken abnehmen, der in diesen Zeiten handelte und schrieb, sich gern mit den Medici befreundet wollte, aber sich immer zurückgestoßen fühlte. Uebrigens haben die Vorge-
beurtheile dieser Periode ihre Begriffe vorzüglich in dem Kampfe, der sich seit beinahe einem Jahrhunderte über das Vortrecht des Papstes, der christlichen Kirche das

Gefäß vortrathenden, erhoben hatte. Viel leistete Leo der Schute dadurch, daß er seine Familie so emporzubringen und in das französische Königthum zu verpflanzen trugte. Ehe dies aber gelang, waren harte Prüfungen zu bestehen; und selbst nachdem es gelungen war, konnte der große Abfall, den man die Reformation der Kirche durch den Protestantismus nennt, nicht verhindert werden: so sicher ist der Gang der Natur, so unzureichend die menschliche Weisheit, denselben aufzuhalten oder zum Stillstand zu bringen!

Das von Julius dem Zweiten veranstaltete lateranische Concilium hatte keine andere Absicht, als die gallikanische Kirche, so weit sie sich im fünfzehnten Jahrhunderte ausgebildet hatte, in ihrem Wesen zu vernichten. Nachdem also in der ersten Sitzung dieses Conciliums festgestellt war, daß es ein wahres, rechtmäßiges und heiliges sey, trat der Cardinal Thomas de Vio von Sactra mit einer Rede auf, worin er die Concilien von Constanz, Basel und Pisa als schmachwürdig darstellte. Die Oberwürde des Papstes nicht anerkennen, hieß, seine Behauptung nach, eben so viel, als die Glieder über das Haupt, die Rechte über den Herrn setzen. So fern die theokratische Universal-Monarchie aufrecht erhalten werden sollte, war die Wahrheit auf seiner Seite; doch, was er zu erkennen weder die Einsicht noch den Willen hatte, war, daß sich in Europa ein Geist entwickelt hatte, der auf die Vernichtung dieser Universal-Monarchie hinarbeitete und gar nicht mehr zu bändigen war.

Ein Theil der Kräfte wurde auf diese Weise in

einen Rechtsstreit verwandelt. Will man aber in einem solchen Falle dem Rechte am wenigsten vertrauen, so hatte auch Julius seine Beweisgründe dadurch zu verstärken gesucht, daß er die Engländer, die Deutschen und die Schweizer für sich gewonnen hatte, um eine förmliche Zurücknahme der pragmatischen Sanctionen auf französischem Grund und Boden zu betreiben. Alle diese Völker, welche nach kurzer Zeit den Abfall von dem gemeinschaftlichen Vater der Christenheit beginnen sollten, hatten sich, ihrer wahren Bestimmung schonlich abwendend, gegen Frankreich in Bewegung gesetzt; und während der deutsche Kaiser und der König von England von den Niederlanden aus in Frankreich eingedrungen waren, hatten sich die Schweizer durch Burgund den Weg nach Dijon gebahet. Doch wo es eine große Anstrengung gilt, da ist nichts gefährlicher, als Laueheit und Schwächlichkeit gegen den Zweck dieser Anstrengung. Dies erfuhr auch Julius der Zweite. Der deutsche Kaiser und der König von England entzweiten sich nach der Einnahme von Verdun über eine Kleinigkeit, und gingen, jeder nach Deutschland, dieser nach England, zurück. Auch die Schweizer, welche die Belagerung von Dijon bereits begonnen hatten, ließen sich durch zwanzig tausend Thaler und das Versprechen, daß alle ihre Forderungen befriedigt werden sollten, zur Rückkehr in ihre Heimath bewegen. So mußte sich der Papst mit der Ehre begnügen, die Franzosen aus Italien vertrieben zu haben; die pragmatische Sanction blieb unerfüllt, und eben deswegen durfte sich der allgemeine Vater der Christenheit darauf gefaßt halten, daß

Frankreich seine Ansprüche auf das Herzogthum Mailand erneuern würde.

Julius der Zweite starb am 21. Febr. 1513. in einem Alter von siebenzig Jahren. Die Lage seines Nachfolgers war in jedem Betracht schwierig zu nennen. Während Frankreich seinen Plan in Hinsicht Italien verfolgte, waren der König von Spanien und der deutsche Kaiser, Beide durch Alter geblüht, des Krieges so überdrüssig, daß von ihrer Seite auf keinen Erfolg zu rechnen war. Heinrich der Achter, nur von seinen Frauen abhängig, gab das Interesse des Papstes auf, sobald sich ihm die Aussicht auf eine Vermählung seiner Schwester mit dem Könige von Frankreich bot, welcher seit Kurzem Wittwer geworden war. Die Spanier verschmähten ein Bündniß mit dem Papste, weil sie sich von demselben nur Nachtheile versprochen. So verlagert, mußte Leo der Zehnte den Sturm erwarten, der gegen ihn loszubrechen drohte. Das einzige Volk, das sich seiner annehmen Lust hatte, waren die Schweizer, damals durch ihre Langschichte in ganz Europa berühmt.

Das Jahr 1514 war unter Unterhandlungen verstrichen, als mit dem ersten Tage des nachfolgenden Jahres Ludwig der Zwölfte in den Armen seiner jungen Gemahlin starb, und Franz der Erste sein Nachfolger wurde. Die Zurückungen zu einem neuen Kriege waren gemacht; die Liebe der Franzosen für den neuen König gab ihnen Nachdruck. Von Lyon aus, brach Franz der Erste über den Berg Genèvre in Italien ein. Die Schweizer, welche ihn an dem Passe von Gasa er-

warigten, sahen sich umgarnen. Schon wünschten sie, in ihren Erwartungen betrogen, mit dem französischen König über die Abtretung Mailands in Unterhandlung zu treten; ja, schon war diese Unterhandlung bis zum Abschluß gediehen, als der Bischof von Sitten, welcher als päpstlicher Legat an der Spitze der Schweizer stand, durch Aufreihung der Begierde nach einer unermesslichen Beute noch einmal eine Ausflimmung bewirkte, welche die zweitägige Schlacht bei Marignano zur Folge hatte. Da die Franzosen in dieser Schlacht siegen, so war die Sache des Papstes verloren. Ganz Italien, das Königreich Neapel etwa ausgenommen, stand dem französischen Könige offen; und seine militärische Umgebung welche in dem davon getragenen Siege nur eine Wiederherstellung der National-Ehre sah, ließ es nicht an Aufmunterungen zum Vordringen fehlen. Doch Franz, zufrieden mit der Wiedereroberung des Herzogthums Mailand, weil er für die gallikanische Kirche keines anderen Stützpunktes bedurfte, begnügte sich damit, daß er die Venetianer, seine Bundesgenossen, auf Kosten des deutschen Kaisers vergrößerte; und wenn er darauf gerechnet hatte, daß der Papst ihm mit Friedensvorschlägen entgegen kommen würde, so fand er sich dies Mal nicht betrogen. In dem königl. Hauptquartier erschien der Cardinal von Paris; und nachdem Franz und Ero in Bologna eine Zusammenkunft gehabt hatten, wurde jenes berühmte Concordat geschlossen, durch welches der Papst den höchsten Episkopat mit dem Könige von Frankreich theilte, und sich folglich eine Stellung gefallen ließ, welche seine Vorgänger mit gleicher Easchdes-

senheit seit Gregor dem Siebenten verabscheuert hatten *).

Es ist zu glauben, daß an Leo's des Zehnten Hochgierigkeit nichts so viel Theil hatte, als der lebhafteste Wunsch, sein Haus sowohl in Rom, als in Italien überhaupt zu befestigen. In dem Concordate zwischen ihm und Franz dem Ersten wurde also ein wesentlicher Theil des universal-monarchischen Ansiehens seinem Familiengröße aufgeopfert, welchen die Gesetze der römisch-katholischen Kirche durch das Elösat in Schranken zu halten streben; und so zeigte sich auch hier, daß da, wo man dem Willen der Natur entgegenhandelt, Ein Widerspruch aus dem andern entstehen muß. Der Fehler, welchen Leo beging, wie unternüchlich er auch durch die Ausläude geworden seyn mochte, hatte die wichtigsten Folgen. Was dem französischen Könige bewilligt worden war, durften alle Könige Europa's als ein Recht fordern; und so fern ihnen dies Recht versagt wurde, war nichts natürlicher, als Abfall von dem römischen Stuhle, wie er denn auch, ein Jahr nach Unterschriftung des Concordats, in Deutschland, und, nicht lange darauf, in allen nordischen Königreichen erfolgte.

Wie groß auch die Auszeichnungen seyn mochten, welche Leo für seinen Bruder Giuliano und für seinen Neffen Lorenzo erhielt: so waren dieselben doch von keiner Dauer; denn jener starb, ehe er zu dem Besiz des

*) Den Inhalt dieses Concordats haben wir im ersten Theile des dritten Jahrgangs dieses Journals angegeben.

Königreich Neapel gelangen konnte, und dieser, von einer elbhaften, in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts verjählich gefährlichen Krankheit befallen, folgte seiner Gemahlin in's Grab, als Katharina von Medici kaum das Licht des Tages erblickt hatte. Bis auf den letzten Tag war die männliche Nachkommenschaft Lorenzo's des Fröchtigen erloschen; und da dieser Pabst den 1ten Dec. des Jahres 1521 verschied, so gingen die Ansprüche des Hauses auf die Regierung von Florenz und das Herzogthum Urbino auf die Bastard über. An der Spitze derselben stand der Cardinal Giulio, ein Sohn jenes Giuliano, welcher in der Kirche Reparata ermordet worden war. Als Bastard hätte er nicht einmal die Cardinals-Würde erhalten sollen; doch da Leo ihn liebte, so wurde gütlich gemacht, daß er in einer verheiratheten Ehe erzeugt worden sey, und das Cardinals-Collegium drang in einer so geringfügigen Sache schwerlich auf einen strengen Vorwand. Der Cardinal Giulio also war es, welcher nach dem Hintritt des Herzogs von Urbino die Regierung von Florenz übernahm. Als Legat von Romagna schickte er seinen Wohnsitz in Florenz auf; und da seine übrige Bestimmung ihn zu häufigen Abwesenheiten zwang, so setzte er den Cardinal Silvio Passerini aus Ferrara an die Spitze der Regierung. Es entstand in Florenz eine Verschwörung gegen ihn; doch diese endigte sich mit dem Untergange der Verschworenen, und als nicht lange darauf die Franzosen seine Vertreibung von Siena aus versuchten, mißlang auch dieses Unternehmen durch den Reichthum französischer Generale.

Die europäische Welt ging insofern der großen Entdeckung entgegen, welche sie durch die Kämpfe zwischen Karl dem Fünften und Franz dem Ersten zu erhalten bestimmt war. Ferdinand der Fünfte war im Laufe des Jahres 1516 gestorben; und da er keine männliche Erben hinterlassen hatte, so war sein Enkel Karl, ein Sohn Philipps des Ersten und seiner Johanna, welche nach seinem Tode dem Verstand verlor, sein Nachfolger geworden. Durch seinen Vater war Karl ein Enkel des deutschen Kaisers Maximilian. Als König von Spanien vereinigte der junge Monarch mit der pyrenäischen Halbinsel, wenn man das Königreich Portugal davon abrechnet, Neapel und Sicilien, die ihm von seinem Vater angefallenen Niederlande, und Alles, was jenseit des atlantischen Ozeans von den Spaniern bis zum Jahre 1516 in America war entdeckt worden. Da Maximilian, welcher im Jahre 1519 starb, außer den beiden Söhnen Philipp, Karl und Ferdinand, keine männlichen Erben hinterließ, so mußte dem Könige von Spanien auch das Erzogthum Oesterreich zu Theil werden. Der natürlichen Größe, welche ein solcher Länder-Complex gab, fehlte ein angemessener Titel, der nur dann gefunden wurde, wenn das deutsche Reich den König von Spanien und Neapel zu seinem Kaiser wählte. Ein solches Unglück abzuwenden, that Franz der Erste, was in seinen Kräften stand. Doch vergeblich betraht er sich um die deutsche Kaiser-Würde, um, im Nothfalle, die Kraft des deutschen Reiches gegen Spanien richten zu können. Der Rath des sächsischen Churfürsten Friedrich entschied gegen seine Wünsche; und

schon Karl von den sämtlichen Kurfürsten Deutschlands zum Kaiser erwählt war, hob jene Nebenbuhlerrie zwischen den Häusern Oesterreich und Frankreich an, die das System des politischen Gleichgewichts gebor: ein System, von welchem man noch immer glaubt, daß es für die Erhaltung Europa's notwendig sey.

Italien ward bald der Schauplay für die Kämpfe zwischen Karl dem Fünften und Franz dem Ersten. Früher schon hatte Frankreich, theils durch eigene Schuld, theils durch die Hinterlist des römischen Hofes, das Herzogthum Mailand wieder eingekehrt. Kaum hatte der beleidigte Stolz der Königin-Mutter den Herzog Karl von Bourbon aus Mailand, wo er königliche Rechte über, entfernt, als es Leo dem Zehnten gelang, eine Coalition sämtlicher italienischer Mächte zu Stande zu bringen; und da der General-Lautrec, Franzos' Oberhaupt in Italien, den Angriffen Prosper Colonne's nicht gewachsen war: so erfolgte nur allzu bald ein Rückzug über die Alpen mit dem armseligen Ueberreste des französischen Heeres. Die Freude über dieses unerwartete Ereigniß kostete Leo dem Zehnten das Leben; und das Cardinals-Collegium, noch immer an die Möglichkeit einer Versöhnung des zwischen Leo und Franz abgeschlossenen Concordats glaubend, brauchte die Umstände, sich bei Karl dem Fünften durch die Wahl des Cardinals Hadrian von Utrecht zum Papste in Gunst zu setzen. Frankreich für immer von Italien zu trennen, traten England, Venedig, Genua, Florenz, der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua mit Karl dem Fünften zusammen; und gerade als es an dieser

Waffe von Gegenkräften noch nicht genug geteilt war, trieb Franz der Erste, allen nachgiebig gegen die Rache seiner Mutter, eben den Connetable von Bourbon, denn er den Sieg bei Marignano verdankte, durch Zurücksetzung und tyrannischen Justiz-Druck zu einer Verpfeisung, welche sich mit Mord und Verrath endigte. Zur Wiedereroberung Mailands nach Italien gesendet, sah sich Connabet, ein Liebling der Königin-Mutter, nur allzu bald geschlagen und zum Rückzuge gezwungen; und während der Connetable von Bourbon ihn nachdrang und bei der Eroberung von Marseille verweilte, fiel Heinrich der Vierte, König von England, in die Picardie ein, um die Hauptstadt Frankreichs anzugreifen. Doch Beide wurden bald aus Frankreich vertrieben; und da Franz die Schwäche der Verbündeten in Italien kannte, so ging er mit einem 20000 Mann starken Heer über die Alpen, eroberte Mailand, belagerte das von Ruten de Briss vertheidigte Pavia, wurde aber, nachdem Bourbon frische Truppen aus Deutschland herbeigeführt hatte, bei dieser Stadt geschlagen, gefangen genommen und nach Spanien gebracht.

Inzwischen war Adrian der Sechste am 26sten Sept. 1523 gestorben, und die Politik des Cardinals Collegium hatte den bisherigen Legaten von Romagna, Cardinal Giulio von Medici, auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Giulio nahm bei seiner Thronbesteigung den Namen Clemens der Sechste an. Um das universalmönarchische Joch zu reiten, schien ihm nichts so nothwendig, als zu verhindern, daß in Italien eine Rache den Ausbruch gibe. Seine Politik war also

nöthwendig gegen Karl den Fünften gerichtet. Um zu seinem Zwecke zu gelangen, nahm er sich des gelangenen Königs von Frankreich an; und sobald er dessen Freiheit bewirkt hatte, sprach er ihn los von allen den Eidschwüren, wodurch Franz der Erste sich anheischig gemacht hatte, mit dem Könige von Spanien und dem deutschen Kaiser in einem friedlichen Vernehmen zu bleiben. Wie Leo gegen Frankreich gewirkt hatte, so, und aus demselben Grunde, wirkte Clemens gegen Spanien. Eine neue Coalition, gegen Karl den Fünften gerichtet, war im Entstehen, als Dieser ihren Wirkungen dadurch zuvorkam, daß er den Connetable von Bourbon gegen den Papst selbst in Bewegung setze. Was verbindet das innige Verhältniß zwischen der theokratischen Universalmonarchie und dem spanischen Königreiche im eigentlichen Sinne des Wortes hatte unabweichlich setzen sollen, nämlich ein Krieg gegen den heiligen Vater, das wurde jetzt wirklich, damit die Welt inne werden möchte, wie die geistliche Macht sich zu allen Zeiten nur durch weltliche Mittel behauptet hat, und wie es eine Thorheit ist, sich darüber zu täuschen. Clemens der Siebente zog sich bei Bourbons Annäherung in die Engelsburg zurück. Der Fall des Aufstehens beim ersten Sturmlaufen, hintertrieb die Eroberung der Hauptstadt nicht; und ihr folgte jene schreckliche Plünderung, in welcher Spanier, Italiener und Deutsche um den Vorzug in der Barbarei wetteiferten, bis sich endlich die Könige von Frankreich und England des in seiner Engelsburg gefangen gehaltenen Papstes annahmen.

Ereignisse dieser Art konnten nicht anders, als

nachtheilig auf das Geschlecht der Medici zurückwirken. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte Clemens der Sechste seine nächsten Verwandten nach Florenz gesendet, um unter der Anleitung des Cardinals Silvio Passerini das Regieren zu lernen. Diese Verwandten waren Hippolyt und Alessandro von Medici. Jener galt für einen Sohn des Herzogs Giuliano, erregte im Umgange mit einer Dame aus Urbino, die niemals seine Gemahlin gewesen war; dieser, von einer Weibin gebeten, wurde für einen Sohn des Herzogs Lorenzo angesehen, stammte aber ganz unstreitig von dem Papste Clemens selbst her, der seine väterliche Gesinnung für ihn nie verlegnete. Beide waren noch jung; und wenn Hippolyt durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und durch Herablassung und Freigebigkeit bald belüchelte, bald die Herzen gewann; so schreckte Alessandro durch seine widerwärtige Gestalt und durch seine eben so widerwärtigen Sitten seine Mitbürger zurück. Ohne Liebe für das Geschlecht der Medici, und voll Erbitterung gegen den Cardinal Silvio Passerini, harrten die Florentiner nur auf eine Gelegenheit, das ihnen aufgelegte Joch abzuschütteln; und sobald Rom erobert und geplündert war, trugen sie kein Bedenken, die Medici sammt dem Statthalter des Papstes zu verjagen, und sich dieselbe Verfassung zu geben, welche sie vor dem Jahre 1512 gehabt hatten. Es fehlte jetzt an einem Einzelnen, welcher Ansehen genug gehabt hätte, das Ganze zu leiten. Unter diesen Umständen nun hielt man sich an den Aussprüche und Prophezeiungen Sanonaroli's; und da dieser Schneider immer zu einem freundlichen Bruchmen

mit Frankreich gerathen, und behauptet hatte, „daß Italien nur neben Italien blühen könnte:“ so beschloß man ein Bündniß mit dieser Krone, so wie mit allen den italienischen Fürsten, welche sich gegen Karl den Fünften verbündet hatten. Um den Staat zu verteidigen zu können, wurden die Bürger von Florenz bewaffnet; und, von den Urhebern der neuen Regierung angetrieben, erlaubte sich der große Haufe jede Verlegung des Schicksals in Hinsicht der vertriebenen Familie: zerstört wurden ihre Hüter und Wappen, ausgeplündert viele in Tempeln oder Palästen von ihnen vorhandene Andenken; den Papst erklärte man für einen Rebellen, und es fehlte sogar nicht an Personen, welche darauf antrugen, die Tochter Louisa's in Armut und Schande zu stürzen.

Schwerlich hatte sich jemals ein Papst in einer unvortheilhafteren Lage befunden, als Clemens der Siebente. Ueberzeugt, daß die Macht des Kaisers für die nächste Zukunft nicht zu besorgen sey, dachte er darauf, wie er sich mit demselben ausöhnen wollte; und die Anträge, welche er in diesem Endymion machte, fanden um so leichteren Eingang, da Karl die Nothwendigkeit einer Ausöhnung mit dem Papste nicht verkennen durfte, wosfern er nicht das ganze katholische Europa gegen sich vereinigen wollte. Es wurde also im Julius des Jahres 1529 zu Barcellona ein Vertrag geschlossen, der in allen seinen Theilen zum Vortheil des Papstes war. In demselben versprach der Kaiser seine natürliche Tochter Margareta mit Alexandro von Medici zu vermählen und ihr ein Einkommen von zwanzig tausend Gold-Scudi in neapolitanischen und anderen italienischen Sch-

nen mitzugeben; und da diese Prinzessin erst acht Jahr alt war, so sollte sie nach Neapel gebracht und dahelbst bis zu ihrer Vermählung ihrem Range gemäß erzogen werden. Zugleich versprach der Kaiser, die Ressen und Erben Lorenzo's des Försichtigen nach Florenz zu schicken, und die Person des Vaters, die ganze Familie desselben, und alle Güter und Rechte dieser Familie in seinen Schutz zu nehmen.

Da von den beiden Toskanern Hippolyto der Ältere war, so hätte er in der Regierung des florentinischen Großstaats den Vortzug erhalten sollen. Doch der Papst hatte seinen mit einer Weibin erzeugten Sohn die Gunst des Kaisers angewendet, dessen Verdruss, eine natürliche Tochter zu vermählen, über alles entschied, was die Republik Florenz ihr Vortrecht nennen konnte. Sobald also der Friede zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich wiederhergestellt war und die italienischen Fürsten ihren Bund aufgelöst hatten, erschien an den Ufern von Toscana ein vierzig tausend Mann starkes Heer, welches, angeführt von dem Fürsten von Oranien, die Stadt Florenz mit einer Belagerung bedrohte. Die Gemüther der Florentiner waren getheilt, wie immer. Der große Haufe, gleichgültig gegen Freiheit und Reichthum, weil es ihm nur um Erwerb zu thun war, wollte Ruhe, woher sie auch kommen möchte. Der Adel und die Verständigsten unter den Bürgern betrachteten wohl den Verlust der Freiheit; doch weil das gegenwärtige Regierungs-System dieselbe nicht gewährete, so mußten sie nicht, was menschendurcher sey, die Republik oder die Anarchie. Diese wurden die Ver-

bächtigen genannt. Die herrschende Parthei war die der sogenannten Tollen: sie bestand aus Personen, welche, als den niedrigen Gewerben angehörig, während der medicaischen Dictatur von aller Theilnahme an der Regierung waren entfernt worden; und an sie schloß sich alle die Wethigen an, welche, wegen Schulden oder Vergehungen, Feinde der Medic und ihrer Anhänger waren. Da der große Rath aus Leuten dieses Schlages bestand, die im Namen der Freiheit die Gesetze wider die Güte traten und sich jede Ausschweifung erlaubten: so war nichts natürlicher, als daß die Stadt Florenz mit dem ungleichsten Kräfte der Macht des Kaisers zu widerstehen versuchte. Wer den Medic anhäng, verließ die Stadt, und schloß sich dem kaiserlichen Heere an, in welchem Gaccio Valeri, Beauftragter des Papstes, den Vortheil der Medic wahrnahm. Elf Monate dauerte die Belagerung. Erschöpft durch innere Unruhe und ansteckende Krankheiten, ergab sich die Stadt. Die wichtigsten Punkte in der Capitulation waren: 1) Erhaltung der Freiheit; 2) Wiederherstellung der Medic und ihrer Anhänger, mit gegenseitiger Verzichtung zugesetzter Vertheidigungen; 3) Bezahlung von achtzig tausend Ducaten an das kaiserliche Heer; 4) Bündniß mit dem Kaiser; 5) Berufung auf denselben zur Einführung einer angemessenen Regierungsform. Man sieht hieraus, wie schlecht es in diesen Zeiten um die Einsichten stand, welche einer tüchtigen Verfassung zum Grunde liegen müssen.

Obwohl die Belagerer in Florenz eingerückt waren, wurde die Regierungsform, welche vor der letzten Ver-

nehmung der Medici gesollten hatte, widerhergestellt. Sie dauerte aber nicht länger, als bis die den kaiserlichen Truppen versprochenen achtzig tausend Ducaten bezahlt waren. Der freien Verfügung des Papstes anheim gestellt, sah sich die Stadt sehr bald in allen ihren Erwartungen betrogen. Da Alessandro de' Medici am Hofe Karls des Fünften in Flandern verweilte, so ernannte Clemens der Siebente den Bartol Salvi zu seinem Statthalter und zum Oberhaupt der Hierarchie. Rücksichtungen blieben nicht aus, obgleich ein vermeintlicher Statthalter Borgia auf Erden, der sich den gemeinschaftlichen Vater der Christenheit nannte, dieselben hätte verabschieden sollen. Von den Häuptern der sogenannten Fellen wurden sechs hingerichtet, die übrigen entweder eingekerkert oder verbannt. Geschwächt durch eine lange Belagerung, fand die Stadt durch das tyrannische Verfahren des Papstes bis zur gänzlichen Kraftlosigkeit und Ohnmacht herab. Eine Pest verhehrte die Anwohner. So sehr hatte sich das Gefühl ihrer früheren Würde verloren, daß sie den Kaiser um Alessandro von Medici, wie um eine Gnade, bat.

Inzwischen betrieb sich der Papst mit den Rathsgenossen seines Hauses über die neue Regierungsform. Die Fallerchi — so nannte man diese Partei — waren aber verschiedener Meinung; denn Einige wollten ein Gemisch von Fürstenmacht und Aristokratie, Andere ausschließliche Gewalt. Nur darin kamen Alle überein, daß, um neuen Empörungen vorzubeugen, eine Besetzung nöthig sey. Mit den Gesinnungen des Papstes vertraut, beauftragten Filippo Strozzi und Francesco Sforza

in Vorschlag: jede Spur der alten Freiheit — so nannten sie die frühere Verfassung — zu vernichten, sogar die Stelle des großen Rathes; die Signoria, das geachtetste Magistrats-Collegium der Republik, abzuschaffen; nur einige untergeordnete Magistraturen des Scheins wegen bestehen zu lassen, übrigens aber einen Rath von vierhundert Bürgern zu schaffen, aus welchem sich ein anderer von acht und vierzig zu bilden hätte, an dessen Spitze Alessandro von Medici treten sollte. Der Papst, welcher diesen listigen Vorschlag nicht genehmigte, entsandte den angesehenen Palloréchi aus Florenz, indem er ihnen einträgliche Aemter im Kirchenstaate gab. An die Stelle Valerij ernannte er den Vender Nikolo, Erzbischof von Capua, zu seinem Stellvertreter in Florenz. Inzwischen langte auch die Genehmigung des Kaisers in Hinsicht der neuen Regierungsform an: Alessandro von Medici, zum Herzog von Florenz ernannt, sollte das Haupt aller Magistraturen sein.

Lange Zeiten hatten die Anbaurer des jungen Herzogs erwünscht gemacht. Er wurde also, trotz der Abneigung, die man in einer früheren Periode gegen ihn gefühlt hatte, mit allgemeinem Jubel empfangen. Die Vornehmen betrachteten ihn als eine Stütze ihrer Stütze und als ihre Schutzwehr gegen jede Ruierung eines unstillen und unruhigen Volkes; und dieses, durch anhaltende Verdrüssungen gekümmert, hoffte, in ihm einen Förderer aller Wohlhabendheit zu finden. Alessandro, an den Höfen der Fürsten gebildet, hatte die Art angenommen, welche Vertrauen erregt; denn es fehlte ihm nicht an Herablassung und Freundlichkeit, wie sehr auch

Weil es seinem wahren Charakter entgegen stehn mochte. Wie sich das Verhältniß zwischen Färs und Volk in Florenz gebildet haben würde, wenn es sich selbst überlassen geblieben wäre, steht dahin; der Dazwischenkunft des Papstes verdarb alles.

Clement der Erbkaiser, übertrug, daß das Ansehen eines neuen Oberhauptes schwanke und unsicher bleibt, so lange es mit Andern getheilt werden muß, und daß man einen Freistaat nicht zur Hälfte unterdrücken kann, ohne sich mannigfaltigen Glückswechsels bloßzustellen — Clement dachte nur darauf, wie er seinem Sohne die Suberstadt von Florenz ganz und ungetheilt verschaffen wollte. Zu diesem Endzweck wurde beschlossen, daß die Bürgerschaft von Florenz entziffnet, und eine Miliz nicht bloß zur Vertheidigung der Grenzen, sondern auch zur Beherrschung der Hauptstadt unterhalten werden sollte. Hierbei nicht stehen bleibend, beschwerte der Papst die untergeordneten Städte mit Weeredien und mit einer maßlosen Justiz-Verwaltung, um sie für den neuen Suberda desto sicher zu gewinnen und zu seiner Unterstützung gegen die Forderungen der Hauptstadt geneigter zu machen. Die Wirkungen eines solchen Verfahrens konnten nicht ausbleiben; sie wurden aber dadurch verstärkt, daß man fortfuhr, die häufigsten Forderungen an die Einwohner der Hauptstadt zu machen. Die Florentiner, gekränkt durch den Verlust ihrer alten Magistraturen, gleichgestellt denen, welche bisher für ihre Unterthanen gegolten hatten, erdrückt durch unerhörte Steuern, gequält durch die strengsten Polizei-Gesetze, und bedrückt mit der Er-

nichtung einer Fesslung, gingen zur Verzeihung über; und weil sie sich nicht anders zu helfen wußten, so wanderten sie scharenweise aus, um im Exilante neue Umgebungen vorzubereiten. Waren nun die Ausgewanderten ein Gegenstand des Argwohns für den Kaiser, so waren es die Zurückbleibenden noch viel mehr. Die Erziehung des Herzogs Alexandre ward bald so gefährlich, daß sie auf seinen Charakter nicht zurückwirken konnte, ohne ihm eine noch größere Feindseligkeit zu geben, als er von Natur haben mochte. Nur durch Schrecken und harte Strafen, glaubte er, sich sichern zu können, und, indem er ein Tyrann wurde, ersuchte er den letzten Ueberrest von Liebe und Hoffnung in den Herzen seiner Unterthanen.

In Bologna lebte der Cardinal Hippolyte mit allem Glanze eines päpstlichen Fürstbischöfs. Man betrachtete man in diesen Zeiten als den Erben der Tugenden Lorenzo's und Cecilio's; denn ausgestattet mit einem großen Einkommen, verwendete er dasselbe zum Vortheil der Künste und Wissenschaften. Er selbst war Dichter und Musiker; und je mehr er sich damit wußte, desto bereitwilliger war er, sich zum Mittelpunkt der Künstler zu machen. Sein Hof, zahlreicher, als der irgend eines italienischen Fürsten, bestand aus wenigstens dreihundert Personen, von welchen jede durch irgend eine Beschäftigung ausgezeichnet war. Von dem Aufwand, den ein solches Leben nothwendig machte, belästigt, ließ Clemens seinen Roffen auffordern, einen Theil seiner Grande und Anhänger zu entlassen; doch die Antwort des Cardinals war: „er behalte sie, nicht weil er ihrer Dienste

bedürfe, wohl aber, weil sie der seinigen bedürftig wären.“ Die geistlichen Würden, durch welche der Papst ihn zu vertheidigen versucht hatte, verführten ihn wenig. Er hatte die Zurücksetzung hinter den Sohn eines Papstes nicht hintertrieben können; aber er empfand sie sehr demüthig. Da man nun dies wusste, so richteten sich die Klagen der Ausgewanderten und Weisbergnägen von Florenz besonders an ihn; und sein Graß gegen den Herzog Alessandro brachte es mit sich, daß er diesen Klagen gütigste Gehör gab. So entstand eine furchtbare Verschwörung gegen das Oberhaupt der Florentiner, welche von dem Augenblick an ausbrechen sollte, wo Clemens der Siebente gestorben seyn würde. Dieser Papst starb den 26sten Sept. 1524; und Hippolytus, um seinen Thron desto sicherer zu erreichen, erwarb sich eine Stütze in dem neuen Papste, der, ehe er durch ihn auf den heil. Stuhl erheben wurde, sich anheischig gemacht hatte, ihm entweder die kaiserliche Würde von Florenz zu verschaffen, oder ihm die Herrschaft von Toscana mit einem Einkommen von vierzig tausend Scudi zu geben. Das größte Hinderniß war das Verhältniß, worin der Kaiser zu dem Herzog von Florenz durch das Versprechen stand, sein Schwiegersohn zu werden. Dies Hinderniß aus dem Wege zu räumen, stellte der Cardinal dem Kaiser vor: wie tyrannisch Alessandro's Regierung sey; wie er sich nicht Mangel gegen den allgemeinen Haß vertheidigen könne; welche Gefahren der ganzen Halbinsel drohten, wenn das Scepter in seinen Händen bliebe; wie Er (der Cardinal), von dem edeln Theile der Stadt zur Regierung berufen, eigentlich

nur zuziehne, was ihm von Recht wegen gebühre; mit
Er ihm nicht minder treu und ergeben seyn würde; und
wie Er allein verhindert, daß Florenz die Franzosen zu
Hülfe rufen habe. Auch die Ausgewanderten schickten
eine Deputation an Karl den Fünften, um sich über
die Gewaltthätigkeit des Herzogs zu beschweren und über
den Bruch der Capitulation Klage zu führen.

Ohne auf die Beschuldigungen des Cardinals und
die Beschwerden der Ausgewanderten mehr zu achten,
als Gerechtigkeit und Billigkeit gestatteten, beordnete
Karl der Fünfte die Beendigung des afrikanischen Feld-
zugs, als den Zeitpunkt, wo er den Handel entscheiden
wollte, und Regal als den Ort, wo die Partheien sich
versammeln sollten. Diese befanden sich von jetzt an
in einer nicht geringen Spannung. Als nun der Kai-
ser im Jahre 1536 in Regal erschienen war, begaben
sich die Cardinale Salviati und Ridolfi mit den vor-
nehmsten Ausgewanderten nach dieser Residenz; und auch
der Cardinal Hippolyto blieb nicht zurück. Kaum aber
hätte dieser Juri in Apulien erreicht, als er plötzlich er-
krankte und unmittelbar darauf starb. Der Argwohn,
daß er Gift bekommen habe, wurde durch die Aussage
seines Haushofmeisters Giovan Andrea di Berge zur
Gewißheit; denn dieser gestand, daß er dies Verbrechen
begangen habe, und nannte den Herzog Alessandro als
den Anstifter, ohne für seine Sicherheit das Mindeste
zu besorgen. Das Ausscheiden des Cardinals brachte
die wohlberechnete Wirkung hervor, daß die übrigen
Ankläger des Herzogs mit ihren Beschuldigungen in der
Luft schwebten, und daß der letztere, weil es keinen Mo-

kenntlicher nicht für ihn gab, den Weg auf das Licht-
 reße haben trug. Sein Schwelger mit der Gistsch-
 reiber Bakelardini, dessen Unterhaltung der Kaiser
 liebte; was aber Karls am meisten zum Vertheil Alef-
 sandre's bestimmte, war die Ueberezeugung, daß er sich
 nicht auf ein Volk verlassen könne, welches die Freiheit
 zu allen Zeiten gemißbraucht hatte und der französischen
 Partei so sehr ergeben war. Vielleicht trug auch der
 gerade um diese Zeit erfolgter Tod des Herzogs von
 Mailand dazu bei, daß der Kaiser das Verfahren Alef-
 sandre's untadelig fand. Bei dem allen mußte der
 Herzog von Florenz die Ehre, der Schwiegersohn des
 Kaisers zu werden, durch ein kostbares Leibdinge für
 seine Gemahlin und durch das Versprechen erkaufen,
 daß, im Fall er vor seiner Gemahlin stirbe, ohne
 männliche Erben zu hinterlassen, die neapolitanischen In-
 sargen dem Kaiser überliefert werden sollten. Da der
 Erbe einer Kaiserstochter lebte Alessandro, über seine
 Gründe triumphirend, nach Florenz zurück, wo er, nicht
 lange darauf, seinen Schwiegervater bewirthete, als die-
 ser von Neapel nach Piment ging, um den König von
 Frankreich auf dessen eigenem Grund und Boden zu be-
 kriegen. Hatte Alessandro jemals tyrannisiert, so geschah
 es jetzt, wo Hände der Verwandtschaft ihn nöthigten,
 alle Mittel zu erschöpfen, um sich in der Gasse des
 Kaisers zu behaupten. Hart war der Druck, den er
 gegen seine Unterthanen übte; doch, indem er ihre An-
 sprüche auf Wohlsegen hintansetzte, verklärte er den Haß
 durch seinen Hochmuth und durch seine Ausdrehungen;
 und so geschah es, daß einer von seinen nächsten Ver-

wachten es wagen durfte, ihn umzubringen und sein Verbrechen vor aller Welt einzugestehen.

Coemo's Bruder, Lorenzo, hatte, als er im Jahre 1440 gestorben war, einen Sohn, Namens Pierfrancesco, hinterlassen, der, bei großen Reichthümern, nie aus der Bahn des Privat-Lebens getreten war. Seine beiden Söhne, Lorenzo und Giovanni, traten in die Fußstapfen des Vaters; und so lange Coemo's Geschlecht die erste Rolle in Florenz spielte, blieb ihnen schmerzlich etwas Anderes übrig, wenn sie nicht eine Eifersucht erregen wollten, welche nur zu ihrem Nachtheil ausschlagen konnte. Nach der Vertreibung Piero's vermauschten sie ihren Geschlechts-Namen gegen den der Populani; doch ohne dadurch in der Achtung ihrer Mitbürger höher zu steigen, welche, als erklärte Feinde des Habsenthums, auch sie verwarfen. Nach der Wiederherstellung der Nachkommen Lorenzo's des Prachteligen wurden ihre Hoffnungen, wenn sie solche unterhielten, noch einmal zu Boden geschlagen durch die Macht potter Päpste, die nur ihr Geschlecht begünstigen konnten. So gingen sie durch's Leben, ohne aus der Unterordnung hervorgetreten zu sein. Beide hinterließen Söhne; Lorenzo den Pierfrancesco, Giovanni einen Sohn gleichen Namens. Ihr Vorzug bestand darin, daß, während Coemo's Geschlecht nur in Banketten fortdauerte, ihre Hochmuthigkeit nicht in Zweifel gezogen werden konnte. Doch dies half ihnen wenig; und wollte der jüngere Giovanni ausgezeichnet sein, so mußte er die Laufbahn des Krieges betreten. Auf dieser zeichnete er sich, als Anführer der schwarzen Bande, im Dienste des Königs von Frank-

rich durch seine Tapferkeit so sehr aus, daß man ihn in Italien allgemein den großen Teufel nannte. Er starb, von einer Kanonenkugel getroffen, in einem Alter von acht und zwanzig Jahren, und hinterließ von seiner Gemahlin, Maria Salviati, einen Sohn, Namens Cosimo, der in der Folge den Titel eines Großherzogs annahm. Auch der jüngere Pierfrancesco hinterließ einen Sohn, Namens Ferruccio, den man, theils wegen seiner kleinen Gestalt, theils um ihn von den übrigen Medici gleichem Beinamen zu unterscheiden, Lorenzino nannte.

Dieser nun war es, der sich zum Nachen seiner Mitbürger aufwarf, als Alessandro de dem eigenen Ehrgeiz opferte. Lebhaften Geistes und heftiger Empfindung, war Lorenzino unter der Pflege einer sorgsamten Mutter aufgewachsen, welche zu der mächtigen Familie der Medici gehörte. In einem reiferen Alter von den glänzenden Beispielen der Welt eingenommen, hatte er sich im Umgange mit Hippo Strozzi, der mit glühender Freiheitssucht eine entschiedene Verachtung der kirchlichen und politischen Einrichtungen seiner Zeit verband, zu einer Welt-Ansicht erhoben, welche ihn nothwendig im Widerspruch mit seinen nächsten Verwandten und mit seiner ganzen Umgebung setzen mußte. Vergeblich hatte Clemens der Siebente versucht, ihn für sich zu gewinnen; geßtiffenliche Belaidigungen waren der Lohn für diese Bemühung gewesen und hatten dem Papste keine andere Wahl gelassen, als seinen Nepten aus Rom zu verbannen. Seit diesem Augenblicke lebte Lorenzino zu Florenz, in heftiger Verbladung mit Hippo Strozzi und andern Außgewanderten. So lange man die Hoffnung

verhielt, dem Schicksal der Republik durch die Berechtigung des Kaisers eine bessere Wendung zu geben, betrug sich Lorenzo mit Wände; sobald aber diese Hoffnung verschwunden war, ging er zu der Annahme über, welche das Geschick bestimmen will. Die Eiltung, welche er im Parthen-Kampf erweisen hatte, betrug sich mit einer tiefen Verstellung; und indem auch für ihn die Mittel durch den Jenseit geachtet waren, fand er es nicht weniger als schändlich, sich in die Hand Alessandre's dadurch einzuflehen, daß er sich zu einem Diener seiner Lust machte. Die Leidenschaft des Herzogs hatte sich gerade auf die Gattin eines gewissen Leonardo Cincari geworfen, welcher als Gesandter nach Neapel gegangen war. Diese Leidenschaft begünstigend, versprach Lorenzo Erhöhung, wenn der Herzog sich in seine Wohnung begeben und eine Nacht dastelbst zubringen wollte; seine wahre Absicht aber war, den Herzog zu ermorden, ohne alle andere Hülfe, als die seines Dieners Piero. Als nun die festgesetzte Stunde geschlagen hatte, kam Alessandro verlarvt in Lorenzo's Wohnung, und wurde in ein entlegenes Zimmer aufgenommen. Es entstand eine vertrauliche Unterredung, in welcher der Schläne die baldige Zukunft der Geliebten versprach. Mit schmerzlicher Ungeduld über ihr Ausbleiben, euferte er sich hierauf, um seinem Schienten einen solchen Poffen anzuweisen, daß er ihm schnell zu Hülfe kommen konnte. Der Herzog, nichts Böses ahnend, ging zu Bette. Als Lorenzo zurückkam, ließte er leise die Thür, gerade als ob es Stilleung einer heftigen Geringe gelte; und dann, auf den Herzog zuspringend,

durchstach er ihn, so wie er im Bette lag, mit seinem Degen. Alessandro, schwer verwundet, sprang auf, um zu entfliehen; doch in diesem Augenblick rief Lorenzo seinen Bedienten herbei, und es entstand ein Kampf, welcher damit endigte, daß Piero dem Herzog die Kehle durchschneidet.

Dies geschah in der Nacht vom 6ten Januar 1527. Nach vollbrachter That entstand die Frage, was jetzt zu thun sey. Piero erschrak, als er erfuhr, daß es der Herzog von Florenz sey, zu dessen Ermordung er beigetragen. Lorenzo selbst, ohne Anhang, ohne Parthei, ging seinem Verderben entgegen, wenn er im Florenz verurtheilt. Er war sehr darauf, in seinem Vaterlande die That eines Brutus, eines Taciteus, wiederholt zu haben; doch, anstatt sich dessen auf der Stelle zu rühmen, zog er es vor, das Zimmer, in welchem der ermordete Herzog lag, zu verschließen, und sich nach Bologna zu begeben. Hier hoffte er Filippo Strozzi zu finden, und mit seiner und der übrigen Aufgewanderten Hülfe an der Spitze einer bewaffneten Macht nach Florenz zurückzukehren. Doch das Schicksal wollte, daß Filippo Strozzi gerade nach Venedig gereist war; und da Lorenzo ihn nachrichten mußte, so entstand hieraus ein Zerwürf, der sich nicht wieder einbringen ließ. Die Aufgewanderten begrüßten ihn allenthalben, als den Befreier des Vaterlandes, und hatten unstreitig den besten Willen, die Umstände zu ihrem Vortheil zu benutzen; allein, ehe sie ihre Zurüstungen vollenden konnten, hatten die Dinge in Florenz eine Gestalt angenommen, die ihre Erwartungen vereitelte und bald darauf ihr Verderben bewirkte.

Das plötzliche Verschwinden des Herzogs Alessandro hatte unter seinen Dienern und Anhängern in Florenz große Bestürzung verursacht. Durch das gleichzeitige Verschwinden Lorenzino's auf die rechte Spur geleitet, versuchten sie nicht, die Entdeckung zu machen, wo und durch wen Alessandro war ermordet worden. Der Cardinal Elio, erster Minister des Herzogs, betrug jetzt eine Heißhitzgegnwart, die ihm zur Ehre gereichte. Ehe er das Ereigniß bekannt werden ließ, sicherte er sich den Beistand der Lehnwache, und berief die sämtlichen Truppen des Herzogthums nach Florenz, um gegen jede Ueberraschung der Ausgewanderten gedeckt zu seyn. Er versammelte hierauf die Bürger der Stadt, dem Vorwande nach, um über die Angelegenheiten des Staats mit ihnen zu reden, der wahren Absicht nach, um sich mit ihnen über die Person des künftigen Regenten zu einigen.

War Lorenzino der Bräutigam von Florenz gewesen, so wurde in seinem Vater Cosmo, dem Sohne Giovanni's, der Octavius dieses Staats gefunden. Cosmo lebte in einem Alter von achtzehn Jahren auf seinem Landsitz Mugello bei Florenz, auf nichts weniger rechnend, als auf einen Blüthenwechsel zu seinem Vortheile. Von der günstigen Stimmung der Florentiner für ihn unterrichtet, begab er sich nach der Hauptstadt, wo er, unmittelbar nach seiner Ankunft, mit der Euerdacht, unter dem bescheidenen Titel eines Chefs der Republik, belassen wurde.

Der einzige Widerstand wurde, obwohl viel zu spät, von den Ausgewanderten geleistet. Die Cardinale Riboldi und Salviati (beide Enkel Lorenzino's des Prätors

tigen), Bartolomeo Valeri und andere Bürger von hohem Range vereinigten sich mit Filippo Strozzi, um eine Veränderung zu bewirken; mit einem nicht unbedeutenden Heere gingen sie gegen Florenz vor und bedrängten sich der Festung Montemurlo, günstige Ereignisse in Florenz selbst erwartend. Diese blieben aus; und da der Kaiser Cosmo's Wahl gekündigt hatte, so war schwerlich auf einen günstigen Ausgang ihres Unternehmens zu rechnen. Inſtatt sich aber hartnäckig zu überzeugen, vertheilten sie in und bei Montemurlo, bis sie in der Nacht vom 1sten Aug. von den Medicinischen Truppen, unter Anführung Alessandro Soderli's, überfallen und geschlagen wurden. Das Schicksal der beiden Cardinale entsprach der Verſicht, womit sie die Befehle gehalten hatten. Bartolomeo Valeri, mit zwei Söhnen und einem Neffen gefangen genommen, wurde, wie diese, gleich am folgenden Tage hingerichtet; und dasselbe Schicksal hatten mehrere andere Insurgenten. Eine beträchtliche Zahl wurde in die Gefängnisse von Toscana gesteckt, wo sie entweder starben, oder bis zu ihrer Befreiung hinschmachten. Zwdlf Monate hatte Filippo Strozzi in den Gefängnissen von Castello, unter Höltern aller Art, verlebt, als er, an den Vermählungen seiner Freunde, ihm die Vergebung des Kaisers und des Herzogs zu bewirken, vermittelnd, sich, wie Luce von Uscio, das Leben nahm, und in seinem Testamente den Erbgang des Cardinals Erbe anlagte, der, um sich die Diara zu erwerben, sein unversehblicher Verfolger geworden sey *).

*) Das Ichwort der Abhandlung: Des Liberatori, der folgen zwei unvollständige Stellen aus derselben. — Lucina

Von diesen Schicksalen blieb Forzino unberührt. Er war bald nach seiner Ankunft in Braetig nach Constantinopel gegangen, umstreifend um dieselbst Verbindungen anzuknüpfen, deren Gegenstand die Wiederherstellung der alten Verfassung seiner Vaterstadt war; doch da er daselbst nichts ausgerichtet hatte, so war er nach Braetig zurückgekehrt. Hier rechtfertigte er die Ermordung des Herzogs Alessandro, so weit sie zu rechtfertigen war, in einer besondern Schrift, welche noch jetzt vorhanden ist. Seiner Darstellung zufolge war Alessandro ein noch weit ärgerer Tyrann, als Phalaris, Caligula und Nero. Die Verschuldigung, daß dieser Herzog seine eigene Mutter habe umbringen lassen, damit dieselbe von seinen Feinden nicht gegen ihn aufgestellt werden möge, ist eben so schrecklich, als es nicht auffällt, daß auch der Ermordung des Cardinals Hippolyte, als von ihm herührend, Erwähnung geschieht. Im Allgemeinen klaget Forzino die Veranlassung mit dem Herzog Alessandro, indem er behauptet, der Herzog sey zu einer Zeit geboren worden, wo die Wehrta mit einem Eselreiter verheirathet gewesen sey. Auch selbst entschul-

digt

nia a l'odio raccomandando, humilmente pregandolo, se altro daria di bene non vuole, che le dia almeno quel luogo dove Cesare Uicenne, e altri simili velenosi humani hanno fatto tal fine. — Pregho D. Giovan di Luna castellano, che mandi a torre da mio corgio dopo la mia morte, e ne faccia un migliaccio, mandandolo a Cibo cardinale, affior che si usi in morte di quello che talora non si e potuto in vita, perche altro grido non gli monta per arrivare al pontificato, a che esso si disbonatamente aspira.

bigt er wegen der von ihm ergriffenen Flucht mit der
Einsamkeit und Gleichgültigkeit seiner Ausbürger gegen
eine große That; und indem er gegen alle ihm unter-
gelegte Beweggründe protestirt, bekannet er, am
Schlusse seiner Verteidigung, den Mangel an That-
kraft, welcher die Florentiner bestimmt habe, die alte
Verfassung für immer aufzugeben. In der ganzen Ver-
theidigungsschrift findet man das Abbild eines griechi-
schen oder römischen Republikaners mit der vollen Ver-
unstaltung, welche das Werk der Zeit ist. Obgleich Ve-
rangio sein ganzes Leben in Eine That zusammengedrängt
habe, und, um sich selbst zu ehren, mit erlünselter Be-
wandlung auf dieselbe blickte: so hatte er doch
nicht verhindert, daß die Monarchie in seinem Vater-
lande erblich wurde. Er selbst sogar wurde in der
Folge ein Opfer des durchaus veränderten Geistes der
Florentiner; denn, nachdem er elf Jahre in einer ang-
stvollen Verbannung gelebt hatte, wurde er von zwei
florantinischen Soldaten ermordet, welche zwar als Mä-
rker Alessandro's auftraten, wahrscheinlich aber von
Lodovico, oder wenigstens von dessen Ministern, angestiftet
waren, eine Person aus dem Wege zu räumen, deren
Ansprüche auf die herzogliche Krone sich nicht verken-
nen ließen.

So in ein erbliches Herzogthum verwandelt, en-
digte der florantinische Freistaat, nachdem er mehr als
drei Jahrhunderte unter bürgerlichen Bewegungen und
andauernden Angriffen bestanden und während dieses
Zeitraum, trotz seinem geringen Umfange, eine größere
Zahl von aufgewachsenen Männern hervorgebracht hatte.

als irgend ein anderer noch so großer Staat in Europa. Wie dies mit seiner Verfassung zusammenhängt, ist im Laufe dieser Erzählung angedeutet worden. Unter Godmo's Regierung von aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten geschieden und folglich an der Entwicklung großer Leidenschaften verhindert, begannen die Florentiner zuerst zu sinken. Genie und Kunst wurden ihnen zwar nicht auf der Stelle fremd; doch, mehr in Verhältnissen als in Thren lebend, maßen sie die Erzeugnisse ihres Geistes nach dem Wohlgefallen der Regierung ab, und was Ursprünglichkeit genannt zu werden verdient, ging in eben dem Maße verloren, wozin die angesehensten Familien (die Medici, die Strozzi, die Rucellai, die Albizzi, die Balotti, die Capponi), welche ehemals mit Königen und Kaisern unterhandelt hatten, zu Unterthanen herabsanken und die untergeordneten Beamten einer regierenden Familie wurden. Von jetzt an ist die Geschichte von Florenz oder vielmehr vom Großherzogthum Toscana immer nur die der regierenden Fürsten, und dreht sich nur um Bündnisse und Unterhandlungen, kleine Tugenden und große Laster. Indesß ist es der Mühe werth, sie bis zum Ausgange des letzten Großherzogs vom Geschlechte der Medici zu verfolgen, wäre es auch nur um des Gegenstandes willen, welcher sich darin darstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Was wird das Schicksal der Domänen-Käufer im Hessischen seyn?

Öffentlichen Nachrichten zufolge, wird die Sache der hessischen Domänen-Käufer auf's Neue bei dem Bundestage zur Sprache kommen.

Betrachtet man nun den Bundestag in dem Lichte eines deutschen Senats — und warum sollte man ihn nicht in diesem Lichte betrachten: — so giebt es schwerlich eine Angelegenheit, die seiner Entscheidung würdiger wäre; denn in ihr handelt es sich nicht um einen bloßen Rechtsfall, den der erste beste Gerichtshof ebenso gut entscheiden könnte; es handelt sich vielmehr um Grundsätze, die, wie sie auch festgestellt werden mögen, von dem allerwesentlichsten Einfluß auf Deutschlands künftiges Schicksal seyn werden.

Von Preussen wird behauptet, daß es, in Einklang mit Oesterreichs und Rußlands Absichten, seine Erklärung dahin abgegeben habe: „es werde sich von dem, sowohl in der vier und vierzigsten Sitzung des Bundestages, als auch in öffentlichen Bekanntmachungen aufgestellten Grundsätze, daß alles, was unter der Regierung des ehemaligen Königs von Westphalen geschehen, als rechtmäßig und gültig betrachtet werden müsse, nie entfernen.“

Wenn diese Behauptung gegründet ist (woran sich überigens nur so wenig zu zweifeln läßt, da Preußen den eben erwähnten Grundsatz mit einer über alles Lob erhabenen, wahrhaft musterhaften, Gewissenhaftigkeit befolgt hat): so kann das Schicksal der hessischen Domänen-Käufer nicht ganz nachtheilig für dieselben ausfallen; auf's Wenigste muß ihnen das Verlorne ersetzt werden.

Aber man darf nicht vergessen, daß die rechtliche Ansicht, obgleich die erste und nächste in dieser Angelegenheit, keineswegs die einzige ist, die sich darbietet. Noch zwei andere kommen dabei in Betrachtung, nämlich die staatswirthschaftliche und die politische; und beide sind von einer solchen Beschaffenheit, daß der deutsche Bundestag sich ihnen durchaus nicht verschagen kann, wenn er für noch etwas mehr gelten will, als für einen bloßen Gerichtshof, dessen einzige Grundlage das positive Gesetz ist.

Und sey es vergönnt, die Gesichtspunkte aufzustellen, aus welchen sich die Angelegenheit der hessischen Domänen-Käufer betrachten läßt — nicht um dem Urtheile der Mitglieder des Bundestages auf irgend eine Weise vorzugeben, sondern um die Aufmerksamkeit unserer Leser auf einen Gegenstand hingleiten, von welchem sich wohl behaupten läßt, daß er von allgemeiner, d. h. von eigentlich nationaler Wichtigkeit für die deutschen Bewohner Deutschlands, und folglich der Theilnahme, die er bisher gefunden, durchaus würdig sey.

Der erste Gesichtspunkt, welcher sich darbietet, ist unstreitig der rechtliche.

Hierbei nun entsteht sogleich die Frage: ob es

im Heffischen jemals ein Befehl gegeben habe, welches den Verkauf von Domänen-Grundstücken verbieten.“

Sollte es ein solches Befehl nicht gegeben haben, so würde es in der That tyrannisch seyn, den Verkauf von Domänen-Grundstücken für unrechtmäßig und ungültig zu erklären, bloß weil er unter Umständen Statt gefunden, wo er nicht verhindert werden konnte.

Es ist aber anzunehmen, daß es ein solches Befehl im Heffischen nie gegeben habe; denn wozu hätte es noth seilen, da es nur Denjenigen beschränken konnte, von welchem es ausgehen mochte — den Fürsten selbst, der ein so starkes Interesse hatte, die Entstehung desselben zu verhindern?

Doch zugegeben, daß wir uns in dieser Voraussetzung irren — : welches waren die Umstände, unter denen der Verkauf der Domänen-Grundstücke im Heffischen erfolgte?

Heffen war sechs Jahre hindurch einer von den vielen Bestandtheilen des Königreichs Westphalen, und auf dem westphälischen Königsstrome saß während dieser Zeit ein sogenannter Usurpator. Alle Grundzüge der Staatsverwaltung waren hierdurch verändert; sie mußten es seyn, wenn das Königreich Westphalen fortdauern sollte. Einem Bruder des Kaisers Napoleon mußte der Domänen-Besitz in einem ganz andern Lichte erscheinen, als einem deutschen Fürsten von altem Geschlechte, der die Fürstentümmer vorzüglich auf reichen Euerbesitz stützte. Hätte jener aber auch den besten Willen gehabt, die auf ihn übergegangenen Domänen als ein Patrimonium sacrum zu behandeln: so würde er es doch nicht in seiner

Verwalt gehabt haben, einen solchen Versuch durchzuführen. Jenerlei verhinderte ihn daran: nämlich einmal, sein Verhältniß zu dem französischen Kaiser, welches ihm große Verbindlichkeiten auflegte — Verbindlichkeiten, denen er nur dadurch genügen konnte, daß er die Hälfte seiner Unterthanen von allen Seiten in Anspruch nahm; zweitens der Umstand, daß sein Bruder die Hälfte von den Domänen des Königreichs Westphalen für sich selbst in Beschlag genommen hatte, um sie zu Ausstattung für seine Günstlinge und Creaturen zu benutzen. Dieser Umstand war von nicht geringer Wichtigkeit. Je größer nämlich der Ausfall war, welchen der König durch diese Vertheilung Napoleons in seinen Einkünften litt, desto mehr mußten seine Finanzen darauf bedacht seyn, wie sie Mittel und Wege zur Deckung desselben finden wollten. Wenn sie nun den Verkauf von Domänen-Grundstücken zu Hülfe nahmen, so lag, wie es und scheint, ihre Rechtfertigung darin, daß nach dem Grundegeetze des Königreichs kein Besitz freier war, daß folglich bei dem Verkauf von Domänen-Grundstücken nur eine Verwandlung der Rente in eine Steuer erfolgte; denn jeder Käufer blieb Unterthan, und war, als solcher, einer seinem Vermögensstande angemessenen Steuer unterworfen. Die Veräußerung von Domänen-Grundstücken war sogar zum Vortheil des ganzen Königreichs, in so fern sie die Masse der Eigenthümer vermehrte, was in jeder Hinsicht wünschenswerth ist. Doch darüber unten mehr.

Vergeßlich machte man die Beobachtung, daß die Pfaffen nicht käufen sollten, weil sie durch den Er-

werb von Domänen-Grundstücken die sogenannte Usurpation unterfügten. Eine solche Verbitung ist deswegen nicht zulässig, weil sie etwas zur Pflicht mache, was nur in so fern einen Werth hat, als es aus dem freien Entschlusse herbergeht. Hätten die Herren ganz den selbst nach dieser Maxime gehandelt, so würde sich nichts dagegen einwenden lassen; sie hätten dadurch, wo nicht ihre Liebe für den ausgeschiedenen Kurfürsten, doch wenigstens ihre Achtung für die Eigenthümlichkeit desselben an den Tag gelegt, und so, wo nicht Lieb, doch wenigstens keinen Ladel, verdient. Da sie es nicht gethan haben, so gebietet die Billigkeit, sie lieber zu entschuldigen, als sie zu verdammen. Ob sie mit dem Kurfürsten jemals wieder vereinigt werden würden, mußte ihnen, bei der Unsicherheit aller menschlichen Schicksale, um so ungewisser vorkommen, da sie diese Wiedervereinigung nicht durch eigene Kräfte bewirken konnten; und in welchem Lichte ihnen auch der König von Westphalen erscheinen mochte, so konnten sie sich doch nicht verschließen, daß seine Existenz wenigstens in so fern eine gesellschaftliche war, als sie auf Friedens-Schlüssen beruhete. Was den Weibern setzten sie ihnen: sich der Regierung unterwerfen, welche der Tractat von Tilzit ihnen gegeben hatte? oder sich fortbauertad gegen dieselbe empören? Aber wo ist der Vernünftige, der das Letztere von ihnen zu fordern gewagt hätte! Wenn man nun nichts dagegen einwenden kann, daß sie in allen übrigen Dingen der Richtung folgten, welche die neue Regierung ihnen zu geben sie gut besand; warum hätten sie derselben nicht auch in Aufhebung des Ankaufs von Domänen-

Grundstücken folgen sollen? Waren diese Grundstücke in den Augen ihres neuen Fürsten nichts weniger, als ein *Patrimonium sacrum*, so waren sie es noch weit weniger in ihren Augen; und dachten sie über die wahre Beschaffenheit ihrer Lage nach, so mußten sie glauben, ihre Freiheit in eben dem Maße zu bewahren, worin sie die persönliche Ausübung der Fürstengewalt in Privat-Eigenthum vertheilten; das Beispiel Englands und Frankreich mußte für sie von großem, ja unabweislichem Einflusse seyn. Es war also alles da, was zum Erwerb von Domänen Grundstücken antrieb. Nur Unermüdgen konnte sie abhalten, darauf noch weit mehr einzugehen, als sie es wirklich gethan haben. Ihre Vaterlandsliebe blieb dabei so unbescholten, daß sie sich sogar in einem glänzenden Lichte zeigte. Was das Schicksal beschloßen hatte, konnten sie freilich nicht vorhersehen; aber selbst wenn sie sich die Wiedervereinigung mit dem Kaiserthum als möglich dachten, hatten sie, wie wir weiter unten sehen werden, ihm nur als Privatmann, durchaus nicht als Fürsten, geschadet.

In welchem Lichte müssen überhaupt Domänen betrachtet werden?

Dem Preussischen Landesrechte zufolge, sind Domänen: Grundstücke, Gefälle und Rechte, deren besonderes Eigenthum dem Staate, und deren ausschließende Veräußerung dem Oberhaupte desselben zukommt. Nach dieser Definition nun sind Domänen so weit entfernt, das Eigenthum des Fürsten zu seyn, daß er immer nur als der Regierender derselben betrachtet werden kann: sie dienen im Allgemeinen nur zur Ausstattung der Fürstengewalt;

und wenn sie in frühern Zeiten *Zehntgüter* genannt wurden, so zeigt diese Benennung hinreichend, wie man sich ihre Bestimmung dachte.

Inzwischen sind Domänen nicht so sehr das Eigenthum des Staates, daß dem Oberhaupt desselben die Verfügung über Domänen unbedingt genommen wäre. Der Fürst kann sie bewirthschaften; er kann sie auf Zeiten verpachten; er kann sie in Erbpacht geben; er kann sie sogar veräußern, wofür der Staat nur eine Schadloshaltung dafür bestimmt. Dies alles beruht auf gesetzlichen Bestimmungen, und liegt so sehr in der Natur der Sache, daß sich dagegen schwerlich etwas einwenden läßt.

Ersticht also die Frage: ob der ehemalige König von Westphalen zum Verkauf von Domänen-Grundstücken berechtigt war; so läßt sich diese Frage, wie es und scheint, nur mit Ja! beantworten. Nicht als Privat-Mann, sondern als Fürst, war der Kurfürst von Hessen im Jahre 1806 von Cassel abgereiset; und da das kaiserliche Verdict, nach Vortheil der Gesetze über Domänen zu verfügen, auf Denjenigen übergegangen war, der nach dem Frieden von Tilsit als König von Westphalen bestand: so war alles, was er in dieser Hinsicht that — voraufgesetzt, daß es auf eine rechtsherrliche Weise geschah — über allen Tadel hinaus.

Wie sehr also auch den abwesenden Kurfürsten der Verkauf von Domänen-Grundstücken schmerzen mochte, weil er sich gewöhnt hatte, die Fürstenthümer als einem großen Besitze anklebend zu betrachten: so konnte doch hiemit nie irgend eine Berechtigung entspringen, diesen

Verkauf für ungültig zu erklären; denn unter denselben Umständen würde der Kurfürst, in Folge seiner staats- oberhauptlichen Vorrechte, dieselbe Maßregel ergriffen haben.

Was hieraus folgt, begreift ein Jeder. Wer möchte es Er. Königl. Hoheit vorzugen, daß, wenn sie die hergebrachte Ausstattung der Kurfürstendele als Etwas betrachtet, das keine Verminderung erfahren darf — daß, sag' ich, der Kurfürst die Integrität derselben so wiederherzustellen strebt, wie sie bis zum Jahre 1806 war! Doch giebt es für diesen Zweck ein anderes Mittel, als ehrlichen Rückkauf? Die Unversehrtheit des Kurfürstenthums läßt sich nicht in eine Hypothese verwandeln; die ganze europäische Welt weiß, daß sie einst gefunden und volle sieben Jahre gedauert hat. Wenn nun nicht Alles, was während dieser Zeit im Preussischen geschehen ist, als ungeschehen betrachtet werden kann, so läßt sich dies auch nicht von dem Verlaufe der Domänen-Beunds- schäfte ausschließen.

Es kommt aber noch ein Umstand hinzu, der die gewaltsame Zurücknahme verkaufter Domänen-Beunds- schäfte gebiethig macht. Dies ist der geringe Betrag derselben. Hätte die Unversehrtheit des Kurfürstenthums, welche immer nur in so fern erfolgen konnte, als sie in dem Willen des Schicksals lag, zweimal sieben Jahre gedauert, so würde er nach seiner Zurückkunft alles noch weit mehr vermindert gefunden haben; und nach nochmal sieben Jahren würde ihm unstreitig dasselbe begegnet seyn, was den Stuart's im sechzehnten, den Bourbon's im neunzehnten Jahrhundert begegnet ist; nämlich die

Wiederherstellung des alten Zustandes gar nicht in seiner Gewalt zu haben. Je leichter ihn also der Niedrerkunft gemacht ist, desto weniger darf er denselben verweigern. Es würde zuletzt immer nur ein Eigensinn seyn, was ihn auf die Integrität der hingebachten Ausstattung seiner Fürstenthümer dringen macht; doch die Fürstenthümer selbst gebietet, nichts zu verlangen, was eine offenbare Ungerechtigkeit in sich schließt, und alles zu vermeiden, was zu dem Argwohne führen kann, die Bestimmung des Fürsten sey, sich auf Kosten seiner Unterthanen zu bereichern.

Aus dem rechtlichen Gesichtspunkt betrachtet, kann also der vorstehende Proceß, wie es scheint, schmerzlich zum Vortheil des Kaisers von Oesterreich entschieden werden.

Es gibt aber einen zweiten Gesichtspunkt, der zu den ernstlichsten Betrachtungen einladet. Wir nennen ihn den staatswirthschaftlichen, und wollen versuchen, ihn nach wahren Kräften aufzuheben.

Die Ausbattung der Fürstenthümer mit Domänen-Grundstücken ist in Europa zu einer Zeit erfolgt, wo eine andere Ausbattung derselben nicht wohl möglich war. Ihre unbedingte Nothwendigkeit ist durch nichts erwiesen; und in den letzten Jahrhunderten hat das Beispiel von England und Frankreich bewiesen, daß die auf die Erwerbsfähigkeit der Unterthanen gestützte Fürstenthümer dieselbe, wo nicht eine vermehrte, Sicherheit in sich schließt. Eine Ausbattung ist nothwendig, wo die Staatswirthschaft noch in der Gestalt einer Wirthschaft mit Producten auftritt; sie hört aber in eben

dem Maße auf notwendig zu setzen, worin sich die Producten-Wirthschaft in eine Geldwirthschaft verwandelt. Ist diese Verwandlung erfolgt, und soll gleichwohl die Auspflanzung der Fürstenthümer mit Domänen-Grundstücken fortbauern: so hemmt diese den National-Betrieb, und wirkt überall nachtheilig ein. Da nämlich der Fürst die Domänen-Grundstücke nicht selbst bewirthschaften kann, so ist er genöthigt, sie gegen eine gewisse Rente zu verpachten. Nun wird dies zwar unter den für ihn vortheilhaftesten Bedingungen geschehen; doch, wenn er nicht in eine unentzehlliche Abhängigkeit von seinen Pächtern gerathen will, so wird er besondere Personen aufstellen müssen, welche seinen Vortheil gegen den Eigennuß der Pächter vertheidigen. Der schwierigste Punkt hierbei ist, zu verhindern, daß diese Personen mit den Pächtern gemeinschaftliche Sache zum Schaden des Fürsten machen; und da es dazu nicht an Einladungen fehlen kann, so bleibt, zur Verhinderung des Ueberschneß, nichts anderes übrig, als Controle auf Controle zu setzen. Hierdurch nun wird zwar der größere Hebel abgewendet, aber der kleinere wirkt fort; und was die Vorsicht auch leisten möge, so ist das ganze System nur so lange anwendbar, als der geringere Umfang des Staats eine wirksame Ueberaufsicht gestattet.

Diese fällt nämlich in eben dem Maße weg, worin sich das Gebiet des Fürsten erweitert; und die Folge davon ist, daß man darauf bedacht seyn muß, die ungewisse Rente in eine gewisse Summe zu verwandeln. Daher die Erscheinung, daß man in allen größten Reichen, wo Staatswirthschaft in der Gestalt von Geld-

wirtschaft möglich war, sich von dem Domänen-Besitz loszumachen gesucht hat. Den auffallendsten Beleg für diese Behauptung liefert das Königreich Preussen. Unter Friedrich Wilhelm dem Ersten konnte es für das Muster einer tüchtigen Domänen-Verwaltung gelten; auch war sein Vorgang in dieser Hinsicht allgemein anerkannt. Zwar dauerte diese Verfassung unter Friedrich dem Zweiten fort, weil die unter seinem Vorgänger getroffenen Einrichtungen beibehalten wurden; allein das ganze System war erschüttert, theils weil der Umfang des Königreiches sich erweitert hatte, theils weil man nicht verstehen konnte, die Entdeckung zu machen, daß, bei gleicher Bevölkerung, gerade diejenige Provinz, welche die wenigsten Domänen-Grundstücke enthält (ich meine Schlesien), die meisten und sichersten Einkünfte gewährt. Das Domänen-System wurde seit Friedrichs des Zweiten Tode noch weit mehr erschüttert durch den Zuwachs, welchen die Monarchie unter den beiden letzten Königen gewann; und dürfen wir uns nun wohl darüber wundern, daß Preussen aufgehört hat, einen hohen Werth auf Domänen-Besitz zu legen?

Das Nachtheilige eines solchen Besitzes ist offenbar doppelter Art. Einmal verachtet es das Regierungs-Perseonal auf eine unnatürliche Weise, und bewirkt dadurch, daß die Ausübung der Fürsten-Milde ihre Bestimmung verfehlt, nämlich die Steuern unnöthig zu machen. Zweitens ist das Product eines Adelsstandes, der auf Pacht beruhet, nothwendig geringer, als das Product eines auf freiem Besitze beruhenden, indem der Pächter bei allem Unternehmungsgeiste, der ihm eigen

seyn mag, durch seinen Contract gebunden ist, der Eigenthümer hingegen durchaus nicht. Wer heute sich in unseren Zeiten noch dagegen verblende, daß der Domänen-Besitz für die ganze Gesellschaft dadurch zu einer unentrichtlichen Last geworden ist, daß er die Erwerbsfähigkeit, an welche so große Forderungen gemacht werden, vermindert! Man denke ihn sich weg; und alles ist auf der Stelle verändert: die Rente, in eine Steuer verwandelt, geht regelmäßiger ein, als das Pacht-Quantum; die Zahl der Eigenthümer ist vermehrt und dadurch das Product des Ackerbaues vergrößert; das Regierungs-Personal ist vermindert, und mit demselben die Steuer-Last erleichtert; die Regierung selbst ist auf ihrer ewigen Bestimmung gerathesgeführt, die Erwerbsfähigkeit zu beschützen — nicht dieselbe zu theilen.

Nur Einen Vortheil gewährt ein großer Domänen-Besitz; doch Schade, daß er von einer solchen Beschaffenheit ist, daß man in die Versuchung gerathen kann, ihn zu verabschauen. Ein Fürst, dem es nicht darum zu thun ist, der Chef einer besondern Classe der Gesellschaft, als das Oberhaupt eines großen Volkes zu seyn, kann freilich nichts Schlechteres thun, als den Domänen-Besitz im möglich-größten Umfange aufzugeben; denn gerade diese Art des Besitzes vermehrt die Zahl der Abhängigen, und drückt dem größten Theile der Staatsbürger das Siegel einer Unterthänigkeit auf, welche sich gegen die Willkür durch die Fesseln verteidigt. Aber ist es nicht die Sache eines politischen Senats, zu untersuchen, was es mit diesem Vortheil in unseren Zeiten auf sich habe, und anzukündigen, in wie

fern er festgehalten werden kann, oder aufgegeben werden muß? Klar ist, daß die ganze Staats-Verfassung hiermit in Verbindung steht, und daß es unmöglich ist, das Fürstenthum da zu einer idealen Reinheit zu erheben, wo es noch stehend in den National-Vertrieb eingreift.

In allen größeren Staaten stellt sich die Verfassung der Domänen ganz von selbst ein; denn, wenn sie auch jetzt noch die Kräfte aufzuheben sollte, worin einzelne dieser Staaten liegen, so kann man doch mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie diesen Charakter nicht lange behalten wird, da sie zugleich die Bedingung ist, unter welcher große Staaten allein Fortschritte in ihrer Ausbildung machen können. Ueber das, was in ihnen geschieht, kann man also außer Sorge seyn, und den Verfügungen der Finanz-Minister vertrauen. In wie fern nun dieselbe Verfassung der Domänen auch als vorthheilhaft für kleinere Staaten empfohlen werden kann, liegt zwar nicht außer allem Zweifel; doch möchte man glauben, daß bessere Verfassungen, die Herrschaft des Gesetzes und ein größeres Product der National-Vertriebsarbeit in ihnen, wie in den großen Staaten, das letztere Ergebniß dieser Verfassung seyn werde. Kann ein Fürst, der an der Spitze einer Bevölkerung von einer halben Million steht, auf dieselbe Weise Oberhaupt seyn, wie die Könige von England und Frankreich es sind: so ist es auch nicht länger zweifelhaft, daß, wenn er es wirklich wäre, die Summe der ihm zu Gebote stehenden Wachsmittel das Doppelte und Dreifache von dem seyn würde, was sie gegenwärtig ist. Ludwig der

Vierzehnte pflegte zu sagen: Ich, ich bin der Staat. Nun ja, er war es; doch gerade, weil er es war, stand der Staat auf schwachen Füßen, und ein gegenwärtiger König von Frankreich hat keine Ursache, mit seinem Ahnen im siebzehnten Jahrhunderte zu tauschen. Als der Kurfürst von Hessen im Jahre 1806 von Cassel abgewiesen war, fühlte sich der Staat todt, und alles ward Demjenigen leicht, der sich seiner bemächtigen wollte; aber ganz anders wolten sich die Dinge im Hessischen gewendet haben, wenn die Bewohner dieses Kurfürstenthums in einem bessern politischen System gelebt hätten, als sich mit einem großen Demänen-Vertrag: denn alsdann hätten sie — nicht das Eigenthum ihres Fürsten, sondern ihr Eigenthum verteidigt, und die Usurpation, wemitt sie bedrohet waren, in einem ganz andern Lichte betrachtet. Auf's Wenigste würden sie zur Abwehrung desselben nachhaltigere Kräfte gehabt haben; und dies läßt vermuthen, daß sie auch besseren Willen dazu gehabt haben würden.

Wenn man also in jeder andern Beziehung glicklicher ist, daß Geschehenes nicht umgekehrt gemacht werden könnte: warum will man in Hinsicht der Verfassung von Demänen das Gegentheil statuiren? Der Grund ist klar, wider er nur so hinsichtlich, als er klar ist. Man will nämlich die Fürstenthümer lieber auf den Besitzstand als auf die Natur der Gesellschaft gründen. Hieran aber thut man deshalb Unrecht, weil der Fürst Das, was er ist, nur durch die Gesellschaft ist, und selbst das größte Eigenthum, als solches, nur zu einem reichen Privat-Manne, nicht zu einem Fürsten,

machen kann. Hat man erst den Verurtheilten, die über diesen Gegenstand noch in Schwange sind, erfasst; so wird man auch den Domänen-Besitz besser würdigen; als bisher; und so ist zu glauben, daß, nach wenigen Generationen, kraft des Beispiels, welches England und Frankreich geben, das meiste Staats-Eigenthum auch in Deutschland sich in Privat-Eigenthum werde verwandelt haben *).

Der dritte und letzte Gesichtspunkt, aus welchem sich die Sache der kessischen Domänen-Käufer betrachten läßt, ist der politische; und wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir ihn den entscheidenden nennen.

Man hat gesagt: „um neuen Usurpationen zuvorzukommen, bedürfte es nur eines Gesetzes, welches den Domänen-Kauf verbiete.“ Allein hat man sich nicht geirrt? hat man dem Gesetz nicht eine höhere Kraft beigelegt, als es jemals haben kann? Der Zustand, worin Einer, so weit es angeht, Alles besitzen will, die Andern aber nur so viel besitzen dürfen, als er ihnen

*) Diese Vermuthung wird sogar leicht sich von dem Verstande ab, nur man den guten Willen dazu haben wird. Die Erbschaft kann nur als ein Erwerbungsgegenstand betrachtet werden; denn warum den Begriff von Pacht nicht lieber ganz aufgeben, und völliges Eigenthum unter der Bedingung einer jährlichen Rente gestatten, welche als Steuer erhoben wird? Der Unterschied würde sehr bekannt seyn, vorzüglich in Hinsicht der Erbschaft, welche ein vermehrtes Regierungs-Perfonal erlaubt. Nach und nach könnte man selbst Wäldungen und sogar andere Theile des Reichthums in Privat-Eigenthum einzuwandeln; und so würden die Regierungen, von einer allgütigen Aufsicht über Volkthum gelöst, und mit der Verantwortlichkeit der Regiererei ausgestattet, nicht länger die Gefährdungen bloßer Privat-Personen haben dürfen.

zu gestatten für gut befindet; mit Einem Worte, der gesellschaftliche Zustand, den ein großer Domänen-Besitz in sich schließt, ist allzu unnatürlich, als daß er sich durch ein solches Gesetz beschützen ließe. *Omne super-vacuum pleno de pectore manat*, ist in Dingen der Geseßgebung eben so wahr, als in Dingen der Kunst und Wissenschaft. Man wende jenes Gesetz auf Großbritannien an, und es wird auf der Stelle lächerlich, weil in Großbritannien alles Staats-Eigenthum, so fern es in Domänen-Grundstücken besteht, in Privat-Eigenthum ver wandelt ist. Hier beruht die Lächerlichkeit auf der Ueberflüssigkeit. Würde aber diese Ueberflüssigkeit in Deutschland, d. h. in einem Lande, das in dieser, wie in so mancher andern Hinsicht, den Gegensatz von Großbritannien bildet, minder einwirken seyn? Ich meine nicht. In ihren Wirkungen sind sich alle Ex-treme gleich. In Großbritannien würde der Usurpator keine Käufer finden, weil er, nachdem alle Domänen zu Privat-Eigenthum geworden sind, nichts zu verkaufen haben würde; in Deutschland würde der Usurpator, trotz allen verbotenen Gesetzen, Käufer finden, weil das Streben nach Eigenthum viel zu allgemein und viel zu heftig ist, als daß man nicht alle die Voraussetzungen machen sollte, welche der Erwerbung desselben günstig sind. Man verARGE es doch den Deutschen nicht, wenn sie die Usurpation in einem ganz andern Lichte betrachten, als diejenigen Völker, bei welchen die Fürstenthümer sich von dem Privat-Besitz getrennt hat; sie sind nur allzu sehr dazu berechtigt. Der Usurpator muß sogar eine vollkommenste Erscheinung für alle Diejenigen

seyn, welche dinsten, daß sie ihrem staatsbürgerlichen Zustand nur durch ihn verbessern können.

Will man also Deutschland vor neuen Invasionen bewahren, so kann dies nicht dadurch geschehen, daß man den Domänen-Besitz als Ausbuchtung der Fürstenwürde durch Gesetze vertheidigt; man muß vielmehr das Gegentheil thun.

Es giebt in Wahrheit nichts, was noch mehr zu Invasionen reizt, als großer Domänen-Besitz. Auf eine doppelte Weise erleichtert er die Eroberung: nämlich einmal dadurch, daß er die Witterhandelskraft des Angegriffenen schwächt, zweitens dadurch, daß er die Angriffskraft des Invasors verstärkt. Jenes bewirkt er durch die Gleichgültigkeit der Vertheidiger in einer Sache, von welcher sie nur allzu deutlich fühlen, daß sie nicht die ihrige ist; dieses durch die Fülle der Belohnungsmittel, welche er für die Befugung des Angriffs in sich schließt. Darum war es zu allen Zeiten leicht, Reiche zu erobern, in welchen die Fürstenwürde mit großem Besitz in Einklang ausgefallen war. Nie würde es Alexandern gelungen seyn, das große Persien zu unterjochen, wenn ihm der reiche Domänen-Besitz des Darius nicht zu Hülfe gekommen wäre; und nie hätte eine Handvoll Barbaren den Kaiser des weströmischen Reiches bewirrt, wenn dazu noch etwas mehr erforderlich gewesen wäre, als sich der Domänen in Italien, Gallien und Spanien und auf der langgestreckten Westküste von Afrika zu bemächtigen. Ueber den politischen Werth seiner Domänen sollte Deutschland einmal für allemal durch das Schicksal belehrt seyn, daß es bis zum Jahre 1804

erfahren hat. Wie hätte Napoleon die Rolle, durch welche er so lässig geworden ist, spielen können, wenn ihn nicht ein reicher Domänen-Besitz in Italien, Spanien und Deutschland unterstützt hätte! Wo es nur auf Vertreibung eines Einzelnen ankommt, um zu dem Besitz von großen Ländermassen zu gelangen, da wird alles leicht; wo hingegen das Eigenthum in den Händen vieler ist, da muß Schritt für Schritt erobert werden, da kostet die Eroberung Blut und Thränen, die man sich gern erspart. Der schlechtere Partisan ist der Pächter; der bessere ist der Eigenthümer. Jener fürchtet den neuen Herrn nicht, weil er durch ihn seine Umstände leicht verbessern kann; dieser hat alle Ursache, ihn zu fürchten, weil er durch ihn nur verlieren kann. Was hieraus für die Vertheidigung folgt, stellt sich ganz von selbst dar. Manchem, daß das, was in dem Kriege von 1813 — 15 wieder gut gemacht worden, nicht noch einmal geschehen könne, heißt eine Voraussetzung bilden, die sich schwer vertheidigen läßt. Deutsche Domänen sind den Äpfeln des Hesperus zu vergleichen, die man nie vergißt, nach denen man sich sogar inständig zurücksehnt; und soll Deutschland mit seinem westlichen Nachbar in irgend ein Gleichgewicht treten, so ist die Entäußerung des Domänen-Besitzes der Anfang und das Ende jeder inneren Politik, die ein solches Gleichgewicht beabsichtigt.

Hiermit aber steht die Einführung einer wirklichen Volksovertretung in Deutschlands Staaten in unzerrenlicher Verbindung. Denn man glaube doch ja nicht, daß diese, bei dem gegenwärtigen Stande des

Demänen-Besitzes möglich sey. In ihm liegt das größte Hinderniß wirklicher Vollvertretung, welche immer nur in so fern Mann gewinnt, als das Reich, was eine freie Bewilligung der Steuer erfordert. Die reiche England zu seiner gegenwärtigen Verfassung gelangt, wenn seine Könige in dem Besitz der Demänen geblieben wären, welche Wilhelm der Eroberer auf sie vererbt hatte; und dasselbe läßt sich von Frankreich sagen, wie sehr es auch in mancher Hinsicht noch hinter England zurückstehen mag. Der Analogie zufolge, welche beide Reiche gewähren, muß sich die Zahl der freien Eigenthümer in Deutschland noch bedauernd vermehren, wenn die Staaten dieses Landes zu einer Verfassung gelangen sollen, welche der brittischen und der französischen entspricht. Eine hantvoß Edelleute, die ihr Interesse wohl gar von dem der übrigen Staatsbürger sondert, ist unfähig, eine Vollvertretung zu bilden; und eben deswegen möchte man über die Einfalt Derer klagen, welche sich eingebildet haben, durch einen salto mortale zu einer Verfassung gelangen zu können. Wären die alten Ständeverfassungen auch nur in der Annäherung eine Vollvertretung gewesen, so würden sie niemals untergegangen seyn; und darum ist es wahrscheinlich, daß alles, was gegenwärtig in Deutschland jenen Ständeverfassungen nachgebildet und für Vollvertretung ausgegeben wird, in kurzer Zeit für ein *inane simulacrum libertatis*, wo nicht für etwas noch Schlimmeres, gehalten werden wird.

Noch genug von dem politischen Werth des Demänen-Besitzes!

In den von uns aufgestellten drei Gesichtspunkten scheinen alle die Momente enthalten zu seyn, auf welche der Bundesrath bei Entscheidung des zwischen dem Kurfürsten von Hessen und den hessischen Domänen-Kaufmann abzuwehrenden Processes Rücksicht zu nehmen hat. Die Sache ist (um dies zu wiederholen) von der höchsten Wichtigkeit. Es handelt sich darin nur umdinst um Wein und Dein; und in so fern nur davon die Rede wäre, könnte die Entscheidung eben sowohl von dem ersten besten Gerichtshof, wie von dem Bundesrath, ausgehen. Die bei weitem wichtigeren Fragen, welche dabei in Anregung kommen, sind: erstens, ob die deutsche Pfälzenwürde im neunzehnten Jahrhundert noch rein feudalistischen Begriffen aufgefaßt werden dürfe; zweitens, ob eine wahre und zweckmäßige Volkvertretung sich mit einem großen Domänen-Veß vertrage; drittens, wie Deutschland Zukunft, so wie sie aus der Natur der Dinge erkennbar ist, gesichert werde. Wer auf diese Gegenstände keine Rücksicht nehmen wollte, würde die Besennung eines Staatsmannes schlecht verdienen; und wer Bedenken trägt, die Bahn zu brechen, der würde zum Wenigsten Verzicht leisten auf die Ehre, unter den Weisen der Lapfere zu seyn.

Die Rolle, welche Preussen in diesem wichtigen Prozesse spielt, erscheint uns als eine höchst würdige: es vertheidigt das Beispiel, das es selbst gegeben hat. Aber ist dies Beispiel nicht in jedem Vertrachte groß und edel? Deutschlands Wohlfahrt beruhet darauf, daß es befolgt werde. Sollte dies nicht der Fall seyn, so würde sich viel dabei bedauern lassen, sowohl für Deutsch-

land, als für Preussen: für jenes, so fern es den Zustand seiner politischen Schwäche vermindert; für dieses, sofern es gerüstet wäre, gegen die übrigen Staaten Deutschlands in eine eben so unermüdliche, als bestimmte Operation zu treten. Denn an ein feiges Bequemen ist von seiner Seite nicht zu denken; seine Bahn ist geschnitten, und sein ganzer Zuschnitt ist von einer solchen Beschaffenheit, daß es nicht möglich umkehren kann. Es überlist nicht; und daran thut es wohl. Aber es bereitet vor; und daran thut es noch besser.

Nach allem, was bisher bemerkt worden ist, kann der nicht ermähnte Proceß nicht zum Nachtheil der kaiserlichen Domänen-Außer ausfallen. Selbst, indem sie sich hinter das gemeine Recht verschonen, müssen sie den Sieg davon tragen. Es können ihnen aber noch ganz andere Dinge zu Statten, als sie für sich anführen gewagt haben. Wie Einem Werte: in ihrer Angelegenheit ist die größte Ungleichheit Deutschlands angeregt und ausgesprochen. Dies große Land ist dadurch an den Scheideweg der Jahrhunderte geführt. Der Aufmarsch von Heeren kann den Proceß nicht gewinnen, ohne daß Deutschland jeder Gefahr blossgestellt wird. Auf gleiche Weise aber kann er denselben nicht verlieren, ohne daß sich für Deutschland eine glänzende Zukunft eröffnet. Denn ist einmal festgestellt — und dies ist bei weitem die Hauptsache —, daß die deutsche Fürstenthümer durch den Verlust von Domänen-Grundstücken nicht verliert, sondern gewinnt, und daß sie, wie die Fürstenthümer überhaupt, nicht auf den Besitzstand, sondern auf die Natur der Gesellschaft gegründet wer-

den muß: so hebt eine ganz neue Entwicklung für Deutschland an, welche ihren Charakter darin hat, daß Volk und Fürst sich gegenseitig mehr als jemals beschützen und eine große Familie bilden, die in Eintracht und Frieden lebt, weil alles ausgeglichen ist, was zur Eifersucht und zur Feindschaft führte. Nun erst ist die Aussicht auf die wahre Weltvereinigung eröffnet, deren Nothwendigkeit überall gefühlt wird, deren echte Grundlagen aber nur Wenige ahnen.

Essehe übrigens was da wolle, und lege wer da konnte: das Schicksal Deutschlands kann, nach Allen was in den letzten dreißig Jahren geschehen ist, im schlimmsten Falle nur aufgehalten, keineswegs aber aufgehoben werden. Und wie leicht ist es möglich, dasselbe durch Verblendung zu beschleunigen!

Neue Aufschlüsse über den Charakter und das Schicksal des Don Carlos von Oesterreich, Prinzen von Asturien.

(Aus Florentin's französischer Geschichte der spanischen Inquisition.)

(Schluß.)

Im Jahr 1565 unternahm Don Carlos eine Reise nach Flandern, gegen den Willen seines Vaters, ganz im Geheim. Er wurde in diesem Plan von dem Grafen von Solles und dem Marquis Tabara, seinen Kammerherren, unterstützt. Sein Voratz war, den Prinzen von Ecoli, seinen Suberbrd, mitzunehmen, wobei er nicht bedachte, daß dieser der vertraute Freund seines Vaters war; er verlangte seine Begleitung, damit es das Ansehn gewönne, als reise er mit Genehmigung seines Vaters. Seine Schwelger verschafften ihm eine Summe von 50,000 Thalem, und vier vollständige Bewaffnungen, um aus Madrid zu kommen. Sie waren überzengt, daß der Prinz von Ecoli, nachdem er die Reise einmal angetreten, dieselbe fortsetzen würde; wo nicht, so wollten sie sich selbst entledigen. Doch dieser gewandte Staatsmann verurtheilte den ganzen Entwurf

durch die geschickten Mittel, von welchen Cabrera in seinem Leben Philipp den Zweiten spricht.

Der Bischof von Osema, ehemaliger Lehrer des Prinzen, von der schlechten Aufführung und dem Ausschweifungen desselben unterrichtet, überließ aber von den geheimen Befehlen des Monarchen nichts aufzufordern, wollte sein unbeschränktes Uebergewicht benutzen, um ihn in die rechte Bahn zurückzuführen. In diesem Entwerf schrieb er ihm unter dem 10. May 1566 einen langen Brief, welcher von dem Niederländer Richter abgedruckt worden ist: einen Brief, worin er ihm Belehrungen gab über sein Betragen zu den Ministern des Königs, zu seinem Vater u. s. w., und worin er ihn aufmerksam machte auf die nicht zu berechnenden Folgen, die ein entgegengesetzter Betragen nach sich ziehen würde. Dabei nahm er sich wohl in Acht, selbst nur indirekt, zu erkennen zu geben, daß das Betragen des Prinzen diese Folgen nöthig machte. Dieser empfing das Schreiben des Bischofs mit derselben Achtung, die er für Alles hatte, was von diesem achtungswerthen Freunde kam; indeß befolgte er keine von dessen Lehren.

Don Carlos benutzte den Rath seines alten Lehrers so wenig, daß er sich den heftigsten Ausdrücken seines Zornes überließ, als er im Jahre 1567 erfuhr, daß sein Vater den Herzog von Alba zum Gouverneur von Flandern ernannt habe. Als dieser Herzog von dem Prinzen Abschied nahm, sagte Don Carlos ihm ins Gesicht, daß sein Vater sehr dumm gehandelt habe, ihn zu diesem Gouvernement zu ernennen, welches für den

Thronerben sich weit besser geschickt haben würde. Der Herzog antwortete: der König habe ihn mit einem solchen Auftrage überhaupt in einer andern Absicht verschont, als um ihn gegen die Gefahren zu sichern, die er in den Niederlanden angetroffen haben würde mitten unter allen den Zwistigkeiten, welche sich unter den vornehmen Personen erheben hätten. Diese Antwort hätte den Don Carlos befriedigen sollen; aber sie setzte ihn nur in Wuth. Er zog seinen Degen, ging auf den Herzog los, und sagte: „Sie sollen mir nicht nach Flantern gehen; das Herz will ich Ihnen durchstoßen, ehe Sie dahin abreisen.“ Der Herzog wich dem ersten Stoße aus, indem er einige Schritte zurücksprang; da aber der Prinz den Angriff nicht aufgab, und der Herzog sich immer mehr gebedrängt sah, so sagte er den Feinden um den Leib, und schloß ihn so eng in seine Arme, daß er alle Beweglichkeit verlor. Als Don Carlos, dessen Wuth mit jedem Augenblicke zunahm, sich durchaus nicht gehen wollte: machte der Herzog Mord. Die Kammerherren eilten herbei. Der Prinz wurde aus des Herzogs Armen befreit, und verschloß sich in sein Cabinet, um den Ausgang eines Auftrages abzuwarten, der, wenn sein Vater von dem Vorgange unterrichtet wurde, nicht anders als unangenehm seyn konnte.

Die Kaiser des Don Carlos konnten in dem Herzog Maximilian des Zweiten, seines Onkels, der um diese Zeit deutscher Kaiser war, jene jährlichen Gefühle nicht vernilgen, die dieser Monarch für ihn seit jenen Zeiten hegte, wo er ihn als Kind, d. h. als unschuldigen

gekannt hatte. Dasselbe war der Fall mit der Kaiserin Maria, seiner Mutter. Beide wünschten, ihn mit ihrer Tochter Anna von Oesterreich zu vermählen. Den Carlos kannte diese Prinzessin seit seiner frühesten Jugend; denn sie war im Jahre 1549 zu Vigales in Spanien geboren worden. Philipp der Zweite theilte in diese Heirath, und unterrichtete die Kaiserin davon. Fürchtend indeß, daß, wenn die Zeit nicht eine Veränderung in dem Charakter und den Sitten des Don Carlos bewirkt, seine Nichte sehr unglücklich seyn werde, betrieb der spanische Monarch diesen Entwurf mit seiner gewöhnlichen Ebschlichkeit; und es ist zu glauben, daß er sogar die Befürchtungen theilte, die man über des Prinzen Wuth gegen die Heirathen unterhebt. Umgekehrt verhielt es sich mit dem jungen Prinzen. Sobald er von dem Gergange der Sache unterrichtet war, äußerte er ein beständiges Verlangen, seine Mutter so bald als möglich zu heirathen.

Um zu seinem Zwecke zu gelangen, machte er erst Mene den Plan, sich ohne die Genehmigung seines Vaters nach Deutschland zu begeben; denn er hoffte, daß seine Ankunft in Wien den Kaiser bestimmen würde, alle Schwierigkeiten aufzugeben. Weil von diesem Gedanken, beschäftigte er sich nur mit der Ausführung seines Vorhabens, bei welchem ihm der Prinz von Oranien, der Markgraf von Berg, die Grafen von Heeren und Egmont und der Baron von Montigny, diese Häupter der flandrischen Verschwörung, ihren Beistand nicht versagten. Ich sehe mich also genöthigt, auch den Don Carlos unter die Zahl der Schlachtopfer dieser Verschwörung zu begreifen.

Dies Benehmen des Don Carlos, und die übrigen von mir erzählten Züge gaben dem Erzbischof von Mosano, päpstlichem Nuntius am Hofe zu Madrid, Veranlassung, dem Cardinal Alessandrino zu melden: „Der Prinz von Asturien sey von einer unerträglichen Unmässigkeit und Aufgelassenheit der Sitten; schwach am Geiste, folge er zur Eigenheit und Hartnäckigkeit; mit Recht könne man sagen, er besitze sich nicht in dem vollen Besitze seiner moralischen Fähigkeiten, und habe Anfälle von Wahnsinn. Alle diese Thatfachen muß man gar nicht kennen, wenn man Sr. Karls und Mercier's Erzählungen von einem angeblichen Liebesverständniß zwischen der Königin und dem Prinzen seinen Glauben schenken will.

Der Marquis von Berg und der Baron von Kottigau erschienen zu Madrid, als Abgeordnete der spanischen Provinzen, um alles, was sich auf die Einführung der Inquisition in diesem Lande, und auf andere Gegenstände, die zu Unruhen geführt hatten, bezog, ins's Reine zu bringen. Margaretha von Oesterreich, Prinzessin von Parma, und natürliche Schwester Philipp's des Dritten, war damals Regentin in den Niederlanden, und hatte ihrer Einwilligung zu dieser Reise gegeben. Als nun die Abgeordneten sahen, womit Don Carlos umging, thaten sie alles, was in ihren Kräften stand, ihn in seinem Voratz zu bestärken. Sie erhoben sich also, ihm behäuflich zu seyn, wenn er seine Reise nach Deutschland antreten wollte. Um diese Anträge machen zu können, bedurften sie einer Mittelsperson. Da diesem Endzweck zuwenden sie sich an den Herrn von

Seebörse, Kammerherren des Königs, und dieser ver-
lieh dem Prinzen die Statthalterei der Niederlande, so-
bald er der Prinzessin Margaretha die Ewig. und dem
Herzog von Alba die Militär-Verwaltung abgenommen
haben würde; die Bedingung war — Glaubensfrei-
heit. Gregorio Tellez spricht von einem unter den Pa-
piere des Herzogs von Alba gefundenen Schreiben
von Don Carlos an den Grafen von Egmont, welches
die Ursache war, weshalb der Kaiser ihn und den
Grafen von Horn enthaupten ließ. Dem Prinzen von
Oranien konnte Alba nicht beistimmen, weil er die Flucht
ergriffen hatte. Inzwischen bereitet man in Spanien
dem Marquis von Berg und dem Baron von Mont-
igny dasselbe Schicksal; denn beide waren verurtheilt auf
verschiedenen Festungen.

Obgleich die beiden Lehren dem jungen Prinzen
Reisegeld angeboten hatten, so hatte er es doch nicht
angenommen, weil er glaubte, es sich selbst verschaffen
zu können. Die Schritte nun, die er zu diesem End-
zweck that, brachten die Verschöderung an den Tag. Er
schrieb an beinahe alle Großen Spaniens, die er um
Unterstützung seines Unternehmens ansprach. Die An-
worten waren günstig; nur machte man fast allgemein
die Bedingung, „daß dies Unternehmen nicht gegen den
König, seinen Vater, gerichtet seyn sollte.“ Der Ad-
miral von Castilien, welcher in gerader Linie aus der
königlichen Familie herstammte, blieb allein nicht bei
dieser Vorsetz stehen. Das geheimnißvolle Schwärzen,
worin dies vorgedachte Unternehmen gehüllt war, so
wie die Kenntniß, welche er von der Unüberlegtheit des

Pringen hatte, brachte ihn zu dem Argwohn, daß etwas Verbrecherisches dabei im Spiele seyn könnte. Um alle Gefahr zu entfernen, übersandte er dem Monarchen das Schreiben seines Sohnes zu einer Zeit, wo Don Carlos dem Don Juan von Oesterreich Alles entdeckt und nicht dem Könige davon Anzeige gemacht hatte. Mehrere vermutheten, daß die Ermordung Philipps des Zweiten zu dem Plane der Verschwornen gehört habe; doch in den Briefen war nur von Schritten die Rede, welche gethan werden, um Geld zu bekommen. Sein ganzes Vertrauen hatte Don Carlos auf seinen Kammerdiener Garcia Alarez Osorio gesetzt; er war sein Senesl im Verbrechen. Sein Auftrag lautete dahin, daß er mündlich alles hinzufügen sollte, was zum Verständniß der Briefe gehörte, deren Ueberbringer er war. Die Absichten seines Herrn zu erfüllen, machte dieser Vertraute mehrere Reisen nach Valladolid, Burgos und anderen Städten Kastiliens; und da der Prinz die verlangte Summe nicht erhalten hatte, so schrieb er unter dem 1. Dec. 1568 einen von seinem Secretair Martin de Capela gegengezeichneten Brief an Osorio, worin er meldete, daß er auf alle Verheißungen und Wechsel, die man in Kastilien negociirt, nur 6000 Ducaten erhalten habe, daß er aber für das in Rede stehende Unternehmen 600,000 gebrauche. Und um sich dieselben zu verschaffen, schickte er denselben Kammerdiener zwölf von ihm unterzeichnete Briefe in Blanco, um die Namen und Zusammen derjenigen hinzuzufügen, denen sie einzehändig werden sollten, wobei er ihm auftrag, sich nach Sevilla zu begeben.

ben, um die angefangenen Schritte fortzusetzen, und von diesen Briefen Gebrauch zu machen *).

So wie Don Carlos die Hoffnung schloste, daß er das verlangte Geld erhalten und seine Reise antreten werde, gab er sich Entwürfen hin, welche noch verheerender waren. Weihnachtsfest desselben Jahres 1567 war noch nicht gekommen, als er den schrecklichen Entschluß faßte, seinem Vater das Leben zu nehmen. Hierbei handelte er ohne Rücksicht, ohne Plan, ohne Verstand, und bewies dadurch, daß sein Unternehmen mehr das eines Warran, als eines Völserrichters und Verschönders war; denn er blieb nicht Herr seines Geheimnisses, und schloß sich auf keine Weise gegen die Gefahr, der er sich selbst dabei aussetzte.

Philipp der Zweite befand sich in Escorial; die ganze königliche Familie in Madrid. Hier wollte sie speisiren und das Abendmahl nehmen, nach einem am Hofe hergebrachten Gebrauch, um das den Königen von Spanien von den Päpsten bewilligte Jubiläum zu gedenken. Für diese Feierlichkeit war der 28ste December anberaumt. Den 27sten, es war ein Sonnabend, besuchte D. Carlos seinem gewöhnlichen Bruchwater, einem Dominikaner Namens P. Diego de Chaves, der in der Folge Bruchwater des Königs wurde. Bald darauf vertraute er einigen Personen, daß sein Bruchwater ihm, auf das Bescheidniß, daß er damit umgehe, einer

*) Von der Famen, im Leben des Don Juan von Österreich B. 1.

einer Person den hohen Range das Leben zu nehmen, die Resolution verfügt habe, weil er seinen Versuch nicht habe aufgeben wollen. Don Carlos ließ andere Geisliche holen, und erfuhr dieselbe Bitterkeit. Er faßte hierauf den Entschluß, von dem P. Juan de Tebar, Prior des Dominikaner-Klosters von Alcala, eine nicht gemeinliche Heilte zu verlangen, damit es schmerzen möchte, als habe er sich dem heiligen Tisch eben so genähert, wie D. Juan von Oesterreich, Alexander Bamese und die ganze übrige Familie des Königs. Der Prior merkte sehr bald, daß er es mit einem Unsinigen zu thun hatte, und in dieser Ueberrugung fragte er ihn: wer die Person sey, die er umbringen wolle; wobei er hinzufügte, „daß, wenn er den Rang derselben kenne, dies vielleicht hindern werde, nicht länger von ihm zu verlangen, daß er seinem Verhaben entsagen solle.“ Von Seiten des Priors war dieser Vorschlag sehr gewagt; es kam ihm aber nur darauf an, daß der Prinz die Person nennen sollte, gegen welche sein Ausschlag gerichtet war. Der Erfolg blieb nicht aus. Don Carlos nannte Don, den er das Leben zu verdanken hatte, und erklärte sich darauf eben so gegen Don Juan von Oesterreich, seinen Oheim, wobei einer von den Thürknechten des Prinzen zugegen war.

Die Schritte des Garcia Moore, Oserlo zu Sevilla geschahen mit so ungemeiner Thätigkeit, daß er sich in sehr kurzer Zeit viel Geld verschaffte. Von diesem Erfolg unterrichtet, traf D. Carlos Anstalten, seine Reise um die Mitte des Jahres 1560 anzutreten. Den Den

Journ. f. Deutschl. XI. Bd. 15. Heft. 6

Juan, seinen Oheim, suchte er zu bereden, daß er ihn begleiten möchte, wie er es ihm Anfangs versprochen; denn Don Carlos hatte ihm sein Vorhaben, gleich bei der ersten Entscheidung, mitgetheilt, ohne zu bedenken, daß dieser Oheim sein Geheimniß verrathen könnte und daß er sich folglich einer großen Gefahr aussetze. Was er hätte befürchten sollen, erfolgte; denn Don Juan unterließ nicht, dem Könige Nachsicht von allen Unterredungen zu geben, die er mit dem Prinzen hatte. Don Carlos machte seinem Oheim große Versicherungen; und dieser, seiner Seits, erwiderte: er sey bereit, alles zu thun, nur besuchte er, die Absicht werde wegen der damit verbundenen Gefahren nicht zur Ausführung kommen. Don Juan unterrichtete den König von diesem letzten Besuche. Der Monarch, welcher sich noch zu Cardinal befand, zog mehrere Theologen und Rechtsverständige zu Rathe, um von ihnen zu erfahren, ob er mit gutem Gewissen die Verstellung festsetzen und die Krone annehmen könne, als wisse er gar nichts. Martin Vespigneta (berühmt unter dem Namen des Doctors Navarro, weil er im Königreich Navarra geboren war) gehörte zu denen, welche der König zu Rathe zog. Seine Meinung war: man dürfe den Don Carlos nicht abweisen lassen; in den Pflichten des Monarchen liege, daß er bürgerliche Kriege zu verhindern suche: dergleichen aber könnte leicht die Wirkung einer solchen Weisung seyn; die Geschichte liefere davon mehrere Beispiele, unter andern das Beispiel Ludwig des Elften, Königs von Frankreich, der, als Dauphin und Erbe Karls des Ersten, seines Vaters, den Hof verlassen und sich

zu dem Herzog von Burgund begeben habe. Cabrera sagt, daß auch Melchior Cano, ehemaliger Bischof der canarischen Inseln, in dieser Angelegenheit zu Narbe gezogen worden; allein er irrte sich: denn Bruder Melchior war schon 1560 gestorben.

Der Prinz theilte seinen Entschluß auch seinem Reichsvater Diego de Chaves mit. Dieser suchte ihn, namentlich vergeblich, davon abzubringen. Don Carlos machte der Frau des Don Luis de Cordova, Groß-Stallmeister des Königs, einen Besuch; und als diese Dame aus einigen Anfordungen, welche ihm entfielen, schloß, daß er nächstens abreisen werde, so schrieb sie darüber an ihren Gemahl, welcher sich in Escorial beim Könige befand und dem Könige den Brief seiner Frau mittheilte. Endlich, den 17ten Jan. 1568 sandte Don Carlos dem General-Director der Posten, Don Ramon von Tapia, den Befehl, für die nächste Nacht acht Pferde für ihn in Bereitschaft zu halten. Tapia befürchtete, dieser Befehl möchte ein dem Verrath des Königs nachtheiliges Geheimniß in sich schließen; er kannte den Charakter des Prinzen, und wußte, welche Gerüchte zu Madrid im Umlauf waren. Dies alles befiel ihn, dem Prinzen zu antworten, daß alle Postpferde in Bereitschaft genommen wären; und so gewann er Zeit, den König wissen zu lassen, was vorging. Der Prinz überschickte inzwischen einen Befehl, welcher noch dringender war, als der erste. Tapia, der seine Heftigkeit fürchtete, ließ sogleich alle Postpferde von Madrid abgehen, und begab sich nach dem Escorial. Der König kam im Parde, einem zwei Stunden von

Wald gelegenen Schlosse, an. Dabin begab sich auch Don Juan von Oesterreich, sobald er die Ankunft des Königs vernommen hatte. Don Carlos, welchem die Ankunft des Königs in Verde unbekannt geblieben war, wollte eine Unterredung mit seinem Oheim haben, und ging zu diesem Endymed bis nach dem Retamar (in der Mitte zwischen Madrid und dem Verde gelegen), von wo er sagen ließ, daß er zu ihm kommen möchte. Er theilte ihm die Befehle zur Ueberse mit, und sagte ihm, daß Garcias Alvaro Osorio mit 150,000 Thalern von Sevilla zurückgekommen wäre, und daß er den Vorrath in Wechselln untersege bestimmen würde. Don Juan antwortete: er sey bereit, mit ihm abzureisen. Sobald er ihn aber verlassen hatte, ging er zum Könige zurück, um diesem von allem, was er gehört hatte, Nachricht zu geben. Der Monarch reiste nun nach Madrid, wo er wenige Augenblicke nach Don Carlos anlangte *).

Die Ankunft des Königs in der Hauptstadt stürzte den Plan des Don Carlos. Da er für die nächste Nacht keine Poffpferde erhalten konnte, so verschob er sein Unternehmen bis auf den folgenden Tag. In diesem Tage (es war ein Sonntag) wohnte der König, begleitet von Don Carlos und Don Juan, der Messe bei. Nach derselben that der Prinz an Don Juan mehrere Fragen, die unentwarte Ankunst seines Vaters betreffend. Hastig waren die Antworten des Oheims nicht

*) Cabrera, Buch 7 Kap. 22. und Van der Horst, im Leben des Don Juan von Oesterreich B. 1.

sehr befriedigend; denn bald sah er sich genöthigt, den Degen zu ziehen, um sich gegen seinen Rassen zu vertheidigen. Zugleich schrie er um Hülfe; und da es nicht an Leuten in der Nähe fehlte, so wurde ein Aufstand, der leicht tragisch werden konnte, schnell beruhigt.

Der König sah nunmehr, daß er Maßregeln der Strenge nicht länger verschieben konnte. Er besprach sich mit mehreren Personen seines geheimen Rathes, und es wurde beschlossen, daß man die nächste Nacht den Prinzen verhaften wollte, um sich seiner Papiere, seiner Waffen und seines Geldes zu bemächtigen.

Diese Verhaftung fand wirklich Statt. Ueber dieselbe giebt eine nie gedruckte Handschrift, deren Urheber der Zährleier des Prinzen ist, Auskunft. Sie scheint wenige Tage nach der Verhaftung des Prinzen aufgesetzt zu seyn, und enthält folgende sehr merkwürdige Sätze:

„Um elf Uhr Abends, sagt der Zährleier, sah ich den König die Treppe herunter kommen. Er war begleitet von dem Herzog von Gera, General-Capitän der Leibwache, von dem Großprior des Maltheiser-Ordens, von dem General-Lieutenant der Leibwache, und von zwölf Offizieren. Der Monarch war unter seinem Mantel bewaffnet und trug einen Helm auf dem Kopfe. So näherte er sich meiner Thür, und ich erhielt den Befehl, sie zu verschließen und sie Keinem zu öffnen, wer es auch seyn möchte. Alle diese Personen waren bereits in dem Zimmer des Prinzen, als er ausrief: Wer das! Die Officiere hatten sich seinem Worte genähert und sich seinen Degen und seinen Dolch bemächtigt; und auch der Herzog von Gera hatte eine mit zwei Kö-

geln geladene Büchse an sich genommen. Als nun der Prinz in Drehungen ausbrach, antwortete man ihm: der Staatsrath ist hier. Er wollte sich seiner Waffen bemächtigen, und war so eben von dem Thore aufseherungen, als der König in's Zimmer trat. Der Prinz fragte: „Was will Ew. Majestät von mir?“ „Das wirst du seeliglich erfahren,“ antwortete der König. Man schloß hierauf Thüren und Fenster zu, und der König sagte zu Don Carlos, er möchte ruhig in seinem Zimmer bleiben, bis er ihm andere Befehle zuferstigen werde. Hiernach rief er den Herzog von Beria, und sagte zu ihm: „Ich übergehe Ihnen die Person des Prinzen, um Sorge für ihn zu tragen und ihn zu bewachen.“ Dann wendete er sich zu Luis Anshado, zu dem Grafen von Berma und zu Don Rodrigo de Mendoza, mit den Worten: „Ich befehle Euch, dem Prinzen zu dienen und zu gehorchen; aber thut nichts von Dem, was er Euch befehlen wird, ohne mir vorher davon Nachricht gegeben zu haben. Ich befehle, daß Alle ihn treu bewachen, bei Strafe, für Verräther erklärt zu werden.“ Bei diesen Worten schrie der Prinz laut auf und sagte: „Ew. Majestät würden besser daran thun, mich zu tödten, als mich gefangen zu halten. Das letztere ist für das Königreich ein Gegenstand des Vergnügens. Wenn Ew. Majestät mich nicht tödten wollen, so werd' ich es selbst thun müssen.“ Der König antwortete: Das möchte er unterlassen; denn solche Handlungen passen sich nur für Narren. Der Prinz aber sagte: „Ew. Majestät behandeln mich so schlecht, daß sie mich zwingen wird, das Aeußerste zu thun, nicht

als ein Markt, sondern als ein Bergwerksstadl.“ Nicht wurde von beiden Seiten nicht gesprochen.“ Der König zog sich zurück, und der Herzog nahm die Thüreschlüssel an sich, schickte die Diener des Prinzen fort, und stieß als Schildwache vier Monteros von Espinosa, vier spanische Hellebarriere und vier Dursche mit ihren Bicots nach vor das Cabinet. Er legte sich darauf an die Thür, die in mein Zimmer führt, stellte daselbst vier andere Monteros und vier Garden an, und befahl mir, auszugehen. Man bemächtigte sich darauf der Schlüssel zu den Schränken und Koffern des Prinzen, welche der König mit sich nahm. Die Diener der Dienerschaft wurden fortgeschickt, und der Herzog von Giron, der Graf von Lerma und Don Rodrigo machten diese Nacht bei dem Prinzen. Später wurde er von zwölf Kammerherren besucht, die sich von sechs zu sechs Stunden abließen. Sieben waren von dem Könige dazu beauftragt, nämlich der Herzog von Giron, Ray Gomez de Espino, der Prior Don Antonio de Toledo, Luis Delgado, der Graf von Lerma, Don Henriquez und Don Juan de Medrano. Keiner von ihnen trug Waffen in diesem Dienste. Die Wachen legten und wachen bei Tage auch bei Nacht ein. Zwei Kammerherren bedienten den Tisch; die Majordomen holten das Wäntageessen vom Hofe. Kein Messer durfte in das Zimmer des Prinzen. Die Messe wurde ihm nicht gelesen, und erst nach anderthalb Monaten durfte er sie wieder hören.“

„Am folgenden Tage (19. Jan.) berief der Abt alle Bedienten mit ihren Vorständen in sein Zimmer. Nachdem er jeder einzeln von der Verhaftung sprach

Seine Nachricht gab, sagte er klug, daß sie Statt gefunden, weil der Dienst Gottes und das Königreich dieselbe nothwendig gemacht hätten. Ausenrugen haben mir versichert, daß der Monarch bei dieser Erklärung Thronen vergessen habe. Am Dienstage rief Sr. Majestät auch die Mitglieder des Staatraths in seine Zimmer. Sie blieben von 1 Uhr bis 3 Uhr Abends beisammen. Womit man sich beschäftigt hat, ist unbekannt geblieben. Der König läßt eine Untersuchung halten; Pedro del Hoyo führt das Protocoll. Der Monarch ist gegenwärtig bei der Aussage jedes Zeugen; sie wird niedergeschrieben, und alle halten einen Stoß von sechs Dozimen Höhe. Er hat dem Staatrath die Privilegien der Majestate *) übergeben, so wie die des Königs und des Prinzen von Castilien, um davon Kenntniß zu nehmen. Die Königin und die Prinzessin Juana (Schwester des Königs) schwimmen in Thronen. Alle Woche kommt Don Juan an den Hof, mit einer in Trauer. Der König hat ihm darüber Vorwaise gemacht, und ihm befohlen, nicht anders zu erscheinen, als sonst. Am Montage haben alle Kammerdiener des Prinzen sich in ihrer Heimsch begeben müssen; der König hat aber versprochen, daß er sie versorgen werde. Die Majordomen des Don Carlos (Don Juan de Velasco und Don Fadrique, Bruder des Abmirals von Castilien) sind in den Dienst der Königin getreten.

Hier endigt die Erzählung des Thronstuhls.

*) Das heißt der ererbten Ehre, welche das Recht der Erbfolge haben; denn die Krone ist ein Majorat.

Behl begriff Philipp der Zweite, daß eine Bege-
benheit dieser Art nicht verborgen bleiben und die Neu-
gierde des Publikums vielfeitig beschäftigen werde; es
war ihm klar, daß er, sowohl in Spanien als an den
auswärtigen Höfen, Veranlassung zu allerlei Vermuthun-
gen und Gesprächen geben werde. Er hielt es also für
schädlich, ein so unangenehmes Ereigniß nicht bloß den
Erzbischöfen, Bischöfen, Pöblaten und Kaplänen der Ka-
thedral-Kirchen, sondern auch den königlichen Gerichtshöfen,
den Civil- und Militär-Gouverneuren der Pro-
vinzen, und selbst den Städten und ihren Corregidoren
bekannt zu machen. Dies war um so annehmlicher,
da Don Carlos von den Carlos des Königreiches als
Thronerbe anerkannt war. Zugleich meldete er den Be-
fall dem Pabste, dem Kaiser, mehreren Oberkönigen Eu-
ropa's, der Königin von Portugal, Wirtur Johann
des Dritten, Schwester Karls des Fünften, Lante und
Schwiegermutter Philipp's des Zweiten, Großmutter
des unglücklichen Gefangenen, Großmutter zugleich von
seiner Maria von Oesterreich, welche Don Carlos hira-
then sollte. In dem Schreiben an den Pabst vom 20.
Jan. sagte der König, daß er bei allem Kummer, der
ihn zu Boden drückte, den Trost hege, nichts verabsäumen
zu haben, was seinem Sohne eine gute Erziehung habe
geben können. Nachsichtig gegen alles, was von der
physischen Organisation desselben herrühren könnte, habe
er, eher sich an Gott und an seinen Regentenpflichten
zu versündigen, das Betragen dieses Unauskählbaren nicht
länger dulden können; er werde nicht unterlassen, Ge-
hörsamkeit von dem Fortgange dieser Angelegenheit zu

erleichtern und bitte indeß, ihm mit Gehet um einen glücklichen Ausgang beizustehen. Am demselben Tage schrieb der König eigenhändig an die Königin von Portugal; und in diesem Briefe sprach er zwar von einem Schmerz, der sein Vaterherz zerreiße, zugleich aber erinnerte er die Königin an so manche Anstrengungen, welche ein solches Ereigniß angedeutet hätten; übrigens sollte die Verhaftung des Prinzen mit seinen andernwärtigen Strafen verbunden seyn, und nur dazu dienen, seinen Aufschweifungen eine Bränze zu setzen. Das Schreiben an die Kaiserin war beinahe in denselben Ausdrücken abgefaßt. In dem Schreiben an die Soldate sagte der König, daß er, wenn er nur Vater gewesen wäre, sich nie zu einer solchen Maßregel entschlossen haben würde, daß aber seine Eigenschaft als König ihm nicht gestattet habe, anders zu handeln; denn nur auf diesem Wege hätte er den Uebeln steuern können, welche seine Nachsicht dem Staate verursacht haben würde. Diego de Colmenares hat in seine Gesandtschaft von Segovia das Schreiben eingebracht, welches diese Stadt von Philipp erhielt. Alle übrigen Soldate erhielten ähnliche; welche in Briefe an die Corregidores eingeschlossen waren. Der alte liegt das Schreiben an den Corregidor von Madrid, worin Philipp sagt, daß, wenn die Municipals auf den Gedanken fallen sollte, zum Vortheil seines Sohnes Abgesandte zu schicken oder Beschlüsse zu machen, er (der Corregidor) dergleichen abzuwenden möchte, weil es bei einem Vater nicht der Vermeidung bedürfte, um gnädig zu seyn; auch schrieb er vor, daß, wenn von einer Antwort die Rede

wäre, dieselbe so abgefaßt würde, daß man nicht in das Einzelne einginge, sondern sich damit begnüge, zu sagen: daß, wenn ein Bauer sich entschleße, einen so großen Schlag zu thun, nur sehr dringende und gerechte Beweggründe ihn dazu vermocht haben könnten.

Alle Diejenigen, welche Briefe von dem Könige erhalten hatten, antworteten darauf, wiewohl auf ganz verschiedene Weise, wie man leicht glauben wird. Nachdem Philipp diese Antworten gelesen hatte, schrieb er auf die der Stadt Murcia: „Dieser Brief ist mit Verstand und Mäßigung geschrieben.“ Man sieht hier aus, daß er ihm am meisten gefallen hatte; und da dieser Brief nie bekannt gemacht ist, so mag er hier eine Stelle einnehmen, wo er es auch nur, um Philipps Einseitigkeit in einem so heizgereizenden Falle kennen zu lernen. Der Brief lautet von Wort zu Wort:

„Hilfge, katholische und königl. Majestät! Die Municipalität von Murcia hat den Brief erhalten, den Ew. Majestät ihr geschrieben, und daraus entnehmen, was Allerhöchstdieselben in Ansehung der Einperrung unseres Prinzen beschloffen. Die Municipalsität löst Ew. Majestät tausendmal die Hände für die ausnehmende Gnade, welche Sie ihr durch besondere Mittheilung dieses Ereignisses erzeigt haben; sie ist vollkommen überzeugt, daß die Ursachen und Beweggründe, welche Ew. Majestät geleitet haben, so wichtig, so von der allgemeinen Wohlfahrt gehoben sind, daß Sie nicht anders haben handeln können. Ew. Majestät haben ihr Königreich so gut regiert, Ihre Unterthanen so bei Frieden erhalten und der Religion so viel Zuwachs gegeben;

daß nichts natürlicher ist, als zu glauben: Sie haben sich in einer Sache, die Sie so nahe berührt, zu dieser neuen Maßregel nur deshalb entschlossen, weil sie den Dienst Gottes und die Wohlfahrt Ihres Volkes zum Gegenstande hatte. Inzwischen kann diese Erabe nicht anders, als den lebhaftesten Schmerz über die Ursachen empfinden, die Eur. Majestät diesen neuen Schritt gemacht haben; sie kann nur mit gerührtem Herzen daran denken, daß sie einen König und Substanz besitzt, welcher gerecht und dem allgemeinen Wohl des Königreiches ergeben genug ist, um dasselbe überall vorzuziehen und selbst die jährliche Zuerkennung für den eigenen Sohn darüber zu vergessen. Ein so auffallender Beweis von Liebe muß die Unterthanen Eur. Majestät verpflichten, Ihren durch Untertänigkeit und Treue Erkanntnis zu beweisen; und diese Stadt, welche sich in allen Zeiten durch ihren Eifer auszeichnet hat, muß in diesem Augenblick eine noch geübtere Probe davon ablegen, indem sie sich bemühet, allem zu gehorchen, was Eur. Majestät ihr zu beschließen geruhen werden. Gott erhalte die katholische und königliche Person Eur. Majestät. Im Municipal-Rath von Murcia, den 16. Feb. 1562.⁴

Der Papst that der Königin und alle übrigen Cardinäle, an welche Philipp der Dritte geschrieben hatte, antworteten mit Vermendungen für seinen Sohn; sie meinten, es laße sich hoffen, daß ein so auffallendes Ereigniß ein Fägel für den Prinzen seyn, und ihn zur Veränderung seines Betragens bestimmen werde. Am dringendsten war Maximilian der Dritte; ganz natürlich,

weil er seine Tochter mit Don Carlos zu vermählen wünschte. Er schrieb nicht bloß, sondern sandte auch den Erzherzog Karl nach Madrid. Doch Philipp blieb nachtraglich bei seinem einmal gefaßten Entschlusse. Nicht genug, daß er den Prinzen noch immer gefangen hielt, äußerte er sogar die Absicht, seine Gefangenschaft zu verlängern. Den 21. März unterzeichnete er einen königlichen Befehl, die Verhandlung des Don Carlos in seinem Gefängnisse betreffend. Die Vollziehung desselben übertrug er dem Ray Gomez de Sotelo, Prinzen von Eboli, welchem er zu seinem General-Lieutenant in allem, was den Prinzen betraf, bestellte. Der Secretär Hugo las diesen Befehl allen bei dem Prinzen Angestellten vor, und jeder mußte schwören, ihm Folge zu leisten in allem, was er enthielt.

Es ist oben bemerkt worden, daß Philipp Anstalten zu einem förmlichen Proceß gegen seinen Sohn getroffen. Als das Zeugenerhör durch Pedro del Hugo beendet war, setzte der König eine Special-Commission zur Entscheidung der großen Angelegenheit nieder. Sie bestand aus dem Cardinal Diego Espinosa, Bischof von Sigüenza, Staatsrath, Groß-Inquisitor und Präsidenten des Rathes von Castilien; aus Ray Gomez de Sotelo, Prinzen von Eboli, Herzog von Francavilla und Palatino, Grafen von Miras, Staatsrath und Ober-Kammern des Königs; und aus Don Diego de Briviesca de Matamoros, Rath von Castilien, so wie auch Mitglied des geheimen Rathes des Königs. Den Vorsitz führte Philipp selbst; und da er dem Verfahren den Anstrich eines Proceßes wegen Majestäts-Verbrechen geben

weilte, so ließ er aus den königlichen Archiven von Barcelona die Akten des Processes holen, welchen Johann der Zweite, König von Aragon und Navarra, gegen seinen ältesten Sohn, Prinzen von Viana und Girona, von den Unterthanen bereits als Nachfolger anerkannt, abhängig gemacht hatte. Des besseren Verständnisses wegen wurde dieser Proceß aus dem Catalonischen in das Spanische übersetzt.

Die Verurtheilung des Königs, die Gefangenschaft des Don Carlos betreffend, wurde mit so viel Strenge beobachtet, daß, als die Königin und die Prinzessin Juana dem Unglücklichen einen Besuch abstarben wollten, der König seine Erlaubniß versagte. So weit ging sein Mißtrauen gegen Alles, was ihn umgab, daß er selbst in einer Art von Gefangenschaft lebte. Er hörte gänzlich auf, die gewohnten Reisen nach Branganza, dem Pardo und dem Escorial zu machen; und indem er in seinem Zimmer verweilte, konnte er nicht das geringste Verdacht vernehmen, ohne sogleich aus Fenster zu gehen, um die Ursachen und Folgen davon zu erfahren. Fortwährend fürchtete er einen Aufruhr, und am meisten verdächtig waren ihm die Niederländer und einige andere Personen, die er für Anhänger des Prinzen hielt.

Inzwischen konnte der unglückliche Don Carlos, welcher seine Leidenschaften nie mäßigen gelernt hatte, auch nicht die Mittel finden, sein Elend erträglich zu machen. Unaufhörlich gab er seiner Erbitterung Raum. Er weigerte sich sogar, am Palmsonntage zu beten, wie sehr dies auch der Familien - Gebrauch seit länger Zeit

war. Sein älter Bruder, der Bischof von Odessa, war am 30sten Julius 1566 gestorben. Der König gab also dem Doctor Szwarcz von Polock, seinem ersten Altesenier, den Auftrag, zu ihm zu gehen und ihn zur Theilnahme an dieser Freundschaft zu bewegen. Indess Don Carlos, wiewohl er diesen Geistlichen immer mit Auszeichnung behandelt hatte, blieb unbeweglich. Darüber schrieb ihn Szwarcz am Oßtertage (den 18 April) einen langen und beweglichen Brief, worin er ihm Rath zu machen suchte, daß er nicht die rechten Mittel benutze, seine Sache zu verbessern, ja, daß er dieselbe nur verschlimmere. Er stellte dem Prinzen vor, daß er weder Freunde noch Anhänger habe, und führte ihm die ausföhrigen Aufzette zu Gemüth, welche die Zahl seiner Feinde hieten verzeichnen müssen. „Ew. Hoheit — so schloß der Altesenier sein Schreiben — kann sich leicht versetzen, was die Leute thun und sagen werden, wenn sie erfahren, daß Sie nicht zur Reichte gehen, und wenn sie noch andere schreckliche Dinge von Ihnen vernehmen. Wirklich sind einige so schrecklich, daß, wenn sie jemand Anderem, als Ew. Hoheit zur Laß fielen, das poln. Offizium berechtigt seyn würde, zu untersuchen, wie es um das Ehrkruthum stehn. Ich erkläre endlich mit aller Wahrheit und Treue, daß Ew. Hoheit sich der Gefahr aussetzen, ihren Stand und (was noch weit schlimmer ist) Ihre Seele zu verlieren. Wie dem bittersten Schmerz bin ich genöthigt, Ihnen zu sagen, daß es kein Rettungsmittel mehr giebt, und der einzige Rath, den ich Ihnen geben kann, ist, daß Sie zurückkehren zu Gott und zu Ihrem Vater, der ihn auf Er-

den vorstellt. Wollen Ew. Hoheit diesem Rathe folgen, so werden Sie sich an den Präsidenten und an andere tugendhafte Personen, welche nicht ermangeln werden, Ihnen die Wahrheit zu sagen, und Sie in die rechte Bahn zurückzuführen.“ Dies Schreiben hatte eben so wenig Erfolg, als alle andernartigen Versuche, welche gemacht wurden, den Prinzen zum Beichten zu bewegen.

Die Verweisung, in welche Don Carlos nicht lange darauf gerieth, war die Ursache, daß er aus seinem Essen und Trinken, so wie aus seinem Schlummer, alle Regelmäßigkeit verbannte. Der Grimm, in welchem er lebet, entzündete sein Blut in einem so hohen Grade, daß das Eiswasser, welches er beständig trank, es nicht mehr abkühlen vermochte. Um die Trockenheit seiner Haut zu mäßigen, ließ er sich Eis in's Bett legen. Nacht und ohne Fußbedeckung ging er auf den Fliesen seines Gefängnisses, und bracht ganze Nächte in diesem Zustande zu. Im Monat Junius vernahm er alle Nahrung, und genoß elf Tage lang nur Eiswasser, wodurch er sich so abschwächte, daß man glauben konnte, er werde nicht lange mehr leben. Von seinem Zustande unterrichtet, besuchte ihn der König, und sprach ihm einigen Trost zu. Die Wirkung davon war, daß er bei weitem mehr genoß, als sich mit seiner Schwäche vertrug. Es fehlte seinem Magen aber an der zum Verdauen nöthigen Hitze; und hieraus entstand ein köderriges Fieber, welches mit Ausleerungen der Galle und mit einem gefährlichen Durchfall verbunden war. Der Prinz erhielt den Beistand des Doctors Olivarez, ersten Arztes

des

des Königs; ganz allein kam er zu dem Kranken, und wenn er das Zimmer verlassen hatte, berathschlugte er in Gegenwart des Prinzen von Eboli mit den übrigen Ministern des Königs.

Die von Don Diego Velasco de Medatones angeführte Untersuchung war im Monat Julius so weit vorgerückt, daß ein summarisches Urtheil Statt finden konnte, ohne den Schuldigen zu hören, oder auch, um einen Procurator des Königs zu ernennen, der, als Fiscal, den Prinzen jener Verbrechen anklagte, die aus der vorbereitenden Instruction hervorgingen. Dem Prinzen wurde keine rechtliche Anklage gemacht; man hatte nur Aussagen von Zeugen, Priests und andere Papiere. Das Ergebniß von Allem war, daß man den Don Carlos zur Todesstrafe verurtheilen mußte: er war des Verbrechens bekuldigter Missethäter überliefert, Einmal, weil er damit umgegangen war, seinen Vater zu ermorden, und dann, weil er die Sublimität von Glanzern hatte usurpieren wollen. Hierüber sowohl als über die Strafen, welche das Gesetzbuch für Verbrecher dieser Art festsetzt, sandte Medatones dem Könige Bericht ab. Inbezug verhehlte er nicht, den König darauf aufmerksam zu machen, daß besondere Umstände, so wie auch der Stand des Verbrechers, Se. Majestät bestimmen könnten, kraft subdoler Gewalt zu erklären, daß die allgemeinen Gesetze nicht von den äußern Söhnen der Könige sprächen, weil Diese Gesetzen anderer Art unterworfen wären: Gesetzen, welche mit der Politik, dem Staatsgrade oder dem öffentlichen Gesez in Verbindung ständen. Kurz, Medatones meinte, der

König könne, zum Beßen seiner Unterthanen, die Straßen verwandeln, welche von den allgemeinen Gesetzen verhängt würden.

Der Cardinal Espinosa und der Prinz von Eboli erklärten, daß sie derselben Meinung wären. Philipp der Zweite, der jetzt entscheiden mußte, ließ sich auf folgende Weise vernehmen: „Ein Herz bestimme ihn, der Meinung seiner Råthe zu folgen; doch sein Betribsen erlaube es ihm nicht. Er könne sich nicht vorstellen, daß für Spanien irgend etwas Gutes aus seiner Verzichtung hervorgehen werde; er glaube vielmehr, das größte Unglück, das seinem Königreiche bezeugen könne, werde dann eintreten, wenn es von einem Monarchen ohne Einsicht, ohne Talent, ohne Beuertheilung, ohne Tugend regiert würde, von einem Monarchen voll Laßheit und Leidenschaft, die ihn jähzornig und blutdürstig machten. Alle diese Betrachtungen zwangen ihn, trotz der Liebe für seinen Sohn, und trotz den greißelnden Gefühlen, die ein so furchtvolles Opfer ihm verursachte, dem Verfaßten gegen den Prinzen, in der von den Gesetzen vorgeschriebenen Form, freien Lauf zu lassen. Indem er aber bedachte, daß die Gesundheit seines Sohnes durch unregelmäßige Lebensart bereits so geschwächt sey, daß man die Hoffnung, ihn zu retten, aufgeben müsse, glaube er, es werde zur Verminderung seiner letzten Leiden dienen, wenn man ihn nicht verhindere, so viel zu essen und zu trinken, als er wolle; denn bei der Verwundung seines Kopfes müsse er Ausschweifungen begehen, die ihn schnell in's Grab stürzen. Das Einzige, was ihn (den König) noch härmete, wider,

wie man seinen Sohn von der Unermeidlichkeit seines Todes, folglich von der Nothwendigkeit der Nochte zur Sicherung seines ewigen Heils, überzeugen mochte; denn hierauf beruhe der päpstliche Beweis von Liebe, den er seinem Sohne und dem spanischen Völkern geben sollte“).

Die Auenstücke des Processus schwächen von diesem Entschlusse des Königs. Eine förmlich unterzeichnete Sentenz hat man darin nicht gefunden; nicht einmal eine

*) So fern Philipp der Zweite solche Vorstellungen wirklich ausgesprochen hat, liegt in dem Entschlusse des Don Carlos der Stief zu einer unendlich kleinen Tragödie, als Schiller, Alfieri und Andere voraus gesetzt haben. Dann was verbindet man, den König von Spanien in eine Noth zu setzen mit jenen Nothen, die seine Eltern beschien haben, um Kön von der Irrsinnigkeit der Inquisition frei zu erhalten? Aberhaupt dürfte es Zeit sein, die Tragödie von dem dramatischen Wege zu befreien, welchen sie in Griechenland ihren ersten Ursprung verdankte, und welcher ihr selbst immer eigen geblieben ist. Tragödien, von Jäthen und Euripides her, zeichnen einen ganz andern Charakter annehmen, als diejenigen, die man jetzt dafür ausgibt: Prosaisten, welche nur dadurch eine Wirkung hervorbringen, daß sie menschliche Natur gemißhandelt wird. Philipp der Zweite, so wie er auf der Bühne erscheint — was ist er? Dieser König, nach Voltaire, nach Lessing, sondern ein solches Juchel, wie die Einbildungskraft es gerade schaffen mag, um den Helden eines Stücks in dem vortheilhaftesten Lichte erscheinen zu lassen. Und es hat wirklich Dantes solche Porträts sollen wir glauben, weil das Verlangen des Dichters nicht anders, als menschliche Nothwendigkeit in die Begierde zu bringen, die den Stief zu seinem Inaustizide gab!

Das Wichtigste an Philipp ist, wie sein Vater stand an die Beherrschung der christlich-katholischen Kirche seine Grundsätze und seine Gesetze bestimmen.

niedergeschriebene: man höre nur auf eine kleine Bemerkung des Secretärs Pedro del Lago, worin er sagt: „die Proccdur sey bis zu diesem Punkte geblieben gewesen, als der Prinz an seiner Krankheit gestorben, weshalb man ihn Arthod abgesetzt habe.“ Aber der Beweis der Thatsache findet sich in andern Papieren, welchen diezüge und Nachrichten des Augenblicks anvertraut worden sind. Obwohl nun diese Denksähler nicht authentisch genannt werden können, so verdienen sie doch allen Glauben, theils weil sie von Personen herrühren, welche im Palaste des Königs angestellt waren, theils weil sie genau mit Dem übereinstimmen, was einige Schriftsteller zu versichern gegeben haben.

Als der Cardinal Espinosa und der Prinz von Eboli die mündliche Sentenz des Königs vernommen hatten, glaubten sie die wahren Absichten desselben dadurch am besten zu erfüllen, daß sie den Tod des Don Carlos befürworteten. Der Arzt sollte den Prinzen über seinen Zustand aufklären, ohne irgend etwas hinzuzufügen, was ihm Mißschick geben könnte über den Willen des Königs, und über die Proccdur, welche seine Verhaftung betraf. Zugleich sollte der Arzt ihn geneigt machen, Ermahnungen anzunehmen, welche sich auf sein Seelenheil bezögen; denn auf diesem Wege hoffte man ihn dahin zu bringen, daß er beichtete und sich zum Tode vorbereitete. Der Prinz von Eboli hatte eine Unterredung mit dem Doctor Olivarez, und sprach in dem wichtigen und geheimnißvollen Tone, den Personen, die in der Politik der Höfe bewandert sind, anzuwenden wissen, so oft die Absichten des Oberherrn

oder ihrer eigenen Einsicht es erfordern. In dieser Kunst war Don Gomez de Sylva Meister, laut dem Urtheil des Antonis Perry, der, als Staats-Rath und Freund des Prinzen von Eboli, von allem, was vorging, unterrichtet war. Es giebt in einem von seinen Briefen zu verstehen, daß nach dem Tode des Prinzen von Eboli nur Er (Martialis Perry) in diese Geheimnisse eingeweiht seyn dürfte *).

Der Doctor Olivarz wußte leicht, daß die Vollziehung des vom Könige ausgesprochenen Todesurtheils ihm übertragen würde, daß man dieselbe auf eine für die Ehre des Prinzen unbescholtene Weise bewirken wollte, und daß es das Ansehen haben sollte, als sey der Tod des Prinzen herbeigeführt durch die letzte Periode der Krankheit. Er suchte sich gegen den Prinzen von Eboli dahin zu erklären, daß er seine Absicht vollkommen verstanden habe und daß er dieselbe als einen Befehl des Königs betrachte, dessen Vollziehung ihm anvertraut werde.

Den zweiten Tag vordruckte der Doctor Olivarz ein Begehrbündel, welches Don Carlos nahm. Die

*) Ich habe die Vertraulichkeiten des Staats-Rathes Antonis Perry nicht bei der Hand, um das nachlesen zu können, was er über den Tod des Don Carlos sagt. Frey ich aber nicht für, so giebt es nicht anstößlich zu verstehen, daß Don Carlos durch Oest bürgerrechtlich werden sey. Ueberhaupt sey ich Polacienia des Antonis Perry kein Christenmahl für den Hof gehalten des Doctors; nur darf man nicht vergessen, daß die im Staats-Rath, als er seine Befehle ausgab, mit der Königin zusamen war und in Anwesenheit ist.

brinnde allgemeine Voraussetzung ist, daß es Gift gewesen sey. Selbst Scheißköpfe, wie Labreta, von der Pamen und Senada geben dies nicht unbedeutend zu verstehen; und durch das Manifest des Prinzen von Oranien gegen Philipp den Zweiten ist die Vergiftung des Don Carlos zu einem Gegenstand des Volksglaubens geworden. Indes die Richter der Wahrheit verjähren nicht; sie kommt früher oder später an den Tag. Nach zweihundert und fünfzig Jahren entdecken wir so viele einzelne Thatsachen über diese Begebenheit, daß aus ihrer Vereinigung die Ueberzeugung entsteht, Don Carlos sey eines natürlichen Todes gestorben, seget in seinem eignen Gefühl *).

*) Wir haben, um dem Leser die lange Weile zu ersparen, hier alles weggelassen, wodurch der Verfasser die Meinung zu verbreiten sucht, daß Don Carlos Gift erhalten habe. Wir selbst glauben dies nicht; doch glauben wir es aus ganz andern Gründen nicht, als Horvath. Die Krankheit des englischen Prinzen war von einer solchen Beschaffenheit, daß man sie nur ihrem Laufe zu überlassen konnte, damit sie selbst würde. Ob alle Erfahrung nur nicht das nicht Heilmittel, so beschleunigte er den Tod immer, auch wenn er kein Gift verwendet hätte. Was was ist denn Gift? Ist es denn nicht auch Arzneymittel, und kommt dabei nicht alles auf die Dosis an, welche gegeben und genommen wird? Die ganze Sache scheint uns höchst gleichgültig zu seyn, da Don Carlos einmal sterben sollte, und es nichts desto weniger wurde, daß die Natur selbst einer stürmischen Hämorrhagie unterliege. Ebenso, so scheint es uns, würde ein sehr angestrichter Arzt sprechen sagen, wenn er Gift als Heilmittel des Todes gebraucht hätte. Daß er es nicht geben hat, geht auch daraus hervor, daß Don Carlos noch zwei Tage lebte, nachdem er die von ihm selbst verwendete Dosis genommen hatte. Vorher war im sechzehnten Jahrhundert nichts geschicklicher, als Hämorrhagien durch Gift.

Kamerl. des Heraudg.

Durch Olmarz von der Unheilbarkeit seiner Wund-
heile und von seinem nahen Tode unterrichtet, ließ denn
Don Carlos seinen gewöhnlichen Beichtvater, den Bruder
Diego de Chaves, rufen. Sein Befehl wurde dem 21.
Jul. erfüllt. Der Priester trug diesem Wund auf, seinen
Vater in seinem Namen um Vergebung zu bitten, und
dieser ließ ihm antworten: er verzeihe ihm von gan-
zem Herzen, gebe ihm seinen Segen, und hoffe, daß
er durch aufrichtige Reue auch Vergebung bei Gott
finden werde. Am denselben Tage nahm er mit größ-
ter Andacht das Abendmahl und die letzte Oelung;
auch dictated er, mit Genehmigung des Königs, ein Tes-
tament, welches von Martin de Sapia, seinem Sec-
retär, niedergeschrieben wurde. Der kaiser und kaiser-
verfeindete im Todeskampf; und in diesem Zustande hörte
er die Ermahnungen des Bruders Diego de Chaves
und des Doctors Quany von Toledo ruhig an. Die
Minister schlugen dem Könige vor, seinen Sohn zu be-
suchen und ihm seinen Segen zum letzten Male in ei-
gner Person zu geben; sie meinten, dies werde zum
vollen Troste des Sterbenden gereichen. Philipp der
Zweite zog die beiden eben genannten Geistlichen zu
Rathe; und als diese sagten, Don Carlos sei in ei-
ner so guten Stimmung, daß man befürchten müsse,
der Anblick seines Vaters könnte ihn in seinen Ideen
stören: so ließ sich der König einen Augenblick dadurch
zurückhalten. Als er aber in der Nacht vom 23. auf
den 24. erfuhr, daß sein Sohn in den letzten Tagen
liege, begab er sich in dessen Zimmer; und indem er sei-
nen Arm zwischen den Schultern des Prinzen von Ebel

und des Großpriests ausstreckte, gab er ihm zum letzten Male seinen Segen, ohne bemerkt zu werden. Als dies geschehen war, ging er weinend zurück. Bald darauf erfolgte der Tod des Don Carlos, welcher den 24. Jul., Morgens um 4 Uhr am Vorabend des Festes des heil. Jacob, Schutzherrn von Spanien, starb.

Es geschah nicht, um den Tod dieses Prinzen zu verheimlichen; man bestattete ihn vielmehr mit dem seinem Range gebührenden Pomp in der Kirche des Nonnen-Klosters St. Dominico el Real von Madrid; nur wurde keine Leichenrede gehalten. Philipp der Zweite machte den Tod des Don Carlos allen Personen und Körperschaften bekannt, denen er seine Verhaftung angedrückt hatte. In einem Schreiben des Staats-Secretärs Francisco de Casteo an Don Diego de Zuñiga, Vizekönig von Toledo, ist die Rede von dem Anfang und den Fortschritten der Krankheit des Don Carlos, so wie von seiner Ergebung und Grömmigkeit an den drei letzten Tagen seines Lebens. Die Stadt Madrid feierte den 14ten August die Obsequien, und die Predigt wurde von Juan de Lobos gehalten, d. h. von demselben Priester des Dominicaner-Klosters von Atocha, der, wie ich erzählt habe, den Prinzen in der Nacht vom 27. Dec. betrug, um zu ersähen, wann er tödten wollte. In demselben Jahre brachte man einen ausführlichen Bericht von der Krankheit, dem Tode und der Leichenbestattung des Prinzen. Die Municipalität von Madrid ließ ihn abfassen durch Juan Lopez del Pozo, Professor der lateinischen Sprache in der Hauptstadt.

Spanien betrauerte den Tod des Don Carlos nicht

ließ wegen der Leiden, welche demselben vorangegangen waren, sondern auch, weil es dem Könige an männlichen Erben fehlte. Don Carlos war nämlich die einzige Frucht seiner ersten Ehe mit Maria von Portugal. Aus seiner zweiten Ehe mit Maria von England hatte der König keine Kinder, und die dritte Ehe mit Isabella von Frankreich gewöhete ihm nur zwei Töchter, nämlich Isabella Clara Eugenia, geboren den 12ten Aug. 1566, und Catharina, geboren den 10. Oct. 1567. Alle Hoffnungen stützten sich auf die dritte Schwangerschaft der Königin, welche um eben die Zeit angeschündigt wurde, wo Don Carlos starb; aber die Erwartung des Volks wurde betrogen, indem die tugendhafte Isabella den 21. Oct. desselben Jahres an einer allzufrühen Niederkunft starb.

Dies Unglück und die schlechte Meinung, welche Europa von Philipp dem Zweiten hatte, gab Veranlassung zu der, erst von dem Prinzen von Oranien, dann aber auch von vielen Andern gemachten Beschuldigung, daß Philipp den Tod der Königin veranlaßt habe. In Frankreich hatte man Beweise vom Gegentheil; denn Karl der Neunze schickte einen außerordentlichen Gesandten nach Madrid, um dem Könige sein Beileid zu bezeigen. Der Neunze selbst war untrüglich, als er sich ohne männliche Erben sah. Juan Lopez del Pozo, dessen ich oben erwähnt habe, machte im Jahre 1569 einen treuen Bericht von der Krankheit und dem Tode der Königin Isabella bekannt, und einzelne von ihm angeführte Umstände passen durchaus nicht zu dem Gift, woran sie gestorben seyn soll. Gewiß ist, daß der Prinz

von Oranien sich von Haß und Rache hat freisetzen lassen: man kann an die Wirklichkeit eines Verbrechens nicht glauben, wenn man weder Zweck noch Beweggrund dabei abseht; und man weiß, daß Philipp Ursache hatte, die Folgen der Niedertracht seiner Gemahlin abzuwenden. Die übrigen Schriftsteller haben das Verbrechen als begangen vorausgesetzt und dann die Ursachen desselben zu entdecken gesucht; und so hat es nicht an Roman-Schreibern gefehlt, welche dieselben in dem vergeblichen Liebeshandel des Don Carlos zu finden glaubten. Vorausgesetzt, daß es damit seine Wichtigkeit hatte, so fehlt es doch nicht an historischen Beweisen, daß dieser Liebeshandel erst nach seiner Rückkehr von Alcalá hätte anheben können. Um diese Zeit aber wünschte Don Carlos auf's Heftigste, Anna von Oesterreich, seine Mutter, zu heirathen. Diese Prinzessin wurde in der Folge die vierte Gemahlin Philipps des Zweiten und Mutter Philipps des Dritten, seines Nachfolgers. Es scheint also, als habe das Schicksal gewollt, daß dieser Monarch alle seinem unglücklichen Sohne bestimmten Prinzessinnen heirathen sollte.

Um ein Andenken von der Gerechtigkeit, womit die Angelegenheit des Don Carlos behandelt war, zu bewahren, ließ Philipp der Dritte alle Acten-Stücke des Process, so wie auch das Original und die Uebersetzung von demjenigen, der dem Prinzen von Diana und Vireo gemacht worden war, vereinigen und aufheben. Es ist bekannt, daß Don Francisco de Mera, Marquis von Castel Rodrigo, und Vertrauter des Königs, nach dem Tode des Ray Gomez de Silya, im

Jahre 1592 diese drei Sammlungen in einen grünen Koffer that, welchen der König, nachdem er ihn verschlossen, in den königlichen Archiven von Simancas niederlegen ließ. Hier muß er sich noch jetzt befinden, wenn er nicht, wie das Gerücht in Spanien hat verbreiten wollen, auf Befehl des Kaisers Napoleon nach Paris gebracht worden ist.

Summum jus, summa injuria.

Der Geh. Justiz-Rath Herr J. H. R. von Gersdorff hat unter dem Titel: Der Bauer in Polen, ein Bändlein herausgegeben, das für den geschloffenen Leser eben so anziehend ist, als für denjenigen, der die Ursachen erfahren möchte, wodurch die Schicksale der Polen bisher bestimmt worden sind.

Wir geben hier einen Auszug aus diesem Bändlein.

Nicht zu allen Zeiten war das Loos des polnischen Bauers so traurig, wie es in den beiden letzten Jahrhunderten geworden ist.

Insofern gab es, so weit die Geschichte reicht, einen Unterschied zwischen dem eingewanderten deutschen Bauer, der den Acker unter günstigsten Bedingungen besetzte, und nur pflanzte, nicht frohnte, und zwischen dem polnischen Bauer, vorzüglich dem auf den Gütern des Adels und der Geistlichkeit lebenden; doch selbst für den letzteren waren die Bedingungen seines Daseyns in früheren Zeiten weit milder hart, als sie es in den letzten Jahrhunderten geworden sind.

Dem Adel stand im 13ten Jahrhunderte nicht einmal Gerichtsbarkeit über seine eigenen Leute zu, und durch eberherzogliche Castellanen erhielt der Bauer Schutz und Rechtspflege, welche von dem Throne selbst ausgingen. Als Loth der Schwarze im Jahr 1206 dem Kloster Lysie eine große Güterschenkung machte, befiel er sich die Rechtspflege in allen Streitigkeiten über Grundeigenthum vor, und verordnete, daß die Leute nicht anders vorgeladen werden sollten, als im Namen des Oberherzogs.

Das gegenwärtige Verhältniß des Unterthanen zu dem Grundbesitzer, Edelmann genannt, nahm seinen Anfang, als die Fürsten einzelnen Edelknechten, zur Belohnung für deren Verdienste entweder um's Vaterland oder um ihre Person, die Gerichtsbarkeit über ihre

Bauern verliehen. So gab Vladislaus, genannt der Schamhafte, dem Grafen Elemend von Budzysa, Woiwoden von Krakau, einen erblichen Freireis, Nicht zu sprechen zwischen seinen Leuten nach dem Befehl und in Form des oberherzoglichen Gerichtshofes.

Da dieser Freireis vom Jahr 1252 ist, Kasimir der Große in seinem Statut vom Jahre 1347 aber verordnet: „daß beim Tode eines Bauers dessen unbewegliches und bewegliches Eigenthum ohne irgend eine Erschwerniß den nächsten Verwandten anheim fallen soll:“ so geht daraus hervor, daß im vierzehnten Jahrhunderte die Grundbesitzer sich noch nicht einfallen ließen, die Scholle des Bauers für die ihre anzuerkennen.

Noch im Jahre 1420 theilte ein Statut Vladislaus Jagello's vor: „daß, wenn ein Bauer den Hof widerwärtlich (*absque culpa domini*) verlassen sollte, derselbe oberherrlich drei-, nach Umständen sogar viermal zur Rückkehr in sein Eigenthum aufgerufen werden sollte; und erst wenn er hienauf ausbliebe, sollte der Gutsherr ermächtigt seyn, den Hof an einen Andern auszugeben.“

Ein Brief von Johann Albert, im Jahr 1496 gegeben, beschränkt den Luxus des Bauers, und verordnet, daß kein Bürger den Gerichtsstand des Bauers vorbeigehen, sondern die Schuld bei den Gerichten des Erbherrn in Form Rechtsanwalts anbringen soll: ein Gesetz, welches bei noch unbeschränktem Eigenthum die zunehmende Abhängigkeit des Bauers von dem Gutsherrn beweiset.

Die Freiheiten des polnischen Bauers waren einen langen Zeitraum hindurch sehr erträglich; noch im Jahre 1530 wurde auf einen in Thorn versammelten Reichstage fest gesetzt: daß alle und jede Knechtshöfen (dienstpflichtige Bauern) sowohl auf den kaiserlichen Demänen, als auf adeligen und geistlichen Gütern, welche bis dahin wöchentlich nicht Einen Spanntag geleistet von jedem Faden (Hufe) wöchentlich einen Spanntag zu dienen verpflichtet seyn sollten, Die ausgenommen, welche, nach Verhältniß des größten Umfangs ihrer Ländereien, mehr als Einen Spanntag geben hätten.“

Verhältnißlos war nur der Bauer des bauschen Rechts; der Bauer des polnischen Rechts hingegen durfte

Haus und Hof ohne Willen des Herrn nicht verlassen. Es gab also nicht sowohl Leibeigenschaft in Polen, als vielmehr Schollenspflichtigkeit, die aus dem Arbeitsvertrahthe des herrschaftlichen Gutes entsprang. Diese Schollenspflichtigkeit erstreckte sich zwar auch auf die Kinder des Bauers, doch mit mancherlei Beschränkungen, vermöge deren die Freizügigkeit nicht bloß erlaubt, sondern zum Theil sogar gebothen war. Gänzlich unbeschränkt waren die Heirathen der Töchter, und von mehreren Söhnen konnte der Vater wenigstens Einen zum auswärtigen Dienst oder für Wissenschaften und Künste bestimmen. Eigenthum an Haus, Hof und Geld, menschlich begründete Schollenspflichtigkeit und billig aufgemessene Dienstleistungen, so wie mäßige bürgerliche und geistliche Belastung, waren also, einen langen Zeitraum hindurch, das Loos des polnischen Bauers.

Sehr merkwürdig ist die Art und Weise, wie der polnische Bauer seine Acker eingeäussert hat und das Werkzeug der Willkür geworden ist.

Die Epoche seines Elends beginnt mit dem Jahre 1572; und so das Jahr die Epoche des Umsturzes der erblichen Thronfolge ist, so darf man sagen: mit dem Untergang der erblichen Königswürde in Polen habe das Schicksal begonnen, welches seit etwa dreihalb Jahrhunderten über dieses Land gekommen ist.

Wer möchte die ungemeinen Fähigkeiten bestreiten, welche sich in dem Polen finden! Aber diese Fähigkeiten haben zuletzt doch nur dazu gethan, die Willkür, die in Einheit und Kraft gehaltenes Volk zu werden, immer weiter zu entfernen, bis es zu einer Theilung kam.

Und wie hat sich dies gemacht?

Wie ist aus den, die Freiheit und das Eigenthum beschützenden, Gesetzen in Beziehung auf den Bauernstand zuweilgenommen worden; dagegen hat man es zu einem Verfassungs-Grundsatz erhoben: „daß dem Bauer vor keinem weltlichen Gericht irgend ein rechtliches Gehör zu Theil werden solle, seine Klage betreffe Güter, Ehe oder Leben.“

Hierin liegt die Barbarei der polnischen Adels-Verfassung; und wenn man nicht leugnen kann, daß auf diesem Gesicht alle ihre Verpöge beruhen, so muß man auf der andern Seite eingestehen, daß die Urheber dieser Verpöge

sich, durch ihre Verblendung gegen alles Recht, der Mittel beraubt haben, ein gesichertes Daseyn zu gestalten. Es wird und muß eine Zeit kommen, wo man über die letzten Theilungen Polens anders urtheilen wird, als es bisher geschehen ist; und wird man dies können, ohne die lautesten Klagen gegen Polens Ansehnlichkeit zu erheben? wird man ihr nicht den Vorwurf machen müssen, Königthum und Volkthum gleich sehr vernichtet zu haben?

Jenes Grundgesetz entstand nicht plötzlich; es war das langsame Ergebniß der immer heftiger um sich greifenden Ansehnlichkeit. Schon Kasimir der Große soll einem über erlittene Mißhandlungen jammernden Bauer den Rath gegeben haben, sich durch Harnstahl und Stein gegen den ungerechten Herrn Rache zu verschaffen. Alexander sah sich genöthigt, den Edlanten zu versprechen, daß er dem Bauer gegen seinen Herrn keine Schiedsbriege ausfertigen lassen werde; doch wurde damals (1505) noch hinzugefügt, daß dem Bauer, wie jedem Andern, richterlicher Schutz werden sollte. Es war Sigismund der Erste, welcher kurz vor Ende seiner Regierung, 1513, unbedingt das Schlichte ablegte, niemals Schutz- und Beistandsbriege gegen Adelige ausreichen zu lassen; und dieses Schlichte wurde in der Wahlverfassung, Ankauf Sigismunds des Dritten von 1505 wiederholt. „Von hier ab,“ sagt Herr von Serenitz, „bestimmt die polnische Verfassung über den Bauer; er war der ungränzlichen Willkür überlassen, mit seinen Lebensfreunden auf das Heil in einer besseren Welt und auf die Traumbilder beschützt, die ihm der Genuß veranschaulichender Genüsse in dieser Welt pflanzte.“ Selbst die Umwälzungen, welche mit dem Jahre 1791 für Polen eintraten, brachten keine Rettung; Preussen ging allzu schonend, Frankreich nur listig zu Werke, und so blieb die Lage des polnischen Bauers im Wesentlichen unverändert.

Höchst wichtig ist das Ergebniß der von dem Herrn von Serenitz angestellten Untersuchung. Wir geben dasselbe mit den eigenen Worten des Verfassers an. „Wahr ist, sagt er, daß seit zwei Jahrhunderten von Eigenthum, oder von anderen erblichen Rechten des Bauers in Polen nirgends mehr die Rede gewesen ist;

und daß die Befassung lediglich von der Willkür des Herrn abgehangen hat; streng erweislich aber ist auch, daß in jenen zwei Jahrhunderten dem Bauer jedes rechtliche Gehör bei jedem weltlichen Gerichtshofe gegen seinen Herrn ist versagt worden; und eine in allen Befehlshörern anerkannte Wahrheit ist: daß gegen Den, der nicht klagen kann, keine Verjährung anfängt, keine Rechte erworben werden."

In diesem wichtigen Ergebnis wäre demnach die Rettung für jene unglückliche Classe gegeben, die mitten im aufgeklärten Europa nie erfährt, was Gesetz ist, und, in einem endlosen Kampfe mit der Willkür, des Menschen höchstes Vorrecht, sich durch die Vernunft zu bestimmen und in der freien Schöpfung vor dem Rechte Anderer sich selbst Zweck zu setzen, entbehrt. Es wird allerdings nicht wenig Mühe kosten, einen mehr als zweihundertjährigen Eckstein zu sprengen, um dem polnischen Adel die Ueberzeugung einzupflanzen, daß sein höchstes Recht nichts weiter ist, als das vollkommenste Recht, und daß eine Aristokratie, die sich auf Nichts stützt, kein Fundament hat. Aber sollen Polen, oder dessen ehemalige Erblande, jemals mit den übrigen Staaten Europas in irgend ein Gleichgewicht treten: so muß der Anfang mit einer Verbesserung der bürgerlichen Verhältnisse gemacht werden; wo nicht, so setzt man sich der Gefahr einer fortwährenden Ueubeck aus. Die Quelle einer einsichtsvollen Regierung ist es, die besten Mittel für diesen Endzweck zu erdenken; und da in dem bisherigen Verhältniß der Unterthanen zu der Herrschaft in Polen alles auf Mißverstand, Verurtheil und verkanntem Vortheil beruht: so ist so gar zu glauben, daß die Verheerung empas sey, woran man nicht verzweifeln dürfe.

Verbesserungen im vierten Hefte.

Seite 209 Zeile 4 von unten, statt: 1368, 1369; und Zeile 1 von unten, statt: April, November.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Von den Umräufungen, welche das oströmische Reich und Persien am Schlusse des sechsten und im Anfange des siebenten Jahrhunderts erfuhren.

Die Eroberung Italiens durch die Longobarden stand in dem innigsten Zusammenhange mit Begebenheiten, von welchen diese Völkeren nicht das Mindeste wußten; und diese Begebenheiten sind um so merkwürdiger, weil sie den Grund zu einer Umräufung legten, die im achten Jahrhunderte die ganze europäische Welt zu verändern und, mit dem Christenthum, den germanischen Geist zu verdrängen drohte.

Vier Jahre vor Justinians Tode wurde, nach einem zwanzigjährigen Kriege, dessen Hauptgegenstand die Euerdnerität von Colchos gewesen war, zwischen dem oströmischen Reiche und Persien ein Friedensvertrag geschlossen, der fünfzig Jahre dauern sollte. Die Bedingungen

beider Mächte blieben unverändert; Chosroß Kaschwan leistete Verzicht auf die Savandade von Solchis, und erhielt dafür ein Jahresgehalt von dreißigtausend Goldstücken; freie Religionsübung und freier Handel, von beiden Seiten bezeugen, wurden auf die Verbündeten des römischen Imperators und des großen Königs ausgedehnt; der Vertrag selbst wurde in griechischer und persischer Sprache aufgesetzt, und durch die Siegel von zwölf Dolmetschern bekräftigt.

Es war unstreitig die Absicht der beiden Monarchen, den Rest ihres Lebens in Frieden zuzubringen; doch die großen Erinnerungen, welche zwischen Griechen und Persen in der Mitte standen, vermochten mehr, als Versätze und Verträge. Wenn jene nicht vergessen konnten, was einem Alexander gelungen war, so waren diese eben so unfähig, nicht zu gedenken, daß die Herrschaft des älierten Cyrus sich bis an den Hellespont erstreckte; denn große Anstrengungen, die der Erfolg gekrönt hat, brachten sich der Erinnerung so tief ein, daß sie selbst zur Wiederholung Veranlassung gaben.

Nach der Angabe der Morgenländer erstreckte sich die Herrschaft Kaschwan's von Berganah in Transoxiana bis nach Indien oder dem glücklichen Arabien; er unterjochte die Länder von Hyefanien, brachte die Provinzen Cabul und Jadraban an den Ufern des Indus unter seine Vermittelbarkeit, brach die Macht der Ethiopianen, und beendigte den türkischen Krieg durch einen ehrenvollen Frieden, in Folge dessen er eine von den Völkern des großen Ozean unter die Zahl seiner tribut-

figen Frauen aufnahm. Siegreich und geehrt von den Fürsten Afrikas, gab er in seinem Palast zu Karthago den Abgesandten aller Reiche Ehre; ihre Geschenke oder Tribute — Waffen, reiche Kleider, Edelsteine, Silbern und Gold — wurden am Fuße des Thrones demüthig überreicht; und zu den vielen Fürsten, die sich um seine Freundschaft bewarben, gehörte auch der König von Indien.

Wie groß aber auch Aufschirvans Reich seyn mochte, so wünschte er doch, es durch die Eroberung von Indien zu vergrößern; und die Aufforderung dazu lag unstreitig in den Schicksalen, welche dies den Eroberern Böses, wo nicht unbekannt, doch sehr lange von ihnen verheimlichte Land seit etwa fünfzig Jahren gehabt hatte. Von diesen Schicksalen muß zunächst die Rede seyn.

Indien oder das glückliche Arabien, durch eine große Wüste von dem übrigen Asien getrennt, ward von den Hemitien regiert, als es zu Anfang des sechsten Jahrhunderts dem Juden gelang, einen Fürsten von dem hebräischen Stamme für sich zu gewinnen, daß er ihren Glauben annahm und sich zu einer Verfolgung der Christen anschloß, die sich seit etwa dem Jahrhunderten in Indien niedergelassen hatten und als Kaufleute den Juden vielleicht einigen Nutzen thaten. Es wurden einige christliche Kaufleute gemißhandelt, und mehrere Christen von Nagran erwarben in der Verfolgung die Märtyrer-Krone. Dies würde indeß ohne allen Erfolg geblieben seyn, wenn nicht das Christenthum sich seit Constantin des Großen Zeiten nach Antiochien verbreitet

igen Frauen aufzuhn. Siegrich und geachtet von den Fürsten Aethiopiens, gab er in seinem Palast zu Aethiopia den Abgeordneten aller Reiche Gehör; ihre Geschenke oder Tribute — Waffen, reiche Kleider, Edelsteine, Sklaven und Geräthe — wurden am Fuße des Thrones demüthig überreicht; und zu den vielen Fürsten, die sich um seine Freundschaft bewarben, gehörte auch der König von Indien.

Wie groß aber auch Aschirbans Reich seyn mochte, so wünschte er doch, es durch die Eroberung von Yemen zu vergrößern; und die Aufforderung dazu lag anstrengend in dem Schicksale, welche das den Eroberern Aethiopiens, wie nicht unbekannt, doch sehr lange von ihnen verlassene Land seit etwa fünfzig Jahren gehabt hatte. Von diesen Schicksalen muß zunächst die Rede seyn.

Yemen oder das glückliche Arabien, durch eine große Wüste von dem übrigen Aethiopien getrennt, ward von den Homeriten regiert, als es zu Anfang des sechsten Jahrhunderts v. Chr. gelang, einen Fürsten von dem hebräischen Stamme für sich zu gewinnen, daß er ihnen Erlaubnis ertheilte und sich zu ihrer Verfolgung der Ehelichen angeschlossen, die sich seit etwa drei Jahrhunderten in Yemen niedergelassen hatten und als Kaufleute den Juden den nöthigen einzigen Verkehr thaten. Es wurden einige römische Kaufleute gehandelt, und mehrere Christen von Negern erworben in der Verfolgung die Wägen. Dies würde indess ohne allen Erfolg geblieben seyn, wenn nicht das Christenthum sich seit Konstantin des Großen Zeiten nach Aethiopien verbreitet hätte.

Unter den Königen Mörcha und Nubcha — etwa um das Jahr 330 — landete ein Kaufmann aus Tyrus mit zwei Söhnen Grumentius und Adesius. Sie wurden Anfangs zu Gefangenen gemacht; da sie aber das Glück hatten, den Königen bekannt zu werden, so erhielten sie, um ihrer Talente willen, nicht die Freiheit, und ihre Geschicklichkeit im Schreiben brachte sie bald an die Spitze des Reichs und des Rechnungswesens. Das Vertrauen, welches sie sich unter den beiden Königen, und während der Kinderjähre ihres Nachfolgers, erworben, war so groß, daß man um ihnen zu ermöglichen das Christenthum, zu welchem sie sich bekennen, zu schützen begann. Sobald sie dies bemerkt hatten, begab sich Grumentius nach Alexandrien, um sich daselbst von dem Patriarchen Athanasius zum Bischof weihen zu lassen; und kaum war dies geschehen, so wurde nach seiner Rückkehr nichts unterlassen, was zur schnellen Verbreitung des Christenthums beitragen konnte. Von aegyptischen Priestern und Mönchen unterstügt, ward Grumentius in kurzer Zeit der Befehl der ganzen äthiopischen Welt, und, wie man leicht denken kann, gerade dadurch auch der Schieter desselben. Die weitere Geschichte dieses großen Unternehmens ist unbelangend; genug, daß nach etwa zwei hundert und fünfzig Jahren das ganze Königreich Aethiopien oder Abyssinien bis auf den Stamm Zazacha, welcher dem Mosolimus treu blieb, zum Christenthum bekehrt war, und mit den christlichen Gemeinden anderer Reiche in derjenigen Verbindung stand, welche das christliche Priesterthum allenthalben bildete. Als also die arabische Kirche, von einem

zum Judenthum bekehrten Homeriten verfolgt, bei dem Patriarchen von Alexandria und bei dem ägyptischen Imperator um Schutz und Beistand suchte, bedurfte es nur der Vermittelung Soter bei dem Könige von Aethiopien, um ihn zu diesem Unternehmen gegen Ptoem zu bewegen.

Der Name dieses Königs war Seleb oder Al Eshah. Seine Hauptstadt Nume, gegenwärtig ein Dorf von etwa hundert Wohnungen, war groß und reich. Ueber die Bevölkerung des ganzen Königreiches, so wie über den gesellschaftlichen Zustand in demselben, läßt sich wenig sagen; nur daß jene nicht gering gewesen seyn kann, wenn man betrachtet, daß Selebs Heer zum Maasse habe derselben zu nehmen. Die Aethiopier selbst waren eine Colonie der Araber; Farbe, Gesichtsbildung und Sprache verrathen dies zu einer Zeit, wo jede Erinnerung an ihren Ursprung in ihnen ausgeblasen war. Durch das reiche Meer von den Arabern getrennt, standen sie mit ihnen in allen Verbindungen, welche die schwache Bemerkbarkeit südlicher Völker durch den Handel verursacht. Die Könige von Nume leiteten abgesehen ihren Ursprung von dem hebräischen Könige Salomo ab, indem sie jene Königin von Saba, von welcher auch in den Rational-Büchern der Juden die Rede ist, zu ihrer Mutter machten, sagend, sie sey aus Aethiopien nach Jerusalem gereiset, um die Weisheit Salomo's zu erforschen, und gleich nach ihrer Rückkehr (990 v. Ch.) mit Menilchet oder David niedergelommen, davon der Volk „Alphalin“ (der Sohn des Weisen) ge-

nannt, der Stammvater aller nachfolgenden Könige genannt sey *).

Auf hundert und drei und zwanzig Schiffe ließ Caleb unter seinem Statthalter Idreha (einem Blinde der königlichen Familie) hundert und zwanzig tausend Mann an der arabischen Küste landen; und dieses Heer war mehr als hinreichend, die Herrschaft der Homeriten zu vernichten und Yemen in kurzer Zeit zu unterjochen. Mekka wurde nicht erobert. Der Sage nach entging der Tempel dieser Stadt nur durch ein Wunder der Zerstörung; das Wahre an der Sache aber war unstreitig, daß man einer Einrichtung schonen mußte, auf welcher nicht bloß der Caravanan-Handel dieser Gegenden, sondern auch die Nationalität der sämmtlichen Araber beruhte, welche in der Kaaba ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt eben so hatten, wie die Juden in dem Tempel zu Jerusalem. Nichts desto weniger nannte der König von Aethiopien seine Eroberung einen Sieg des Evangeliums; und als solcher wurde sie in Constantinopel und Alexandria gefeiert.

Justinian, welcher um diese Zeit auf dem oströmischen Throne saß, freute sich nicht wenig über die Unterjochung des glücklichen Arabians durch die Antioyier; denn indem er die Verbreitung des Christenthums in Arabien als eine unvermeidliche Folge derselben betrachte

*) Da diese Dynastie noch immer fortbauert, so muß sie für die Araber nicht weniger wichtig seyn. Sie war 340 Jahre vorbrüchig, nämlich von 610 — 1450 n. Chr.; allein sie kam, obgleich mit verschiedenen Unterbrechungen, niemals unter.

lete, rechnete er mit Zuerstseht auf den Beistand der
 Genossen dieses Landes gegen die Feindesboten, seine
 Feinde. Er wählte also dem Könige von Aethiopien
 Glück zu seinem Siege, und sandte, außer dem Patriar-
 chen, um welchen dieser gebeten hatte, eine fremdlische Ge-
 sandtschaft an ihn ab, welche auf ein Bündniß antragen
 mußte. Solch war demselben nicht abgeneigt; doch ehe
 er dem oströmischen Imperator gegen die Perser beisteh-
 en konnte, mußte er darauf denken, die Araber für
 sich zu gewinnen. Es gieng sich indess nur allzu bald,
 daß es viel leichter ist, Eroberungen zu machen, als
 sie zu behaupten. Unzufrieden mit ihrem Schicksal,
 und abgeneigt von jedem Kriege mit den Persern, wünsch-
 ten die Araber, ihr Joch wieder abzuschütteln; und mit-
 ten unter diesen Bemühungen gelang es einem gewissen
 Abraham, einem Sklaven aus Adulis (der Hafenstadt
 von Aethiopien), das Serpter der Hemeriten an sich zu
 reißen. Justinian, dem es gleichgültig war, wer in Ro-
 men regierte, woforn er nur nicht die Aussicht auf den
 Beistand der Araber verlor, trug kein Bedenken, sich
 um die Freundschaft des Usurpators zu bewerben; doch
 gewann er dadurch nur Versprechungen. Abraham's Lage
 war allzu abhängig, als daß sie sich mit großen An-
 strengungen vertragen hätte. Seine schlepischen Solda-
 ten reichten hin, die Genossen Jemand in Zaum zu
 halten, aber gegen Perser waren sie nicht zu gebrauchen,
 und die Folge davon war, daß Abraham, seine ganze
 Regierung hindurch, sich nicht aus den Grängen des
 südlichen Arabias hervormagte. Welche Fortschritte
 das Christenthum während dieser Regierung in Ara-

den machte, läßt sich nicht genau bestimmen; groß konnten sie indeß nicht seyn, weil die Verfassung der Araber im Wesentlichen fortbestand.

Nimmt man das Jahr 522 als dasjenige an, wherein die Arabier das glückliche Arabien zuerst eroberten: so dauerte ihre Herrschaft gerade acht und vierzig Jahre. Justinian war seit fünf Jahren gestorben; Abraham aber regierte noch, als Chosroës Anschirwan, entweder aus Eroberungslust, oder weil er die Gefahren, womit Persien durch die Verbreitung des Christenthums bedrohet war, fürchtete, einen Feldzug nach Arabien unternahm, und ihn, wie es scheint, noch im Jahr 570 besiegte. Die Hauptschlacht erfolgte unter den Mauern von Mella; und da Abraham in derselben blieb, so wurde es dem Könige von Persien leicht, die Arabier über das rothe Meer zurückzujagen und die Gomeriten in den Besitz ihrer Herrschaftsrechte zurückzuführen. Unstreitig waren sie die Urheber dieser neuen Umwälzung gewesen. Wie es sich aber auch damit verhalten mochte: Arabien verlor seine Unabhängigkeit, indem die Gomeriten zu Statthaltern oder Vasallen des großen Königs wurden, und persische Besatzungen die Lerne der Araber sicherten. Die bisherigen Verhältnisse hatten sich umgekehrt: was als Kraft gegen Persien berechnet gewesen war, stand jetzt als Besatztheit dieser nur als fürchtbaren Monarchie da. Nur als solcher wurde Arabien von dem Hofe von Constantinopel gesüchert; denn daß aus diesem neuen Verhältnisse sich eine der fürchtbarsten Umwälzungen entwickeln würde, ließ sich schwerlich ahnen. Mahomed, welcher der Anfangspunkt die-

der Ummählung werden sollte, wurde erst 571, folglich ein Jahr nach der Wiedereinsetzung der Hunnen, geboren.

Wenn Justinian's Nachfolger, Justin der Zweite, gleich auf die erste Nachricht von der Unterjochung der Araber durch Kuschirvan erklärte, daß er seinen Bundesgenossen Abraham rächen wolle: so hatte er dazu unstreitig noch andere Bewegungsgründe, als ein so unfruchtbares Verhältniß zu geben vermochte. Jener jährliche Tribut, der den Persern bezahlt werden mußte, erinnerte unaufhörlich an Abhängigkeit. Dazu kam, daß die Kirchen von Persarmenien durch den unaufrichtigen Geist der Regier erdrückt wurden, ohne daß Kuschirvan es zu verhindern vermochte, und daß Justin es für Regentspflicht hielt, sich ihrer anzunehmen, selbst nachdem eine Ermordung der Satrapen von ihnen ausgegangen war. Aus der Ferne boten die Türken, welche zu erobern, wenigstens zu rauben wünschten, dem Seelichen ihren Beistand gegen Persien an. Es war unter den gegebenen Umständen nicht unmöglich, ein Bündniß zu Stande zu bringen, kraft dessen Persen zugleich von Europa, Asien und Syrien aus angegriffen wurde. In der Möglichkeit dieses Bündnisses lag die Ursache, weshalb zu einem neuen Kriege mit Kuschirvan, nachdem der letzte Friedensvertrag gerade elf Jahre gedauert hatte. Unablässig wurde an den Forderungen gearbeitet, als Kuschirvan, um eine nicht unbedeutende Befreiung von Persien abzuwirken, gegen das oströmische Reich lostrach. Er war, als dies geschah, in einem Alter von sechzig Jahren; doch die Unvermeidlichkeit des

Krieges, und die bedeutenden Vortheile, welche er durch sein Juvencommen zu gewinnen hoffte, gaben ihm die Muthwilligkeit der Jugend zurück. Während er selbst gegen Dara zog, ließ er einen seiner vorzüglichsten Generale — sein Name war Adarnas — von Babylon durch die Wüste nach Antiochien aufbrechen. Adarnas überrannte Syriens, und zerstörte die Vorstädte von Antiochien. Inzwischen beschäftigte sich Rufschiwan mit der Bezwingung von Dara, welches fünf Monate hindurch den Elefanten, Bogenschützen und Maschinen des großen Königs widerstand, bis es endlich durch Mangel an Lebensmitteln zur Ergebung gezwungen wurde. Am Hofe zu Constantinopel schätzte man, welchen Verlust man diese Verluste verdankte; und da die Kränke Lehnst des-Imperators Justin sich mit neuen Massregeln vertrat, so wurde es nicht schwer, durch die Erhebung des Theodosius einen Waffenstillstand von drei Jahren zu Stande zu bringen: einen Waffenstillstand, auf welchen der alte Rufschiwan unstreitig um so leichter einging, weil er sich auf einen Einbruch der Türken gesetzt haben mußte, wenn der Krieg mit den Römern fortwährte.

Der Imperator Theodosius benutzte den Waffenstillstand zur Herbeischaffung aller der Mittel, durch welche er dem Könige von Persien das Gleichgewicht zu halten hoffen konnte. Jenes Verhältniß, worin man mit den Türken getreten war, wurde nicht aufgegeben. Zugleich war der neue Imperator auf die Schöpfung eines Heeres bedacht, das etwas Großes zu leisten vermöchte. Bald verbreitete sich das Gerücht, daß die römische

Alter und Eram erschöpft, stieg in's Grab, und überließ es seinem Nachfolger, das Reich von den Injuriungen erbitterter Feinde zu befreien.

Hormisdas der Dritte war sein Nachfolger. Wie dieser sich mit den Römern verglich, ist ungewiß. Darf der Erfolg entscheiden, so gab er höchstens Das zurück, was Justinian an Ehreth's Ruschirben abgetreten hatte. Seine Regierung dauerte elf Jahre. Der Anfang versprach eine glückliche Zukunft. Von dem Großmehet Zugurich geleitet, spielte Hormisdas zu Ktesiphon ungefähr dieselbe Rolle, welche Nero zu Rom gespielt hatte, so lange Seneca sein Vertrauen besaß. Alles veränderte sich, sobald Zugurich sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatte. Ein nicht unbedeutender Aufschuß über die Regierung des neuen Königs wird dadurch gegeben, daß man ihn den Sohn einer Tochter des türkischen Khacan nennt. Als solcher konnte er nicht beliebt seyn bei einem Volke, das, nach uralten, durch den Huerdienst begründeten Begriffen, die nördlichen Romanen-Völker für unheilig hielt. War Hormisdas vermöge seiner Geburt ein Gegenstand des Mißhaged, so begreift man den Haß und die tyrannische Besinnung, welche, in seiner Brust wachend, in seine Handlungen überströmten. Es mag also vollkommen gegründet seyn, was von seinen an Maserd gründenden Gewalthätigkeiten erzählt wird; denn ein König, der, von der Liebe seiner Unterthanen verlassen, seine Bestimmung nur durch Schrecken erfüllen kann, wird nothwendig zu einem Unhold. Durch anhaltende Unterdrückung erbittert, bestien die Prebinger Babylon, Eusa, und Carama-

nien die Fäden der Empörung auf; und auf ihr Beispiel verlagten die Fürsten von Arabien, Indien und Aegypten Scherz und Tribut. Die Römer glaubten, solche Umstände zu ihrem Vortheil brauchen zu müssen; und sie brauchten sie zu Belagerungen von Städten und zu häufigen Einfällen in Mesopotamien und Assyrien. Bald zeigten sich auch die Türken unter der Aufsicht ihres Khacan. Zwar versicherten sie, ihre Absicht sey, dem großen Könige Beistand zu leisten, und in dieser Voraussetzung erhielten die Städte von Khorasan und Transoxanien den Befehl, ihre Thore zu öffnen: doch ihr Zug nach dem Siege von Hyrcanien verleiht ihr Einverständnis mit den Römern, und unter den Angriffen von Beiden mußte Sassan's Thron erliegen. Die Vereinigung der Türken mit den Römern zu verhindern, nahm Hormisdas seine Zuflucht zu einem der ausgezeichnetsten Krieger, welche sein Vater auf ihn überliefert hatte. Dies war Bahram mit dem Beinamen Ischub in (die Stange). Er verdankte diesem Beinamen zunächst seinem hohen Wuchse; aber schon seit langer Zeit galt er bei dem Heere für tapfer, und was seinem Wesen in dieser Hinsicht abging, wurde durch seine Abkunft von einer frommen persischen Familien ersetzt, welche vermöge ihrer Vorrechte über den Adel hervorragten und als Scorpenträger (σκorpionοχοι) in den ersten Reihen des kaiserlichen Reiches fortbauerten. Bahram, von seinem Patriotismus geleitet, übernahm das schwierige Geschäft, die Türken zum Rückzug zu zwingen. Sein guter Verstand erleichterte ihm dasselbe. Da der Pileus Araber oder hyrcanischer Feld des schmalen Eingangs beherrschte

durch, welchen man in das Gebiet des Rhi und die Ebenen von Medien zu gelangen pflegt; so wählte ihn Bahram als den Punkt, wo er die Türken erwarten wollte. Er hatte nicht mehr als zwölf tausend Mann zu seiner Verfügung; allein diese reichten auch hin, das zahlreichste Heer aufzuhalten und zur Rückkehr zu nöthigen. Als nun die Türken anlangten, empfing Bahram sie mit einem Hagel von Steinen und Pfeilen, den sie durch nichts erwidern konnten. Ihre Niederlage entsprach den Nachseilen ihrer Stellung. Sobald der Khacan und sein Sohn gefangen waren, führten die Uebriggebliebenen um. Aus dem Rückzuge ward bald eine unversäthte Flucht; und was Bahrams Soldaten nicht kosteten, das leistete das erblinnte Landvolk, um sich wegen erlittener Bedrückungen zu rächen.

Bahram hatte den herrlichsten Sieg davon getragen; nur daß sein Verhältniß zu Hermisab dadurch nicht verbessert war. Als ein Regent, der nur allzu deutlich fühlte, wie sehr er verabschmachtet wurde, haßte der König seines größten Wohlthäter auch wegen der vernachlässigten Achtung, welche dieser durch den Sieg über die Türken gewonnen hatte. Fern glaubte Hermisab, daß Bahram sich von der den Türken abgenommenen Beute den besten Theil zugeeignet hätte; doch so lange die Römer noch aus der Nähe drohten, war es nicht Zeit, ein solches Vergehen zu rächen. Bahram ertheilte also den Auftrag, die Römer eben so zu vertreiben, wie er die Türken vertrieben hatte; und schworlich gab es ein Mädel, sich denselben zu erziehen. Ein Strom trennte die Römer von den Persern; und Bahram,

dessen Herr sich ansehnlich verächtelt hatte, ging in seiner Kühnheit so weit, daß er die Römer auffordern ließ, den Tag der Schlacht zu bestimmen, und daß er es in ihre Wahl stellte, ob sie selbst über den Fluß gehen oder den Waffen des großen Königs einen freien Uebergang gestatten wollten. Der römische Feldherr war allzu vorsichtig, als daß er das erstere hätte thun sollen. Nach Bahrams Uebergange waren alle Nachtheile auf seiner Seite; und die natürliche Folge davon war, daß er die Schlacht verlor und seinen Rückzug nicht ohne großen Verlust bewerkstelligte. Für das Reich entstand dadurch keine Gefahr; um so weniger, weil Bahram seine Truppe zusammenrief, um eine Nacht zu bleiben. Nichts desto weniger sandte der längst erbitterte Hermisdas dem einzigen Feldherren, auf welchen er sich verlassen konnte, eine Spindel und einen vollständigen Weberanzug, um ihn anzuzeigen, daß er nicht an der Spitze eines Heeres zu bleiben verdiene. Bahram, folgsam dem erhaltenen Befehl, zeigte sich den Soldaten in dieser Bekleidung. Es entstand ein allgemeiner Unwille, der sich nur allzu bald in der Gestalt einer Empörung weiter bildete. Das Versprechen treuer Abhänglichkeit wurde von den Soldaten gegeben, und von Bahram angenommen. Ein ganzer Haufe des Königs, der den Empörer in Ketten nach der Hauptstadt bringen sollte, hatte das traurige Schicksal, von einem Elefanten zertrütert zu werden, den man zum Nachrichter machte. Manisse sectirten das persische Volk auf, seine Freiheit gegen einen eben so verhassten als verächtlichen Tyrannen zu vertheidigen; und diese Man-

seste Mieden nicht ohne Wirkung. Der Abfall von Hermias ward allgemein; und wer ihm treu bleiben wollte, setzte sich der Gefahr aus, ein Opfer der öffentlichen Wuth zu werden. Alle Truppen schlossen sich an Ptolemäus an, und alle Provinzen begrüßten ihn als den Befreier des Vaterlandes. Der Augenblick der Krise war gekommen.

In den Rufen der Hauptstadt schwandete unter anderen vornehmen Personen Bindu, ein Sassinide. Dieser, in der allgemeinen Verwirrung durch den Muth seines Bruders in Freiheit gesetzt, führte dieselbe Wache, der er bis dahin anvertraut gewesen war, in den verlassenen Palast des Hermias; und weil niemand sich des Gedachten annahm, so war nichts leichter, als den großen König in denselben Kerker zu schleppen, welchen Bindu so eben verlassen hatte. In der ersten Verwirrung, die hieraus entstand, entfernte sich Chodros, der älteste von den Söhnen des Hermias, aus der Hauptstadt; er kehrte aber dahin zurück, sobald Bindu versprochen hatte, ihn auf den Thron seines Vaters zu erheben. Ueber Hermias wurde förmlich Bericht gehalten; und da seine Rechtfertigung den Richtern nicht genigte, so erfolgte eine Verdammung, welche allerdings nicht zu vermeiden war, wenn man seine Rücksicht nahm auf den Ursprung der tyrannischen Handlungen dieses unglücklichen Regenten. Er selbst unterschied seine Verdammung durch die Bitter, seinem zweiten Sohne das Scepter anzuvertrauen; doch er bewirkte dadurch nur, daß Mutter und Sohn gleichzeitig hingerichtet wurden. Ihm selbst stoch man mit einer heißen Nadel die

die Augen aus. In diesem Zustande wurde er seinem Nachfolger übergeben, der ihn aus dem Kerker in den königlichen Palast zurückführte und durch Einreuegenß für die verlorne Diata zu entschädigen suchte.

Die Umwälzung schien beendet; sie war es nicht, weil die Erhebung Ehadrods das Dritte ohne die Einwilligung Bahrams zu Stande gebracht war. Das Verhältniß eines Scriptenträgers zu dem Könige von Persien scheint, nach einmal entstandnem Bruche, jede Ausbühnung ausgeschlossen zu haben. Vergleich bei Ehadrods Verzichtung und den zweiten Rang im Königsrath an. In einem Schreiben, worin Bahram sich den Freund der Wäiter, den Vorgesetzten der Wäiter, den Feind der Tyrannen, den vereinsamten Satrapen, den Befehlshaber des persischen Heeres u. s. w. nannte, forderte er den jungen König auf, das Beispiel und Schicksal seines Vaters zu suchen, die von ihren Ketten befreiten Verräther wieder einzusperrern, das usurpirte Diadem an einem heiligen Orte niederzulegen und aus der Hand seines gütigen Wohlthäters Verzeihung und die Rückkehr einer Provinz zu empfangen. In Bahrams Verlegung stand die bewaffnete Macht, welcher Ehadrods nur die Sklaven seines Palastes, und den Pöbel der Hauptstadt entgegenstellen konnte. Er führte beide in's Feld, doch nur, um geschlagen zu werden. Leben und Freiheit waren das Einzige, was er verlangte; und er verlangte Beides, um in's Ausland zu gehen. Die Satrapen welche den Hermias abgesetzt hatten, machten ihrem Brudern mit Bahram, oder wurden hingerichtet; der unerschütterliche Glantz aber eilte in

den Palast zurück, wo er den geblendeten Hermias mit einer Kugelschutze erdregte.

Mit seinen Hofscläfsknechten und unter einer leichten Bedeckung ging Ephraem, längs dem Ufer des Euphrat, nach der Wüste, und machte Halt in einer kleinen Entfernung von Circesium. Von seiner Ankunft benachrichtigt, führte der römische Präfect den Fremdling mit Tages - Anbruch in die Feslung, und von hier aus nach Syriopolis, damit er bequemer wohnen möchte. Zwischen Ephraem und dem römischen Imperator Mauricius entstand ein Briefwechsel, dessen Gegenstand die Zurückführung des ersten nach Ktesiphon war. Es mochte dem letzteren schmeicheln, Kuschirwan's Enkel und Antaperg's Nachfolger in einer so bedrängten Lage zu sehen. Abgesehen wurde sein Besuch in Constantinopel; dagegen schickte der oströmische Imperator dem flüchtig gewordenen Fürsten ein reiches Diadem und Edelgesteine. Bald erfolgte auch das Versprechen, daß an den Grenzen von Syrien und Armenien ein Heer versammelt werden sollte, dessen Bestimmung keine andere sey, als den Usurpator Bahram zu stürzen. Zum Oberfeldherrn wurde der tapfere Marses ernannt, der, wie es scheint, ein gebornet Perser war; und Marses erhielt den Befehl, über den Tigris zu gehen und das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken, als bis er den Enkel Kuschirwan's auf dem Thron seiner Ahnen gesetzt habe.

Das Unternehmen war glänzend; aber es war minder schwierig, als es aus der Ferne scheinen mochte. Versehen war zur Befestigung gekommen über die verhäng-

nigste Eile, womit es den Erben des Throns dem Throngeige eines Nebellen aufgespielt hatte. Die Weigerung der Majestät, das Werk der Usurpation zu heiligen, fand einen allgemeinen Beifall, auf welchen Bahram ausstreitig nicht gerechnet hatte. Veranlaßt, den Befehlen des Reiches und den Vorurtheilen des Volkes zu trotzen, sah sich der neue König bald in denselben Lage befangen, durch welche Hormisdas zu einem Tyrannen geworden war. Nur schändliche Hinrichtungen konnten den Verschwörungen in seinem Palaste, und den aufrührerischen Aufständen in der Hauptstadt und in den Provinzen eine Bränge setzen. Unter solchen Umständen erschien Rustem an den Ufern des Tigris; und kaum hatte Rustemans Eitel seine Fahnen entfaltet, als die Wasserwogen von allen Seiten herbeiströmten, seine Sache unterstützen zu helfen. Vergebens bemühte sich Bahram, die Vereinigung des christlichen Heeres zu verhindern. In zwei Schlachten, von welchen die eine an den Ufern des Zab, die andere an den Ufern des Tigris geliefert wurde, unterlag er; und der bedeutende Verlust, den er in beiden litt, gestattete ihm keine andere Wahl, als in die östlichen Provinzen zu entweichen, wo er sich mit den Türken verbündete, um sie gegen Persien zu benutzen. Er starb, ehe er seinen Plan zur Ausführung bringen konnte.

Zwischen war Chosroës der Dritte in seiner Hauptstadt angelangt. Nachrichten, an welchen es nie gefehlt zu haben scheint, blieben auch dies Mal nicht aus; und unter die Vielen, welche das Opfer der neuen Umwälzung wurden, gehörte auch Bindu, weil er sein

Hand an Hermistad gelegt hatte. Gegen den römischen Imperator ertheilte Chosroës nur Dankbarkeit: die besiegten Städte Martyropolis und Dara wurden zurückgegeben und ganz Persarmenia bis zu den Ufern des Araxes und dem Euphratischen Meere zu dem römischen Reiche geschlagen. Beide Monarchen tauschten ihre Leibwachen gegen einander aus, so daß Chosroës tausend Griechen, Maximian tausend Lürken erhielt. Man träumte in diesem Zeiten sogar von Abschaffung des Heerdienstes, und Einführung des Christenthums in Persien; doch dieser Traum, der sich auf gewisse, dem heil. Sergius zu Antiochien bebildete Aufmerksamkeiten des Königs Chosroës, und auf den Umstand führte, daß seine Lieblings-Beischläferin eine Christin war, verflieg sehr bald. Welcher Chosroës König den Persien blieben, so durfte er es nicht mit der Priesterschaft verderben; die so schön als talentvolle Schirin (Serena) aber liebte den König nicht so ausschließend, daß sie es für widersprechend gehalten hätte, ihn zu einem Christen zu machen. Und nur allzu bald kam man dahin, dem Heer-Abteiern ihre Eigenthümlichkeit zu versprechen, weil man sich genöthigt sah, die eigene zu vertheidigen.

Elftes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Die Anstrengungen des oströmischen Reiches zum Besten des Hauses Sassan bewirkten nicht bloß, daß die Longobarden in ungesichertem Besitz desjenigen Theils von

Italien blieben, der seit dem Jahre 568 von ihnen war-
trobert worden; eben diese Ansiedlungen gaben auch
Raum für die Herrschinne, welche die Avaren gegen das
Ende des sechsten Jahrhunderts in Erweiterung ihres
Machgebietes thaten, und wurden auf diese Weise
Veranlassung zu einer Unterdrückung, welche, wenn gleich
nur auf kurze Zeit, das ostdeutsche Reich beinahe gänzlich
vernichtete und die persische Herrschaft bis zum Helles-
pont ausdehnte.

Seit der Auswanderung der Longobarden nach Ita-
lien blieben die Avaren in dem ungestörten Besitze von
Pannonien. Dem Jahressumme, welche Justinian ihnen
bewilligt hatte, um sie zum Kriege gegen die hunnischen
(ungarischen) Stämme aufzumuntern, wurden von seinem
nächsten Nachfolger versagt; und hierin lag unstreitig
die Ursache ihrer Feindschaft gegen die Römer, welche
sich wohl im Auge nehmen, sie zu belästigen. In dem
rothen Palaste Andas's wiederholte ihr Chagan die Rolle,
welche der Hunnen-König gegen Theodosius den Zweiten
gespielt hatte. Bald forderte er das Eine, bald das An-
dere, was die Regierung von Constantinopel nicht versä-
gen zu können glaubte, wenn sie den Frieden erhalten
wollte; und so brachte er es dahin, daß das Jahres-
gehalt von 80,000 Goldstücken auf 120,000 vermehrt
wurde. Als Nachfolger der Longobarden behauptete der
Chagan rechtmäßige Ansprüche auf Sicilien, das Boll-
werk der byzantinischen Provinzen, zu haben; Meinas und
eine hartnäckige Belagerung brachten ihn in den Besitz
dieser Festung, so wie in den von Singidunum. Von
Nicht an bewegte er sich mit der höchsten Freiheit auf

der langen Linie, welche von Singidunum nach Constantinopel führt. Nur Solote wie Diestrianopolis und Verla, Philippopolis und Adrianopel vermochten seinen Angriffen zu widerstehen: alles Uebrige wurde von ihm verheert; und mit Beute beladen, kehrte er gegen den Winter nach Pannonien zurück, um in seinem kaiserlichen Palast neue Pläne zu entwerfen. Seine Herrschaft erstreckte sich über Ungarn, Polen und Preußen, von der Mündung der Donau bis zur Mündung der Oder; und in diesem weiten Gebiete bewirkte er Veränderungen, von welchen noch jetzt bedeutende Spuren übrig geblieben sind. Die östlichen Gegenden Deutschlands, von Sarmaten verlassen, erhielten durch ihn Slawonische Colonisten; und daher kommt es, daß man dieselben Stämme in der Nachbarschaft des adriatischen und baltischen Meeres wiederfindet, und daß die slawischen Städte Bregß und Lissa in Schlesiens angetroffen werden. Die ursprünglichen Avarn bildeten in diesem großen Reiche eine Art von Adel. Sie waren die Anführer; und erst, wenn das Schwert der Feinde sich an ihren Leutheuten abgestumpft hatte, kam die Reihe des Angriffs oder der Vertheidigung an die Avarn.

Zehn Jahre hindurch hatte Mauricius den Uebermuth des Avarn-Chagan ertragen, als er nach der Rückkehr seines Heeres aus Persien den festen Entschluß faßte, künftige Vertheidigungen abzuwenden. Eingedenk der Zügel, die er in Persien gemacht hatte, wollte er in eigener Person gegen die Ueberlästigten zu Felde ziehen, als die ersten Vorstellungen des Senats, der furchtsame Aberglaube des Paphlagonen, und die Thronen

seiner Gemahlin Constantina dieses heilsamen Entschloß ertheilten. Er übertrug den Oberbefehl seinem Bruder Peter; und als dieser, von einer kindischen Furcht beherrscht, eben so sehr vor den Barbaren als vor seinen eigenen Soldaten floh, wurde der Oberbefehl einem Edelmunge Namens Commensolus anvertraut, um dessen Rath es nicht besser stand. Der Drang der Umstände brachte einen gewissen Pristad empor; doch kaum hatte dieser den Thoren die eine und die andre Niederlage beigebracht und sie in ihrer alten Wohnstätte zurückgejagt, als man am Hofe von Constantinopel die Noth des kaiserlichen Königs zu fürchten begann und den glücklichen Feldherrn aus dem Herzen Daciens abberief. Maximian selbst legte höchlich den Emsch zu dem Verdorben, das erst über ihn und die Seinigen, bald genug aber auch über das ganz oströmische Reich kommen sollte.

Von seinem Palaste aus glaubte der Imperator eine Umbildung bewirken zu können, welche das Militär betraf. Ueberzeugt, daß der Mangel an Disciplin und Unterordnung in nichts so sehr gegründet sey, als in der Nachsicht der Regierung gegen die Forderungen der Soldaten; überzeugt zugleich, daß die Kosten, welche das Heer verursachte, nicht mehr in einem erträglichen Verhältnisse zu dem ständen, was durch dasselbe geleistet wurde: glaubte er, eine heilsame Veränderung hervorzubringen, wenn er die Löhnung verminderte und den Preis der Waffen und der Bekleidung von derselben abhänge. Doch kaum war ein Edict zu diesen Endzwecken erschienen, als allenthalben ein Unwille sichtbar wurde, dessen Gefährlichkeit sich nicht verkennen ließ. Um einer

allgemeinen Empörung vorbeizukommen, mußte sich der Imperator zu einer Zurücknahme seines Edikts entschließen; und mit Unlust empfing das Heer, was es lieber seiner Zurechtweisung, als der Großmuth seines Herrschers, verdanken wollte. Das Uebelwollen der Soldaten vermehrte sich indeß, als sie erfuhren, daß der Imperator, um nicht ein Lösegeld von sechshundert Goldstücken zu bezahlen, zwölfhundert Gefangene, die sich in den Händen des arabischen Chagans befanden, habe widerhaken lassen; man schloß hieraus, daß er Truppen verlieren wollte, die er nicht hätte umbilden können. Ein neuer Befehl verstärkte diesen Verdacht. Mauricius befahl nämlich, daß die Donau-Armer ihre Vorräthe verschönten und ihre Winterquartiere in dem feindlichen Lande der Avaren nehmen sollte. Was mit Bereitwilligkeit würde vollzogen worden seyn, wenn der Imperator noch an der Spitze des Heeres gestanden hätte, fand den lebhaftesten Widerstand, weil es sich aus dem Cabinet her schrieb; und indem die Soldaten sich nicht bloß verkannt und zurückgesetzt, sondern auch verachtet und verrathen glaubten, wählten sie, wie es wohl auch jetzt in der Türkei geschieht, einen aus ihrer Mitte zu ihrem Anführer, und gingen getrabes Weges auf Constantinopel los. Mit dem Imperator Mauricius wollten sie nichts mehr zu schaffen haben; doch, eine geschliche Erbfolge ehrend, unterhandelten sie mit Theodosius, dem ältesten Sohne des Mauricius, und mit Germanus, dem Schwiegervater des Jünglings. Erst als keiner von beiden in ihrem Plan eingehen wollte, beileideten sie ihren Anführer den Centurio Phocas, mit dem Kaiser.

In Constantinopel selbst war man mit der Begleitung des Mauricius nicht so zufrieden, daß man den Sturz desselben nicht hätte begünstigen sollen. Die grüne Faction des Clerus, welche von dem Imperator zurückgesetzt wurde, triebste Einnersüdnisse mit den Meliken an; und indem die Fährung mit jedem Augenblicke zunahm und Ein bedeutlicher Abschnitt den andern verdrängte, sah der unglückliche Monarch sich genöthigt, seinen Palast zu verlassen und auf einem Fischerboote mit seiner Gemahlin und seinen neun Kindern nach der asiatischen Küste zu entweichen. Ein Sturm zwang ihn, bei der Kirche des heil. Eutychemus in der Nähe von Chalcedon zu landen. Von hier aus sandte er seinen ältesten Sohn Theodosius nach Persien, um die Freundschaft und Dankbarkeit des großen Königs anzusprechen. Er selbst, von Brustwassersucht gequält und von Unglauben gränzig, wollte sein Schicksal in Chalcedon erwarten, und betete nur, daß die Strafe für seine Sünden lieber in dieser Welt, als in der zukünftigen, erfolgen möchte. Inzwischen stritten die beiden Factionen zu Constantinopel um die Ehre, den neuen Imperator zu ernennen; und da die Eifersucht der Grünen den Liebling der Blauen verwarf, so wurde selbst Hermannus festgenommen, die Majestät des Constantius Phocas angefochten. Vergeblich machte man diesen aufmerksam auf die Gefahren des Throns; er verachtete dieselben. Senat und Geistlichkeit folgten seiner Aufforderung; und sobald der Patriarch von der Mächtigkeit des Usurpators überzeugt war, segnete er ihn in der Kirche des heil. Johannes des Täufers ein. Der Tod des Mauricius er-

folgte, sobald Phokas durch die blasse Reaction (er selbst hatte sich für die grüne erklärt) daran erinnert ward, daß Jener noch lebe. Zu Chalcedon erschienen die Todestoten des Phokas, und schleppten den abgelebten Imperator mit fünf von seinen Söhnen aus gewählter Coorte in's Exil. Hier mußte der Vater seine Söhne sterben sehen, ehe die Reihe an ihn selbst kam. Seine Gemahlin und seine drei Töchter blieben für den Augenblick verschont; doch hielt die Menschlichkeit des Phokas nicht länger vor, als bis der junge Theodosius auf seiner Reise nach Aethiopien aufgefangen und zu Nicä enthaupet war: denn jetzt wurde auch die Mutter mit ihren drei Töchtern, nach einem verunglückten Versuche zur Flucht, an eben der Stätte hingerichtet, die das Blut ihres Gemahls und ihrer fünf Söhne getrautet hatte.

Ohne Einsichten, ohne Kenntnisse, bestieg Phokas den oströmischen Thron; mit der Kechheit eines gemeinen Kriegers verwaltete er denselben. Wie hätte seine Regierung nicht tyrannisch seyn sollen, da Unrechtmäßigkeit ihr erster Charakter war! Man denke sich einen Heloten mißgebildeten Mann mit rothem Haar, in einanderstießenden Augenbraunen, bartlosem Kinn und einer jersetzten Wange; man setze diesen Unhold, dem alles, was Wissenschaft genannt zu werden verdient, fremd ist, auf einen Thron; man setze ihn diesen Thron zur Befriedigung der thierischsten Begierden mißbrauchen; und man hat ein angemessenes Bild von der Regierung des Phokas. Nach der Hinrichtung der Familie seines Vorgängers verachtete er alle Schranken. Ein

an Verurtheilungen ging keine Untersuchung voraus, und ein Uebermaß von Grausamkeit begleitete die Bestrafung: ausgehöhlte Augen, ausgerissene Zungen, abgehauene Hände und Füße waren Schaupiele, an welchen sich die Seele dieses Barbaren am meisten ergötzte; und indem er einen schnellen Tod als eine Gnade betrachtete, ließ er bald verbrennen, bald zu Tode peitschen, bald mit Pfeilen erschießen. Nichts desto weniger wurden die Bildnisse des Phocas und seiner Gemahlin Leontia im Vatikan als Begräbnisse der Verehrung für die Römer aufgestellt; und wenn man etwas von dem Verhältnisse der Kirche zum Staat in diesen Zeiten begreifen will, so muß man die Reden hören, welche der heil. Gregor jenem Abschaum der Menschheit machte, um den Vorrang vor dem kaiserlichen Patriarchen von Constantinopel zu gewinnen. Wütht und Grausamkeit scheinen in allen Zeiten liebliche Erscheinungen für eine Geistlichkeit gewesen zu seyn, welche, Herrschaftsgewalt verfolgend, diese nur dadurch erreichen konnte, daß sie den scheinbaren Gegensatz von jenen bildete. Gregor erreichte seinen Zweck; doch werden die Glückwünsche, womit er die Thronbesteigung des Phocas begleitete, immer zur Warnung dienen und eine Besinnung veranlassen, die das Unmensliche als etwas Gottgefälliges preist.

Nur Henselstrenge konnten die Nähe des Phocas ertragen. Des Imperators eigener Schwiegersohn, der Patriarch Eutych, trat der Verschwörung bei, die gegen ihn angezettelt wurde. Da man fremder Hülfe bedurfte, um den Tyrannen zu stürzen, so wendete man sich an

Sprachen von Afrika. Sein Name war Heraklius.
 Als ein bejahrter Mann wolgte er sich zwei Jahre hin-
 durch, der Hauptstadt zu Hülfe zu eilen. Endlich ent-
 schloß er sich, seinem Sohn Heraklius und dem Nike-
 ras, einem Sohne seines Freundes und Stiefvaters
 Gregorius, das ehrenvolle Unternehmen anzuvertrauen.
 Afrika's Macht wurde in die Hände dieser beiden Jüng-
 linge gelegt; und während Heraklius die Flotte von
 Carthago nach Constantinopel führte, ging Niketas an
 der Spitze eines Heeres durch Aegypten und Syra nach
 Chalciden. Ein dumpfes Gerücht von diesem Unterneh-
 men verbreitete sich bis in den Palast des Imperators;
 doch Eripius verstand die Kunst, dessen Besürchtungen
 zu beschwichtigen und jede Gegenankalt zu vereiteln.
 Plötzlich erscheint die afrikanische Flotte im Hellespont,
 und auf ein gegebenes Zeichen versammeln sich alle Wiß-
 vergnügten um die Zehn des Heraklius. Phocas, der
 von seinem Palast aus die Flotte durch die Propontis
 sehen sieht, ängstet er vor seinem Schicksale zu zittern.
 Die grüne Faction soll ihn retten; es werden Geschenke
 und Versprechungen an dieselbe verschwendet. Doch
 Muth und Feindschaft werden durch den Partizier Eri-
 pius zum Abfall bewogen; und, ehe der Imperator es
 ehrt, wird er in seinem Palast überfallen, seines Dia-
 dems und Purpurs beraubt und, mit Ketten belastet, in
 einem Boote nach der Salern des Heraklius gebracht,
 der ihm seine Verbrechen vorwirft. „Wirst du besser re-
 gieren?“ dies sind die letzten Worte des verurtheilten
 Phocas. Erst foltert man ihn; dann wird er enthaupt-
 et, und der blutige Aufsehn endet sich damit, daß

man seinen verstümmelten Leichnam, so wie seine Söhne und die Hahne der grünen Fackeln, in die Flammen wirft. Gratianus bestiegt mit Genehmigung der Geistlichkeit, des Senats und des Volkes den Thron; Nicetas, welcher anlangt, als bereits alles entschieden ist, wird mit einer Geldsumme zu Pferde und mit der Tochter des Imperators belohnt. Eriopud erhält Befehl den Oberbefehl über das Heer in Cappadocien; da er sich aber anmaßend beweißet, so wird er abberufen und von dem Senat zum Klosterleben verurtheilt.

So endigte sich die Regierung des Phocas. Doch die Folgen derselben hörten nicht mit seinem Tode auf, und es war dem Gratianus vorbehalten, die Schmach einer Unterjochung zu rächen, welche, auf die Nachricht von der Ermordung des Mauricius, sich von Persien aus über die asiatischen Provinzen verbreitete und das ganze östliche Reich an den Rand des Verderbens führte.

Die Höfe von Constantinopel und Kischken waren seit Jahrhunderten gewohnt, sich gegenseitig die Veränderungen bekannt zu machen, welche an ihnen vorgehen; und, diesem Verkommen gemäß, meldete auch Phocas dem Kaiser von Persien den Tod des Mauricius, und seine Erhebung auf den Thron der Cäsars. Sein Abgesandter war derselbe Libius, der ihm die Köpfe des Mauricius und seiner Söhne überreicht hatte. Was dieser nun auch thun mochte, um das Schicksal der Erhebung zu versüßen, so wendete sich Chosroes doch mit Abscheu von ihm. Unmittelbar darauf erfolgten

entscheidendere Schritte. Der vorgeliebte Abgesandte wurde eingeliefert, und Ehedroß erklärte: daß er den Usurpator niemals anerkennen, seinen Wohlbäter und Vater aber rächen würde. Das letztere erlicherte ihm Phelax dadurch, daß er den General Rarses, der an der Brücke zurückgeblieben war, zum Abfall zwang, und, nachdem er sich seiner durch trügerische Verheißungen bemächtigt hatte, auf dem Markt von Constaninopel verbrennen ließ. Jenes Heer, welches Rarses befehligte hatte, verschwand in zwei Ueberfällen der persischen Armee, welche so zerstörend waren, daß von dem Soldaten des Maurinus kaum der eine und der andere übrig blieb. Der freie Spielraum, welchen Ehedroß jetzt gewonnen hatte, führte zur Eroberung von Ardin, Dara, Amida und Edessa. Alle diese Festungen wurden zerstört; und in diesem Betragen zeigte sich zuerst, daß es dem Könige von Persien auf noch etwas mehr, als bloße Raube, ankam. Er ging alsdann über den Euphrat, und besetzte Hircanien, Chaldis und Barmakia oder Aleppo, und schloß Antiochien ein. Der Verlust dieser, durch Erdbeben, inneren Unruhen und feindliche Gewalt gleich oft erschütterten Stadt, war die erste Nachricht, welche Heraklius nach seiner Thronbesteigung aus dem Osten erhielt. Mit gleichem Glück bemächtigten sich die Perser der Hauptstadt Cappadociens, und, dem Süden nachgehend, rasselten sie in dem Paradiese von Damascus, ehe sie die Hügel des Libanon erstiegen und die Städte der phöniciſchen Küste angriffen. Jerusalem, dieser Mittelpunkt der christlichen Welt, wurde von Rufinus und Enkel erobert, die Gesandtschaft von drei

Jahrhundert in einem Tage geräubte, die päpstlichen Kirchen, welche Helena und Konstantin erbaut hatten, in Brand gesetzt und der Patriarch Zacharias mit dem wahren Kreuz nach Persien versetzt. Das Merkwürdigste bei diesem Ereignisse war, daß sich in dem Orte des Ueberfalls sechs und zwanzigtausend Juden befanden, welche die Hauptstadt jenes ehemaligen Reiches empfindungslos zerstören halfen, und gemeinschaftlich mit den Arabern 90,000 Christen mordeten. Wer sich auf Palästina wendete, floh nach Aegypten, und wandelte sich an den Patriarchen Johannes, der in dieser verhängnisvollen Zeit den Beinamen des Almosenspenders erwarb, und den Armen aller Länder und Völkern einen Schatz zurückgab, welcher ihnen ursprünglich gehörte. Doch auch Aegypten blieb nicht unberührt von den Waffen der Perser. Pelusium, der Schlüssel dieses unzugänglichen Landes, wurde von der Kitterei der Perser überrannt, die, nachdem sie einmal in das Land der Pharaonen eingedrungen war, das lange Nil-Thal, von den Pyramiden an bis zu den Urdünen Aethiopiens, durchstreifte. Durch eine Flotte hätte Alexandria gerettet werden können; doch der Erzbischof und der Präses schifften sich nach Cyrenä ein, und Theodosius kam in den Besitz der zweiten Hauptstadt des Reiches, welche noch immer Ueberbleibsel des Handels und der Geschäftigkeit aufzuweisen hatte. Nicht zu Carthago, wohl aber in der Nachbarschaft von Tripolis, pflanzte der persische König seine Trophäen auf; die griechischen Colonien von Cyrene wurden gänzlich zerstört und durch den Sand der libyschen Wüste fand man den Rückweg

Dies geschah im Jahre 616; und damit der Erfolg dieses kühnen Feldzuges gesichert bliebe, brach von den Ufern des Euphrat ein zweites Heer auf, das sich dem thracischen Bodensee näherte. Epistemon ergab sich nach einer langen Belagerung, und das persische Heerlager blieb zehn Jahre lang im Angesicht von Constantinopel. Die Seelüste von Pontus, die Stadt Ancyra und die Insel Rhodus werden zu den letzten Eroberungen des großen Königs gezählt.

Nichts förderte diese Eroberungen so sehr, als das Vorgehen, daß sie zum Vortheil des rechtmäßigen Erben der Monarchie, d. h. zum Vortheil des jungen Theodosius gemacht wurden, den Theodosius in seinem Lager zu haben beehorchte. Wenn die Absichten des Perserkönigs rein gewesen, so würde er nach dem Tode des Phocas das Erbreich eingestellt haben. Daran aber fehlte so viel, daß er einen von seinen Generalen lebendig schinden ließ, weil er eine Unterredung mit Heraclius gehabt und die Friedensverpflichtung desselben angenommen hatte. Das Reich des großen Cyrus sollte wiederhergestellt werden, und was Persien bei diesem Unternehmen lit, kam eben so wenig in Betrachtung, als alle die Zerwürfungen, welche jenem Traum allein eine vorübergehende Wirklichkeit geben konnten. Durch das Christenthum war eine unaussähhare Kluft zwischen den Ostländern und den Persern besetzt: jense war die Aneignung des Heures eben so anstößig, wie die Lehre von zwei Principien; was sie aber am meisten fürchteten, war die Unabwiesbarkeit der Magier, die, nachdem sie sich in auffallenden Bestrafungen apostatischer Perser gezeigt

zeigt hatte, sehr leicht die Quelle einer allgemeinen Verfolgung werden konnte. Der christliche Priesterstand vertrat in diesen Zeiten alle Gattschämlichkeit. Gehört das Perserreich die Bedingungen, welche Chosroës ihm zu geben gedachte, so waren alle im Lauf der Jahrhunderte erworbenen Vortheile verloren; und eben deswegen suchte diese Priesterschaft sein Leben zu retten, die letzte Gabe aufzusparen, um ihren Wirkungsbereich zu retten. Es kam noch dazu, daß, wie viel auch seit Darius' Zeiten von dem Geiste der persischen Monarchie auf die Römer übergegangen war, dennoch der alte republikanische Geist nicht gänzlich hatte verflüchtigt werden können. Nicht genug, daß er in den Schreien der Griechen und Römer verklang, zeigte er sich selbst in der Mäßigung, womit sich die römischen Kaiser über ihre Verhältnisse zu ihren Unterthanen ausdrückten: eine Mäßigung, vermöge deren sie nie mit Allmacht rechneten, als unumschränkte Herrscher zu sein begierten, nie ihre Befehle durch grausame und unterschämte Drohungen unterkräftigten. Dies alles ließ vermuthen, daß die Herrschaft der Perser sehr vorübergehend sein werde; und was dieser Vermuthung in dem Urtheil der Vandalen besondern Nachdruck gab, war der Umstand, daß der große König die Welt gleich einem Räuberhauptmann durchzog, nur zerstörte, nicht gründete, und überhaupt keinen höheren Genuß zu kennen schien, als die Schätze und Ehrenbeuten der von ihm eroberten Welt in seiner Hauptstadt Persepolis oder Bagdad anzuhäufen. In der persischen Geschichte heißt Chosroës der Dritte den Beinamen „Farnig;“ und wenn dieser

Wort eben so viel bezeichnen, als das deutsche Wort „unbewußt“; so läßt sich schwerlich daran zweifeln, daß es auch im sechsten Jahrhunderte Verstandige gegeben hat, welche begriffen, daß es für Völker natürliche Gesetze giebt, die nicht ohne Ursache überschritten werden können. Die ganze Annahme, welche von Eusebius ausging, war das Wort seiner gefährlichen Lage auf der einen, und der Raubsucht des Willkürs auf der andern Seite; die Magier unterstützten dies Wort auf keinem andern Grunde, als weil sie noch immer die Fortschritte des Christenthums fürchteten.

Zwischen war die Lage des Persien die unangenehmste, in welche ein Monarch gerathen kann. Während Syrien, Aegypten und die asiatischen Provinzen den Waffen der Perser unterlagen, drangen die Horden von den Enden Asiens bis zur langen Mauer von Theben vor; und bald genug erschienen sie vor den Thoren von Constaninopel. An den Verlust der Hauptstadt war nicht zu denken; sie wurde durch nichts so sehr vertheidigt, als durch ihre glückliche Lage, merkte sie, selbst bei geringem Widerstande, jedem Angriff der Barbaren Trost. Doch außerdem, daß sich das oströmische Reich, wenn man wenige Küstenstädte in Afrika, Italien, Griechenland und Asien ausnahm, sich auf ihre Ringmauern beschränkte, litt sie auf das Empfindlichste durch den Mangel an Zufuhr. Hungersnoth und aufgedröhte Krankheiten waren die Folge davon, und ein gekränkter Mann, der an der Spitze stand, war ihm schon bald berechtigt, zur Emigration überzugehen. Es ist zu glauben, daß Heraclius, indem er sich

anhaltend mit Kettungenwölfen beschäftigt, gerade in dieser Zeit jene Gedanken und Pläne entwickelt habe, welche er in der Folge mit so auffallendem Glück zur Ausführung brachte. Indes hörte der Augenblick nicht auf, sein Recht zu behaupten; und wollen wir uns darüber wundern, daß der gedrückte Imperator, als alle seine Bemühungen, sich Luft zu machen, vergeblich waren, den schnellen Entschluß faßte, das Diadem niederzulegen und nach Karthago zurückzugehen? Schon waren seine Schiffe gerüstet, schon wollte er an Bord gehen, als der Patriarch ins Mittel trat, die Macht des Kirchenthums zur Vertheidigung des Vaterlandes geltend machte, und sich am Altare der St. Sophienkirche vor dem Imperator schwebend ließ, daß er mit dem, ihm von Gott anvertrauten, Völkern leben und sterben wolle. Hoffnung war noch etwas Anderes im Spiel, als bloße Ceremonie: derselbe Mann, der sich lange nicht hatte entschließen können, die Kirchenschätze zu öffnen, war über die gefährliche Lage der Kirche selbst endlich zur Erkenntniß gekommen. Nicht genug, daß das Kirchenthum zur Vertheidigung des Reiches bestimmt wurde, kamen jetzt auch verborgene Schätze zum Vorschein, die zum Theil von bedeutendem Belange waren. Man hatte nun die Mittel, mit den Arabern in Unterhandlung zu treten; und diese gediehen bald dahin, daß man es nur noch mit den Persern zu thun hatte. Von solchen Bundesgenossen verlassen, ward auch Chedres anderen Sonnen. Überzeugt, daß er Constantinopel nicht erobern werde, ließ auch er sich eine Unterhandlung gefallen, welche sich dahin endigte, daß Gerallius einen

jähelichen Tribut von tausend Talenten Geld, eben so vielen Talenten Silber, tausend Pferden und tausend Jungfrauen zu zahlen versprach. Vermöge dieses Vertrages hatte das oströmische Reich seine Unabhängigkeit so sehr verlieren, daß es nur als ein Bundesheil von Persien betrachtet werden konnte. Doch die Absicht des Heraclius ging nur auf Jutergewinn: durch einen klugen und verzeihungsvollen Angriff auf das persische Reich hoffte er die verlorne Vorherrschaft wieder zu gewinnen.

Es war unstreitig nicht leicht, sich in den Besitz aller der Mittel zu setzen, welche die Ausführung eines so kost gebachten Unternehmens heischte. Selbst als die Kirche ihre Schätze gelöst hatte und die nöthigen Aushebungen geschähen waren, hatte Heraclius nur einen Haufen, nicht ein Heer, zu seiner Verfügung; denn von dem Soldaten des Phocas waren so wenig übrig geblieben, daß sie gar nicht in Anschlag gebracht werden konnten. Hätte der Imperator diesen Haufen gegen das bei Chakenden stehende Perserheer anführen wollen, so würde er Muth gewagt haben, und ein Sieg der Perser im Angesicht von Constaninopel unstreitig der letzte Tag des römischen Reiches geworden seyn. Er würde aber eben so unvorsichtig gehandelt haben, wenn er auf einem geringen Umwege in die asiatischen Provinzen eingedrungen wäre und der persischen Krieger Heiligkeit ergeben hätte, seinen Troß abzuschneiden und seine Nachhut zu beunruhigen. Die große Vertheid der Griechen bestand darin, daß sie Herrn der See waren; und diesen Vortheil zu benutzen, legte Heraclius, nachdem er

seine Kinder der Treue des Volkes empfehlen und die Eindr. und Willkür, Gewalt den Würdigsten anvertraut hatte, nach dem Osterfeste des Jahres kurz den Winter ab, und ging als einfacher Krieger an Bord der von ihm ausgeführten Flotte. Was er beabsichtigte, war Wenigen bekannt. Ein lebhafter Wind führte ihn und seine Begleiter durch den Hellespont. Die West- und Südseite von Asia-Minor blieb zur Rechten, und nach einem Sturm, der gefährlich zu werden drohte, landete Heraklius in dem Meerbusen von Euxidoren an den Ufern von Syrien und Cilicien, wo die Küste sich südlich wendet.

In der Nähe von Issus, gerade da, wo Alexander das Heer des Darius schlug, besetzte er sein Lager, um den verstreuten Besatzungen der griechischen Verstädte und Festungen die Vertheidigung mit seinen Truppen zu erleichtern. Die nachtheiligen Festungswerke Ciliciens deckten und verbargen sein Lager; und indem der Winkel, den er besetzte, in einem großen Halbkreis von asiatischen, armenischen und syrischen Provinzen einschloß: wurde es ihm leicht, seinen Bewegungen jede beliebige Richtung zu ertheilen, und eben so leicht, den Bewegungen des Feindes zuvorkommen. Die Hauptsache in dem Lager von Issus war, Kriegsdurch und taftische Fertigkeit zu betheiligen; und Heraklius brachte es in kurzer Zeit dahin, daß seine Truppen in dieser geistlichen Hinsicht den Persern überlegen waren. Das Heer zu begeistern, wurde das wunderthätige Bild Christi entworfen, und Nacht an den Feueranketern wegen Erscheinung der Aläre als gemeinsame Pflicht vorgeschrieben; da

nitz aber die Soldaten die Sache des Imperators zu der ihrigen machen und wie sie ihre Freiheit freieren möchten, schickte sich Heraklius ihnen in allen Genüssen und Entbehrungen gleich, und lehrte sie auf diese Weise, ihrer Tapferkeit und der Weisheit ihres Führers zu vertrauen. Die Folgen dieses überlegten Verfahrens blieben nicht lange aus. Eilenden war bald von persischen Waffen umschlossen; indem aber die persische Reiterei die Engpässe des Taurus fürchtete, wurde sie von dem Fußvolf des Heraklius umwickelt, welches ihr in den Rücken drang. Durch eine Bewegung, welche Armenien zu bedecken schien, brachte Heraklius die Perser zu einer allgemeinen Schlacht; und als sie sich in dieselbe einließen, waren alle Umstände ihnen so nachtheilig, daß sie, trotz ihrer Staudhaftigkeit, geschlagen wurden. Heraklius erstieg nach diesem Siege den Taurus, durchzog die Ebenen von Cappadocien, und wies seinen Truppen die Ufer des Euphrat zu bequemen Winterquartieren an.

So endigte sich der erste Feldzug gegen Persien. Heraklius, der einen Theil des Winters in Constaninopel zubrachte, weil seine Gegenwart daselbst notwendig war, um den unruhigen Geist der Heeren zu besänftigen, ging mit dem Anfange des Frühlings, in der Begleitung von 5000 auserlesenen Kriegern, zu Wasser nach Trapezunt, versammelte seine Truppen zwischen der Mündung des Phasis und dem Caspischen Meer, überschritt den Araxes, und brach auf derselben Bahn, welche Marcus Antonius vor ihm gemacht hatte, nach Taurus oder Gordyada, der Hauptstadt Medien, auf. Chosroes, der von einer andern Expedition zurückgekommen war,

um sich den Herrschern der Römer entgegen zu stellen, trug derselbe Kaiser Bedrücken, eine Schlacht anzunehmen; und Heraklius, zufrieden mit der Plünderung von Lausis, ging mit dem Eintritte der ungünstigen Jahreszeit nach Albanien zurück, wo er seine Zelte wahrscheinlich in den Ebenen von Rügen aufschlug. Im nächsten Jahre, dessen Begebenheiten am meisten im Dunkeln liegen, scheint er, von Albanien aus, der byzantinischen Erbfolgersuche gefolgt zu seyn, um in die Provinz Medien oder Irak hinabzusteigen und bis nach den Städten Erebis und Jopahan vorzudringen, welche bis dahin von den römischen Waffen unberührt geblieben waren. Ueber den Ausgang dieses Unternehmens läßt sich nur so viel sagen, daß Heraklius, von drei persischen Heeren eingeschlossen, sich aufs Tapferste vertheidigte, daß er gegen den Eintritte des Winters die persischen Generale zum Rückzug in die besetzten Städte Mediens und Assyriens zwang, daß er sie selbst in diesen beruhigte, und bei der Rückkehr des Frühlings in sieben Tagen über die Gebirge von Kurdistan zog, und über den Tigris hin bis nach Amra vorrückte, unter dessen Namen sein beschriebenes Heer vorrückte. Hinter dem Euphrat erwarteten ihn die Perser. Die Truppen dieses Flusses waren abgezogen. Sobald der Imperator eine Hülfe gefunden hatte, eilte jene, die Ufer des Euphrat in Eilichen zu vertheidigen. Auch hier geschlagen und zerstreut, gaben sie den Rückstand auf; Heraklius setzte nun seinen Zug nach Ekbatana in Cappadocien fort, und lagerte an der Mündung des Pontus Euphratus auf. *Heraklius, Kaiser von Byzanz, 628.* Auslaß den Frieden annehmen, welchen Heraklius

angewendet nicht aufhörte; dachte Theodosius nur darauf, wie er seinem Gegner noch einmal in das Verhältniß eines Abhängigen und Ertrumpfsüchtigen zurückbringen wollte. Die Kräfte seines ganzen Reichs wurden zu diesem Endzweck verwendet. Nicht weniger als drei Heere sollten die Aufgabe lösen; und indem das eine zur Belagerung von Constantinopel bestimmt war, das andere aber aufgestellt wurde, die Vereinigung des Imperators mit seinem Bruder Theodosius zu hindern, zog das dritte gegen Gerastius selbst aus. Dieses bestand aus 50,000 Mann außerordentlicher Truppen, welche die goldenen Spore genannt wurden. Seinen Zweck besser zu erreichen, hatte Theodosius den alten Chazar der Haren in Bewegung gesetzt, der mit nicht weniger als 80,000 Mann Haren, Gepiden, Russen, Bulgaren und Slawenier von Constantinopel erschien und vom 31. Jul. 626 an, die Stadt von Pera und Saluta bis zu den Blachernen und den sieben Thürmen umschloß. Der Augenblick der Krisis blieb nicht lange aus. Zugleich suchte die Obrigkeit von Constantinopel die Rückkehr des Haren-Herstes zu erkaufen; er war unerhörtlich. Zehn Tage hindurch wurde die Hauptstadt von den Haren angegriffen; denen es dies Mal nicht an den nöthigen Werkzeugen fehlte; doch fehlte es ihrer Unerfahrenheit oder der Heiligsgegenwart der Verteidiger, was den Ausschlag gab: genug, sie machten keine Fortschritte; und als der Haren-Herst sah, daß er seine Leute vergeblich aufopfern und durch längeres Verweilen seine Lage verschlimmern würde, brach er plötzlich auf, um nach Persien zurückzukehren. Das persische Heer,

schickte bei Chakeden aufgestellt war, beschloßte sich darauf, Versätze und Dörfer abzubrennen, um so die Beherrungen zu wüthen, welche von den Römern in Persien waren verübt worden. Des Imperators Bruder trug im Kampf mit den Persern den Sieg davon. Heraclius selbst maßte den Häupten der Chazaren zu einem Bündniß zu bestimmen, welches ihn über durch 14,000 Pferde verläßt und eine starke Diversion von dem Orie auf verheißt. Während jene 50,000 goldenen Spere, welche den Imperator mit seinem Heere vernichten sollten, sich zurückzogen, versammelte dieser bei Edessa nicht weniger als 70,000 Mann, mit welchen er die Städte Eplend, Mesopotamiens und Amurciens in dem kurzen Zeitraum von einigen Monaten wieder eroberte. Inzwischen fiel Sarrar, welcher die wichtige Stellung von Chakeden inne hatte, von dem König ab, entweder weil Heraclius ihn kapf verführte, oder weil er sich durch die Eifersucht des Chakrois bedroht glaubte. In dem Lager dieses Satrapen wurde einmüthig beschloffen, daß Chakrois das Scepter verwerft habe. Ein Tractat mit der Regierung von Constantinopel stellte auch von dieser Seite den Frieden wieder her; und ob sich gleich nicht erwarten ließ, daß sich Sarrar an den Heraclius anschließen werde, so durfte dieser doch versichert seyn, daß der persische Satrap ihn auf seine Brüst in seinen Entwürfen stören würde.

Unter den günstigsten Umständen brach Heraclius von den Ufern des Tigris nach dem Euphrat auf. Bald darauf folgte ihm Rhapates durch ein persisches Land, bis er den Befehl erhielt, das Schicksal Per-

fiend in einer entscheidenden Schlacht zu versuchen. Diese wurde in derselben Ebene geliefert, in welcher einst Miniae gekämpft hatte. Sie dauerte von Tagesanbruch bis zur elften Stunde, und endigte sich mit der Niederlage der Perser, welche nicht weniger als acht und zwanzig Tausen verloren. Auch Xerxes blieb; wie byzantinische Geschichtschreiber melden, von den Händen des Heraklius zu Boden gestreckt. Den eigenen Verlust verbergend, verweilten die Sieger auf dem Schlachtfelde; diesmal so gerecht gegen die Perser, daß sie eingeladen, es sey leichter gewesen, sie zu tödten, als zu besiegen.

Bis zur sechsten Stunde der Nacht blieb die persische Reiterei in der Entfernung eines Bogenschusses von dem römischen Heere stehen; und als sie sich endlich zum Rückzuge entschloß, rettete sie das Fußvolk. Heraklius benutzte seinen Sieg zu einem Einmarsh, durch welchen er sich der Ufer des großen und kleinen Zab bemächtigte. Von jetzt an konnte er ungehindert in As syrien eindringen. Bald fiel Dastagerd, die Hauptstadt dieses Königreiches, und der Lieblingstausendknecht des Chos roes in seine Hände; und die Schätze, welche er darin fand, waren groß. Was nicht fortgeschafft werden konnte, wurde verbrannt oder auf andere Weise zerstört, damit der große König die Wunden fühlen möchte, die er dem oströmischen Reiche geschlagen hatte. Dreihundert römische Tausen wurden in Dastagerd gefangen und paradesgenommen; noch zahlreicher aber war das Heer des Heraklius die Befreiung von vielen tausend Gefangenen, welche aus Syrien und Aegypten waren

entführt worden. Von dem Palaste zu Dastagerd aus, setzte er seinen Marsch bis auf wenige Meilen von Aisophon fort. Am den Ufern der Toba durch die Schwierigkeiten des Ueberganges, durch die Strenge der Jahreszeit, und durch den Mangel von starken Festungswerten aufgehalten, ging er über Scherjaur und das Gebirge Jara nach Bantpata oder Lauris zurück, dessen Bewohner seine Soldaten und deren Pferde gassfreundschäftlich unterhalten mußten.

Chedreos hatte der Schlacht von Minthe in einer solchen Entfernung beigewohnt, daß sein Leben und seine Freiheit nicht in Gefahr gekommen waren. Von dem Ausgange derselben unterrichtet, war er nach Dastagerd zurückgegangen, um zu reiten, was noch zu reiten war. Bei der Ankunft des römischen Imperators hatte er, fortgerissen durch die allgemeine Verärgerung, kein Bedenken getragen, mit seiner Gemahlin und drei Beischläferinnen durch eine in der Mauer befindliche Öffnung zu entweichen, und seinen Herrn, selbst einem großen Theil seiner Schätze, Preis gegeben. Jener war zwar mit Mühe in ein entferntes Schloß gebracht worden; doch hatte sich die öffentliche Meinung bereits so entschieden gegen Chedreos erklärt, daß er selbst die Nothwendigkeit begriff, jedem Anspruch auf Herrschaft zu entsagen. Er hatte es noch in seiner Gewalt, mit Cerialius Frieden zu schließen; denn dieser hörte nicht auf, ihn mit Entwürfen dieser Art zu belästigen. Da er aber seine persönliche Lage durch einen Friedensschluß nicht verbessern konnte, so leg er es vor, die Thara zum Vortheil des Mithridates abzulegen, dem er den Vorzug

vor seinen kühnen Thaten gab. Doch in unbeschränk-
ten Monarchien werden die unschuldigsten Handlungen
des Fürsten zu Verbrechen, sobald ihr Ansehen einmal
verloren ist. Schiragch, sein ältester Sohn, fand selbst
im besten Mittel, die Großen des Reichs für sich zu
gewinnen, und zwangsmäßig Satrapen, welche sich
Patrioten nannten, übernahmen das Werk, den Sohn
der Sira auf den Thron zu setzen. Den Soldaten
wurde vermehrte Löhnung, den Christen freie Gottesver-
ehrung, den Gefangenen Freiheit, dem ganzen Volke
Friede und Verminderung der Steuern versprochen.
Nach dem Plane der Verschwörer sollte Schiragch mit
den Fürsten der Königsmächte in dem Lager bei Acha
erscheinen, und wenn das Unternehmen schiefsläge, sich
nach Constantinopel retten. Der Erfolg übertraf jede
Erwartung. Der allgemeine Beifall, womit Schiragch
empfangen wurde, war für Chabroß das Zeichen zur
Flucht; doch aufgehalten und verhaftet, hatte der alte
König zunächst das grausame Schicksal, achtzehn Söhne
vor seinem Angesichte ermordet zu sehen, damit die
Thronfolge unbeschränkt bleiben möchte. Man warf ihn
hierauf in einen Kerker, wo er nach fünf leidenschaftlichen
Tagen starb.

Dem Frieden zwischen Persien und dem oström-
ischen Reiche stand von jetzt an nichts im Wege. Schi-
ragch nannte den Heraclius seinen Bruder, wählte den
von ihm begangenen Vätermord auf den unabweislich-
sten Willen der Gottheit ab, und trug auf Griechen und
Bündniß an, welche dauernder wären, als Eisen und
Kerker. Heraclius nahm diesen Antrag an. Ohne

Sehnen gab der Sohn des Ehedros die Erhebungen seines Vaters auf, und der oströmische Kaiser war allzu einsichtsvoll, um die Schwäche des Reichs durch erweiterte Belangen vermehren zu wollen. Die Eigenthümlichkeit der Zeiten offenbarte sich in nichts so sehr, wie darin, daß, statt der im Kriege eingebüßten Aider, das wahre Kreuz zurückgegeben wurde, welches Ehedros von Jerusalem nach einer von seinen priesterlichen Hauptstädten hatte versetzen lassen. Die Kriegsgefangenen wurden ausgetauscht, und was von priesterlichen Befugnissen in Syrien und Mesopotam zurückgeblieben war, erhielt freien Zugang. Die Rückkehr des Gerastius von Lauris nach Constantinopel war ein anhaltender Triumphzug; und nachdem der Kaiser in der Hauptstadt angekommen war, erzwangte er nicht, das wahre Kreuz dem heiligen Grabe zurückzugeben, und böste Friedlichkeit in seiner Person beizubehalten, wobei die Priesterschaft es ihm zur Pflicht machte, Diademe und Purpur abzulegen. Die Echtheit des Kreuzes wurde von dem verständigen Patriarchen von Jerusalem genau untersucht, und das Andenken an die ganze Ceremonie dauerte in der jüdischen Hölle der Kreuzerhöhung für die römisch-katholische und für die griechische Kirche fort.

Scheuch genoss die Früchte seines Vortodes kaum acht Monate; er starb sogar vor der Vollendung des von ihm abgeschlossenen Bräutigamvertrages. Sein Sohn Artasir, sollte ihm folgen; doch diesen wollte Scheuchiar, welcher gegen Gerastius gekämpft hatte, nicht anerkennen. Unbekannt sind die Ursachen dieser Weigerung, wie so viele, was die Begabtesten Pro-

fiel während dieses Zeitraums aufzuheben vermochte. Als Aethiopien erobert war, folgte Scheriat auf dem persischen Thron; doch nur auf kurze Zeit. Nicht weniger als neun Regenten verdrängten sich binnen vier Jahren. Ihre Namen hier anzuführen würde überflüssig seyn, und wir wollen bloß bemerken, daß unter ihnen von Königen, Löcher des letzten Ehedred, waren. Das Reich war durch den letzten Krieg erschöpft. Jede Provinz, jede Stadt war eine Bühne des Aufruhrs und der Zwietracht; und nachdem die Anarchie noch acht Jahre gedauert hatte, brachte das Joch der arabischen Sahrben die Factionen zum Schwelgen.

Nicht viel besser standen die Sachen im oströmischen Reiche. Die Unerbittlichkeit, womit die christliche Pasterchaft ihre Forderungen prüfenderte, ließ dem Heraclius keine andere Wahl, als seine Unterthanen durch Auflagen zu erschöpfen und die schwachen Ueberreste der Reichthümer zu zerstören. Was die Bevölkerung, durch den Verlust von etwa zweimal hundert tausend Mann, die das Opfer eines sechsjährigen Kampfes geworden, gelitten hatte, kam in keine Betrachtung gegen den Verfall des Ackerbaues und der Künste, der mit jedem Tage überhand nahm. Während nun Heraclius in Constantinopel oder Jerusalem triumphierte, wurde an den Euphrat Syriens eine unbedeutende Stadt von den Saracenen gegründet; und dies war für das oströmische Reich der erste Anfang seiner Revolution, welche um die Mitte des fünften Jahrhunderts damit endigte, daß Constantinopel und die westlichen Provinzen von den Arabern erobert wurden.

Wir haben uns durch diese beiden Kapitel in den
Stand gesetzt, die große Ummwälzung, welche durch Mus-
hamed über die asiatische und die europäische Welt auf-
ging, in einem andern Buche darzustellen zu können, als
wie sie gewöhnlich angesehen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Geschlecht der Medici.

(Fortsetzung.)

Ehe wir die Geschichte der Medici verfolgen, wird es nöthig seyn, die Entstehung und Fortbildung des Herzogthums Toscana anzugeben, welches unter dem Nachfolger Al-Sandro's zuerst die Benennung eines Großherzogthums erhielt und dadurch eine Wichtigkeit gewann, die es früher nicht gehabt hatte.

Das gegenwärtige Großherzogthum Toscana ist ein großer Theil desjenigen Landstrichs, welcher, zwischen der Macta und dem Tiber gelegen, von den Römern Etrurien genannt wurde. In den ältesten Zeiten, deren die Geschichte erwähnt, von seinen Eucumonen regiert, und dann sehr allmählig von den Römern unterjocht, theilte er, so lange das römische Reich im Westen fortbauerte, das allgemeine Schicksal Italiens. Nach dem Umsturz der ostgothischen Herrschaft durch die Waffen Justinians, wurde es erst von den Longobarden, und dann von den Franken erobert. Der Untergang des carolingischen Hauses, und die Kriege, welche sich um das Königreich Italien erhoben, hatten eine gänzliche Auflösung der geographischen Bande zur Folge. Dies benutzten die

die größten Städte, um die Ketten des Feudal-Systems zu sprengen, und sich in Freiheit zu setzen. In Lucca, dem gegenwärtigen Luccana, machte Pisa den Anfang; es vertraute der Fruchtbarkeit seines Bodens und seiner für den Handel höchst günstigen Lage, und es erreichte seinen Zweck durch die Besonnenheit, womit es die Freiheit umfaßte. Florenz, in seinem ersten Ursprunge eine römische Colonie, lange unbedeutend, aber durch seine Lage am Arno im Innern der Provinz zur Aufzuehung berufen, folgte dem Beispiele Pisas, und Wohlhabenheit war die Folge dieser frühen Entschloßes zur Freiheit. Der lange Kampf der kaiserlichen Kaiser mit den römischen Bischöfen gab Veranlassung zu Vergrößerungen. Anfangs theilten Pisa, Florenz und Siena um die Ehre, die stärkste Ansehungsstrecke auszuüben; doch sobald Pisa im Kampf mit Genua abgeschwächt war, trat Florenz nur desto herrlicher hervor. Zwischen dem Kirchenstaate und Mailand gelegen, mußte es fortdauernd auf seiner Hut seyn, sowohl gegen die Politik der Päpste, als gegen die der Herzoge von Mailand; und dies gelang ihm dadurch, daß es die Entstehung einer großen Macht in Italien zu verhindern verstand, und daß es die Freiheit seiner kleinen Republiken, womit es umgeben war, zur Vergrößerung seines Gebietes benutzte. Bündnisse, Verträge, Geld, Gewalt — Alles wandte es zu seiner Vergrößerung an, und nach ungefähr drei Jahrhunderten war es so weit vorgeschritten, daß sein Gebiet sich vom tyrrhenischen Meere bis zum Herzogthum Urbino (vier

und zwanzig italische Meilen vom adriatischen Meere) erstreckte.

Eine größere Ausdehnung wurde, theils durch die Lage der Republik zwischen dem Kirchenstaate und der Lombardei, theils durch die Verfassung verhindert, welche sie sich bei ihrem ersten Ursprunge gegeben hatte. Da nämlich diese Verfassung eine rein städtische war: so vertrug sie sich nicht mit einer großen Autorität, welche allein im Stande ist, ungleichartige Befasstertheile so zu verbinden, daß sie zu einem Ganzen werden. Zudem, wie in allen Aristokratien, so in Florenz, bei weitem mehr darauf an, den regierenden Familien gewisse Vorzüge und Vortheile zu erhalten, als ein umfassendes Regierungssystem aufzustellen, welches allen Staatsbürgern ohne Ausnahme zum Besten gereicht hätte. Die sogenannte Republik zerfiel in zwei von einander durchaus verschiedene Theile. Grafschaft (*contado*) wurde das ursprüngliche Gebiet von Florenz genannt, weil die alten Bewohnhaber der Stadt den Grafenstand geführt hatten; District hingegen nannte man alle die Gebiete, welche sich noch und noch, gezwungen oder freiwillig, unterworfen hatten. Zwischen der Grafschaft und dem District war das Verhältniß des Kerns zur Schale, d. h. der letztere war um der ersteren willen vorhanden, die ihn bezeugte, so gut sie konnte. Die regierenden Herren hatten ihre Wohnsitze in der Grafschaft, die Unterthanen die übrigen im District; und wenn die eine oder die andere von den zur Magistratur berufenen Familien in ihren Vermögensumständen zurückgekommen war, so pflegte sie sich präconsularisch im District zu er-

helen, ohne daß ihr dies in Florenz selbst zu irgend einem Nachtheile gerichte hätte. Nichts kam dieser Politik so sehr zu Statten, als die Verfassung der unterworfenen Städte. Statuten wurden seit dem elften Jahrhundert die gesetzlichen Einrichtungen genannt, welche jede italienische Stadt zu ihrer Erhaltung getroffen hatte. Daß dabei auf den Vortheil der benachbarten Stadt keine Rücksicht genommen war, versteht sich wohl von selbst. Die Streitigkeiten aber, welche sich häufig entswickelten, waren unendlich. Der Magistrat von Florenz war alle als Schiedsrichter beauftragt beschäftigt; und er war es um so mehr, je weniger es in seiner Macht stand, die Feste so abzuändern, daß die Harmonie der Bürger daraus, wie von selbst, abglossen wäre. Dazu kam noch, daß die antimonarchische Verfassung, wie in Florenz selbst, so in den seiner Oberherrlichkeit unterworfenen Städten, mancherlei Narben noch sich zog, welche nur dadurch beigelegt werden konnten, daß man zu Geldstrafen, Confiscationen und Verbannungen schritt. In dieser Hinsicht wiederholte sich in dem Gebiete von Florenz was in einer früheren Periode die römische Regierung ausgeprochen hatte, so fern sie, antimonarchisch in ihrem Charakter, in dem Umkreise durchaus monarchisch wirkte; und gerade so wie in dem Gebiete von Rom die Feststellung der Monarchie für das Ganze das größte und unabwendbare Bedürfnis der Vervollkommen war, eben so war dies auch der Fall in dem Gebiete von Florenz, sobald sich dessen natürliche Ordnung gefunden hatte.

Man siehe hieraus, daß, wie ohnedemers auch

die Forderungen und selbst die Einsichten eines Herzogs von Florenz sehr mochten, dennoch die von ihm zu lösende Aufgabe sehr schwierig blieb. Denn wie notwendig auch die Verwandlung der Antimonarchie in ihren Gegenstand geworden war, so stand doch das Interesse aller Personen entgegen, deren Ansehen auf der Fortdauer der Antimonarchie beruhte. Die früheren Medici hatten nur dadurch mit sich versöhnt, daß sie sich aller Eingriffe in die Verrechte der aristokratischen Familien enthalten hatten und auf ihre eigene Kosten Gärten gestiftet waren. Da sie dies nicht lange aushalten konnten, so hatten sie allerdings darauf bedacht seyn müssen, das Verhältniß der Gesellschaft zu dem Distrikt abzuändern; dadurch aber hatten sie sich nur unersöhnliche Feindschaften zugezogen, und der Herzog Alessandro kann als Derjenige betrachtet werden, der die Krise herbeiführte, welche über die Fortdauer des ganzen Staats entschied. Durch Lorenzino ermordet, schickte Er freilich aus; aber die Monarchie überlebte ihn; und weil sie noch notwendig geworden war, so wurden ihre vernünftigen Bekämpfer ihr Opfer.

Es waren aber die inneren Verhältnisse nicht das Einzige, womit ein Herzog von Florenz zu kämpfen hatte. Alle Beziehungen hatten sich seit dem Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts verändert. Durch die gleichzeitige Entdeckung des vierten Welttheils und eines andern Weges nach Ostindien war der Handel Italiens mit dem Oriente, wo nicht vernichtet, doch tief erschüttert. Ein dreißigjähriger Krieg hatte seit Ludwig's des Achten Eindringen in die italienische Halbinsel nicht

bloß den bürgerlichen Zustand, sondern auch den Geist und die Sitten der Italiäner veränderte. Die Unschärfe des Eigenthums und die Ungebilligkeit einer ständigen Anwendung der Kräfte brachten es mit sich, daß sie aus der gewohnten Bahn wichen; den Fremdlingen, welche ihr Land verheerten, von keiner Seite geschont, wollten sie lieber alle Schwachheiten aufgeben, als ihrer Bestimmung im Dienste haften. Wie weit man gehen kann, wenn es nicht an Entschlossenheit fehlt, hatte Edgar Vergia gezeigt; und wie abschreckend sein Beispiel auch seyn mochte, so führte doch der Drang der Umstände zur Nachahmung. Um alles zu gewinnen, glaubte man alles wagen zu müssen; man glaubte dies um so mehr, weil man nichts mehr zu verlieren hatte. Seit dem Siege des Kaisers bei Pavia und der Plünderung Rom's war Lenz der Pläne zum Herrn von Italien geworden; nur Rom und Venedig standen in einiger Unabhängigkeit da, die, im Vergleichung mit früheren Zeiten, nicht ausdiente ein Gegenstand der Mißhage zu seyn. Diesen Zustand verabscheuend und gleichwohl viel zu schwach, um ihn abändern zu können, unterhielt man allenthalben geheime Verbindung mit Frankreich, welche die öffentliche Ruhe bedroheten. Jeder italienische Staat hatte seine Ausgewanderten, welche gegen die werdende Ordnung verschworen waren; zu gleicher Zeit mußte man sich allenthalben gegen Räuberbanden schützen. Befahren also, welche nicht auf eigenem Grund und Boden gewachsen waren, droheten, wie Giftkame, aus der Nachbarschaft.

Für einen jungen Kaiser, der, wie Cosmo, zu

gleich ein neuer Fürst war, konnte aber kein Umstand nachtheiliger wirken, als die Leidenschaft des Nachfolgers von Clemens dem Siebenten. Der Cardinal Farnese, welcher den päpstlichen Stuhl, als Paul der Dritte, bestiegen hatte, war ein Mann von seltenen Talenten und einem sehr geübtem Blutz; aber ihm fehlte die Erhebung, wodurch er Italien allein nützlich werden konnte. Nur mit dem Bedanken beschäftigt, wie er seinem Sohne Piero Luigi einen Staat erwerben wollte, verkannte er seine Bestimmung in einem so hohen Grade, daß er Staat und Kirche gleich sehr Preis gab, um etwas zu Stande zu bringen, das in sich unmöglich war, nämlich einen blühenden Frieden zwischen Karl dem Fünften und Franz dem Ersten. Die scheinbar unparteiische Mäße, in welcher er sich zwischen Beiden hielt, brachte keine andere Wirkung hervor, als daß der Kaiser ihm eben so wenig traute, als der König von Frankreich. Er haßte Karl den Fünften wegen des Uebereignichts, welches dieser in Italien erzwungen hatte; aber er haßte Franz den Ersten nicht weniger, weil er in ihm einen halben Kaiser sah. Als Freund des Cardinals Hippolytes de Medici war er ein Feind des Herzogs Alessandro gewesen. Jener war vergiftet, dieser erstochen; und ein Papst, dem die Ruhe Italiens am Herzen gelegen hätte, würde Alessandro's Nachfolger aus allen Kräften unterstützt haben. Daran fehlte indeß so viel, daß Paul der Dritte alle die Verschwörungen unterstützte, welche in den Städten der Romagna gegen das Leben des jungen Fürsten angespannen wurden, und es unferlig sehr ungera sah, daß die florentinischen Ausgewanderten bei

Kontinuität unterlagen. In Betracht unter den kaiserlichen Statthaltern und Ministern auszuheben, war eine von den Hauptangelegenheiten dieses Rathes; wie viel Unheil aber auch daraus für Italien entstehen mochte, so pflegte er doch den Einzelnen bei dem Kaiser zu entschuldigen, um Freunde zu erhalten, welche die Erhebung seines einsätzlichen Rathes begünstigten. So verhielt es sich mit Paul dem Dritten, der den gemeinsten Eigennutz hinter der Larve der Unparteilichkeit und Freundschaft zu verbergen suchte.

Das kaiserliche Kaiserthum in Italien bestand aus Ländern, welche, eingeweiht in die Idee ihres Herrn, einem jungen Fürsten sehr viel zu schaffen machen konnten. In Mailand regierte Alfonso d'Avalos, Marquis del Vasto, ein Mann, der sich in den letzten Kriegen auszeichnet hatte und den Oberbefehl über die sämmtlichen Truppen des Kaisers in Italien zu führen verdiente. An der Spitze der Republik Venedig stand Andrea Doria: er hatte seinen Landsleuten ihre Unabhängigkeit zurückgegeben, und führte den Oberbefehl über die Flotte des Kaisers im mittelländischen Meere. Das Königreich Neapel wurde von Don Pedro de Toledo, jüngeren Bruder des Herzogs von Alba, verwaltet: einem Manne, der, in Vertrauen auf die Zustimmung des Kaisers, so schonungslos zu Werke ging, daß er sich gegen das Ende seiner Statthalterschaft rühmte, in der Hauptstadt des Königreichs Neapel nicht weniger als achtzehntausend vom Leben zum Tode gebracht zu haben. Der König von Sicilien war Don Ferrante Gonzaga, und, verlauf befehligt mit der Vertheidigung

bisher Insel gegen die Anfälle der Türken, nahm er allein wenig Kunde von Dem, was in Italien vorging. Zu Rom residirten, als kaiserliche Abgesandte, der Marquis von Aguilar und der Graf von Esfuenich, mit dem Auftrage, die Schritte des römischen Hofes, so wie die der kleineren italiänischen Staaten, zu beobachten. Unter verschiedenen Vorwänden unterhielt der Kaiser ablenkenden Personen, welche mit seinen Abgesandten in scheinlichem Verkehr standen. Selbst die ersten Beamten der italiänischen Staaten waren in seinem Solde, und zu diesen gehörte unter andern der Cardinal Eibe, der, als Haupt der kaiserlichen Parthei, im Cardinals-Collegium dem Papste verhaßt, nach Florenz gesendet worden war, um den Herzog Alessandro in der Bahn zu erhalten, welche die Politik des Kaisers vorgezeichnet würde.

Unter solchen Umständen trat der achtzehnjährige Cosmo de Medici seine Regierung an, und solchen Hindernissen zum Trost, sollte er einen Staat, der sein Daseyn und seine blühende Entwicklung der Hauptstadt verdankte, so umformen, daß das Ganze durch die Person des Fürsten in einer wahren Einheit gediehe.

Nicht mit Unrecht betrachtete Cosmo den Sieg bei Montemurlo als den Anfang seiner Fürstenthums; denn obgleich der Kaiser seine Wahl genehmigt hatte, so war doch sein Daseyn nichts weniger als unabhängig und frei, so lange es ein Heer gab, das ihn in seiner Hauptstadt aus geringer Entfernung bedrohte. Durch die Hinzurückung der Rebellen war das größte Hinderniß der Souveränität aus dem Wege geräumt worden, und

vorthailhaft wirkte der durch diese Hinrichtung verursachte
Schrecken. Das Collegium der Acht und vierzig saßte
war fort; allein, um es zu lähmen, bedurfte es nur
einer Zerschüttung, wodurch ihm die Kenntniß der
Staatsangelegenheiten entzogen wurde: denn Rechte,
die es hätte geltend machen können, besaß es nicht.
Cedeno selbst war ein Mann von nicht geringer Auf-
sungskraft, und was ihm an Einsicht abging, wurde
durch die Erfahrung des Cardinals Eibo, vorzüglich
aber durch die eines gewissen Francesco Campa, der
seit dem Zeiten Ferrugg's, Herzogs von Urbino, im
Dienste der Medici gestanden hatte, ersetzt. Die Mutter
des jungen Flotten war eine Frau von seltenem Ein-
sichtern, welche aus Liebe zu ihrem Sohne sich, seit dem
Tode ihres Gemahls, nicht hatte wieder vermählen wol-
len. Entlastet wurde das ganze Regierungsgeschäft
durch den guten Willen des großen Haufens, einem
Oberhaupt zu folgen, welches einer berühmten Familie
angehörte.

Es wurde nach dem Siege bei Montemurlo alles
nach Wunsch gegangen seyn, hätte nicht Karl der Fünfte,
dem mit dem Herzog Alessandro geschlossenen Vertrage
gemäß, die toscanischen Festungen gefordert und erhal-
ten. Versagen konnte man sie um so weniger, weil
der Kaiser vorgab, sie nur zum Besen des jungen Für-
sten besetzen zu wollen; sobald sie aber ausgeliefert wa-
ren, besand man sich in den Händen der kaiserlichen
Generale und Minister, und war unfähig, irgend einen
Entschluß zu fassen, der dem Vortheile Karls des Fünf-
ten entgegen war, wie sehr er auch übrigens zum Vo-

ßen des Staates reichen machte. Jene Freiheit also, welche von Seiten der alten Aristokratie nicht länger streitig gemacht wurde, war durch den gebietenden Willen eines fremden Monarchen besichert, und es bedurfte der höchsten Vorsicht, wenn man nicht Mißtrauen und Feindschaft erregen wollte.

Am sichersten glaubte der junge Herzog das Vertrauen des Kaisers dadurch zu gewinnen, daß er sich um die Hand der Witwe Alexandro's bewarb. Margarethe von Oesterreich hatte beim Tode ihres Gemahls ein Alter von fünfzehn Jahren zurückgelegt, und ihre für Florenz gefaßte Vorliebe, verbunden mit dem Einfluß, welchen Cosmo's Mutter auf sie gewann, ließen einen glücklichen Erfolg hoffen. Doch Paul der Dritte war dem jungen Herzoge bereits zuvorgekommen, und die politischen Erwägungen, worin der Kaiser um diese Zeit lebte, gestatteten ihm nicht, dem Papste ungeschädig zu seyn. Paul's erster Gedanke war kein anderer gewesen, als seinem Sohn Piero durch eine Vermählung mit Margarethen von Oesterreich das ganze Herzogthum Toscana zu verschaffen; zu diesem Endzweck hatte er die Ausgewanderten begünstigt, und Cardinale nach Florenz gesendet, um die Föhrung in der Hauptstadt zu vermitteln. Da es ihm aber hiermit nicht gelungen war, weil der Kaiser die Wahl des florentinischen Senats bestätigt hatte: so war er vor allen Dingen darauf bedacht gewesen, dem jungen Fürsten den Beistand zu entziehen, welchen die Vermählung der Prinzessin Margaretha zu gewähren nicht verfehlen konnte. In dieser Absicht hatte er sich bei dem Kaiser um die

Hand Margarethens für seinen Neponen Otavio Farnese bewirken, hoffend, daß, wenn der Kaiser seine Einwilligung gäbe, die Vergrößerung seiner Familie ganz von selbst erfolgen würde; Karl der Fünfte aber hatte sich diesem Vortrage nicht abgeneigt bewiesen, und ein dem Papste gegebenes Versprechen mochte die Ursache der Zurücksetzung seyn, welche Cosmo erfuhr. Kaum hiervon unterrichtet, ließ Paul dem jungen Fürsten seine Neponin Caterina Farnese durch den Cardinal Eibe antragen, dem er, auf den Fall eines glücklichen Erfolgs, nicht bloß die Zurückgabe der Legation von Bologna sondern auch Versicherung durch mancherlei Fürstenthümern und Contea di Castelle als Lohn versprach. Doch Cosmo ging nicht auf diesen Vorschlag ein, weil seine Mutter und Campana ihm begreiflich machten, daß der vorgedachte Ehen ein abgelehntes Pabstthum ihm tönnig zu Statten kommen würde; und Paul rückte sich dadurch, daß er Cosmo's Leutenhonen, unter dem Vorwande des Türkenkrieges, zwei Jochen auflegte, und weil dieselben nicht bezahlt wurden, die Bewohner Toscana's mit Confiscuren und Interdicten quälte. Auf solche Weise blieb die Vermählung des jungen Fürsten ausentfallen; und damit stand in unmittelbarer Verbindung, daß die toscanischen Besitzungen in den Händen des Kaisers blieben.

Im Allgemeinen machten des Kaisers Besinnungen gegen Cosmo nicht ganz ungünstig seyn. Indesß vereinigten sich mit der gemachten Langsamkeit seines, die ganze europäische Welt umfassenden Cabinets die Polinisch vielleicht auch der Eigennutz, mehrerer Minister, welche

es bedenklich fanden, einen neuen Fürsten schnell emporkommen zu lassen. Hauptgegenstände der Ueberlegung für sie waren die Vermählung der vermittelweten Herzogin und die Befreiung Filippa Strozzi's: jene, weil sie dem Papst anging; diese, weil sie einen der reichsten Weisensdanner betraf, der sein Leben mit einer großen Summe zu erkaufen verhiess. Nur Granvelle sagte in Beziehung auf den verunglückten Nebenbuhler: „wer einmal todt ist, fängt keinen neuen Krieg an;“ und auf dieses Wort erfolgte zuletzt der Befehl, daß Strozzi dem Arm des Richters überliefert werden sollte: ein Befehl dessen Ausführung der Unglückliche durch einen Selbstmord zu vermeiden. In Aufhebung der Vermählung seiner Tochter mit einem päpstlichen Nepoten war der Kaiser noch weit unentschlossen: einmal, weil für Margarethens Gemahl ein Staat ausgemittelt werden mußte; zweitens weil zu befürchten war, daß die Päpste, von einem solchen Beispiel verführt, auf ähnliche Vermählungen dringen möchten. Ledwina's Angelegenheiten rückten also nicht von der Stelle, und der Verädigung des neuen Krieges zwischen Karl dem Fünften und Franz dem Ersten blieb es überlassen, wie das Schicksal Ledwina's ausfallen würde.

Der Soliman dem Zweiten verheirathet, war Franz seit dem Jahre 1536 in Italien eingedrungen, und hatte alle Normannen von Mailand bereits erobert, als Carl, von Afrika zurückkehrend, nachdem er den König von Frankreich zu Rom in einem vollen Consistorium einen Erbsöhnlichen genannt hatte, mit seinem unversöhnlichen Herrn verdrang, die Franzosen aus dem Mailändi-

schen, Piemontesischen und aus Savoyen verjagte, und sogar die Provence überschrittene. Da der Graf von Vercen gleichzeitig in die Picardie eingebrungen war, so sah Franz sich um so mehr auf bloße Vertheidigung beschränkt. Im südlichen Frankreich vertheidigten sich Marseille und Arles mit Nachdruck, während Montmorency sein Lager am Zusammenfluß der Durance und des Rhone-Flusses aufschlug, und, um das Vordringen des Brindes zu verhindern, die Provence von den Franzosen selbst vertheidern ließ. Nur allzu bald bemerkte Karl, daß er in Frankreich keine Fortschritte machen würde: sein Heer schnell unter Beschwerden, Hunger und anstößenden Krankheiten zusammen, indeß Soliman mit jedem Tage in Ungarn einzufallen drohte. Unter Umständen dieser Art mußte eine Neigung zum Frieden entstehen, und gegen Ende des Jahres 1537 wurde man darüber einig, daß man in Nizza zur Unterhandlung desselben zusammenzutreten wolle.

Ehe die Besprechungen in Nizza ihren Anfang nahmen, erfolgte die stürmische Besitzung Cosmo's, als Herzogs von Florenz; sie war vom 30. Septbr. 1537, und erst nach ihrer Rückunft nahm Cosmo den herzoglichen Titel an, den er aus Achtung für den Kaiser sich bis dahin versagt hatte. Wenn hätte er in eigener Person dem Friedens-Congreß beigewohnt. Doch aus Furcht vor neuen Unruhen, welche bei der Nähe der Außgewanderten und bei Moris's Unzuverlässigkeit, in seiner Abwesenheit nur allzu leicht entstehen könnten, sah er es vor, den Cardinal Eibe und seinen ersten Secrerär Francesco Campara nach Nizza zu senden. Brind

kamen dieselbst vor dem Papste an, und hatten folglich
 diese freien Spielraum für ihre Unterhandlungen.
 Ihre Anträge lauten auf Zurückgabe der Festungen,
 und auf Genehmigung des Kaisers in Ansehung einer
 Verbindung des jungen Herzogs mit der verwitweten
 Herzogin, des Kaisers Tochter. Nun erklärte zwar der Kai-
 ser, daß er die mit spanischen Truppen besetzten Festun-
 gen so lange behalten wolle, als das Schicksal des
 Herzogs im Kampf mit mißvergnügten Unterthanen
 zweifelhaft sey; indeß bewilligte er auf der Stelle, daß
 Nicolo den Oberbefehl verlieren und für seine geleiste-
 ten Dienste durch das Lohn des Umatrice im König-
 reich Neapel belohnt werden sollte. In Ansehung der
 verwitweten Herzogin beharrte Karl der Fünfte stand-
 haft auf dem Beschlusse, daß sie die Gemahlin eines
 päpstlichen Nepoten werden sollte; doch machte er sich
 anheischig, dem Herzog eine Gemahlin zu geben, welche
 ihn zufrieden stellen sollte. Die Befandten des Herzogs
 hatten unstreitig geglaubt, die Zurückgabe der Festungen
 am sichersten dadurch bewirken zu können, daß sie das
 Familien-Interesse des Kaisers ins Spiel setzten; allein
 sie machten die Erfahrung, daß Karl der Fünfte dem
 Herrscher sehr wohl von dem Familien-Ehre zu unter-
 scheiden verstand. Es war also immer nicht viel, was
 sie ausgerichtet hatten, und die Entsetzung Nicolo's aus
 Florenz zählt das Einzige, was ihre Sendung vertheu-
 rigte. Dem Könige von Frankreich und der Gemahlin
 des Dauphin vorgestellt, mußten sie sich gefallen lassen,
 ihren Herrn von der letzteren einen Usurpator nennen
 zu hören; denn nicht genug, daß sie das Alodium des

Herzog Alessandro, als ihr schützender, unterstützender, machte sie, als Tochter Lorenz's, Herzog von Urbino, sogar Anspruch auf die Erblande von Florenz.

Der Papst war mit dem selben Gedanken nach Wiga gegangen, daß es ihm gelingen werde, den König von Frankreich mit dem deutschen Kaiser auszusöhnen, und Beide gegen Deutschland zu vereinen, dessen Verwahrer, die Mehrzahl der Fürsten gar nicht ausgenommen, in der Empörung gegen den heiligen Stuhl beharrten und täglich Fortschritte in der Glaubensfreiheit machten. Doch der Erfolg ersiehet einer so lässigen Voraussetzung des Papstes nicht. Weder Franz der Erste noch Karl der Fünfte bezigten die mindeste Neigung, ihren Vortheil dem des Papstes unterzuordnen; und wie sehr die Theokratie bereits in den Hintergrund getreten war, offenbarte sich am meisten in den Conferenzen von Wiga, in welchen es sich fortbauerte um den subversiven Besitz des Herzogthums Mailand handelnd, den weder der König von Frankreich noch der deutsche Kaiser sehen lassen wollte. Ein Friedensvertrag war beabsichtigt worden; allein das Einzige, was sich zu Stande bringen ließ, war ein zehnjähriger Waffenstillstand, während dessen der Kaiser und der König von Frankreich in dem durch den Tractat von Madrid bestimmten Besitz ihrer Länder bleiben sollten. Selbst dieser lange Waffenstillstand (welcher nur allzu bald wieder aufgehoben wurde) würde nicht abgeschlossen werden seyn, wenn Karl, um die in einer Empörung begriffenen Völker mit Nachdruck bestrafen zu können, dem König von Frankreich nicht die Hoffnung gemacht hätte,

daß Mailand ihm abgetreten werden sollte. An Paule des Dritten Stelle würde sich jeder andere Papst des Heilighen Erfolges seiner Vermittelung geschämt haben; doch, es sey nun, daß Paul, auch bei dieser Selbsteigheit, nur den Vortheil seiner Familie beabsichtigte, oder daß die Zeit selbst den Papst unsähig gemacht hatte, weltlichen Fürsten zu gebieten: genug, der einzige Vortheil, den Paul von seiner Vermittelung geg. war das werden. hatte Versprochen, daß die vermählte Herzogin von Florenz sich mit seinem Nepoten Octavio Barnese vermählen sollte: ein Versprechen, welchem der Kaiser, um den Papst für die aufgewendeten Kräftekosten zu entschädigen, 300,000 Scudi zum Ankauf von Gütern im Kirchenstaat, in der Lombardei und in dem Königreich Neapel, hinzufügte. Paul war darüber außer sich vor Freuden. Nicht so die vermählte Herzogin. Alles hatte sie gethan, um ihre Vermählung mit einem päpstlichen Nepoten abzuwenden; und als alle ihre Bemühungen schlaggeschlagen waren, ging sie, in Trauer gehüllt, nach Rom, um die ihr aufgedrungene Bestimmung zu erfüllen.

Für einen Fürsten in Cosmo's Lage war die Vermählung ein so wichtiger Punkt, daß er seinen Augenblick vernachlässigt werden durfte. Neue Versuche des Papstes, seine Nepetin Victoria zur Herzogin von Toscana zu erheben, schlugen verpöhllich dadurch fehl, daß kaiserliche Minister sich ihrer annahmen; denn es sprang in die Augen, daß sie dies nur thaten, um den Herzog in größter Abhängigkeit von sich zu erhalten. Cosmo, von seiner Mutter und von seinen treuesten Rathgebern ge-

geleitet, richtete sein Augenmerk erst auf die verheiratete Herzogin von Mailand, deren Gemahl vor Kurzem gestorben war, dann auf die Tochter des polnischen Königs Sigismund, zuletzt auf eine precter natürliche Tochter des Kaisers, von welcher man sagte, daß sie in Spanien lebe; allein sobald er sah, daß er die mit diesen Vermählungen verknüpften, in dem besondern Vortheil des Kaisers beruhenden, Schwierigkeiten nicht überwinden würde, entschloß er sich, die Verbindung mit dem Hause eines kaiserlichen Ministers jeder andern vorzuziehen.

Dies war Don Pedro de Toledo, Vice-König von Neapel, ein Rathgeber des Herzogs von Alba. Abstammend aus einem Hause, welches sich gleichen Ursprungs mit dem der alten Könige von Castilien zu setzen vermochte, führte Don Pedro de Toledo, als Erbherr von Salasbenta, zwar nur den Titel eines Markgrafen; allein der wichtige Posten eines Vice-Königs von Neapel, verbunden mit der Gunst Karls des Fünften, die er vor vielen andern Ministern genoß, machte eine Verbindung mit ihm wünschenswerth. Auch kannte der Vice-König von Neapel seinen Vortheil so gut, daß er, sobald der Herzog sich um die Ehre, sein Schwärmssohn zu werden, beworben hatte, auf der Stelle die doppelte Forderung machte, daß Cosmo seine älteste Tochter heirathen und derselben dasselbe Leibgedinge bewilligen sollte, welches der Herzog Alessandro der Tochter des Kaisers hatte versprochen müssen. Doch weder das Eine noch das Andere war nach dem Bruchmaß des jungen Herzogs. Er wünschte verwandtschaftliche Bande mit dem Vice-

N

Könige von Neapel; doch wollte er sich nicht das Recht vorschreiben lassen. Statt der ältesten Tochter des Vice-Königs wählte er die zweite, und in der Bestimmung des Heirathgutes wollte er nicht über 50,000 Ducaten hinaufgehen. Auf diese Bedingungen wurde ein förmlicher Vertrag geschlossen, und zu Anfang des Sommers von 1533 führte Don Garcia de Toledo, ein Sohn des Vice-Königs, dem Herzoge die Braut bis nach Pisa entgegen, von wo sie mit großem Pomp in das herzogliche Schloß von Florenz gebracht wurde. Der Kaiser konnte diese Heirath nicht mißbilligen; dem Herzoge Ladislaus aber gewährte sie diejenige Stütze, deren er bedurfte. Bei der unvermeidlichen Abhängigkeit, worin er von dem Willen Karls des Fünften stand, war ihm die Verbindung mit der Tochter eines kaiserlichen Ministers ungleich vortheilhafter, als jede andere gewesen seyn würde. Freilich mußte er sich gefallen lassen, daß die Feinde seines Schwiegervaters auch die seinigen wurden, und daß der Marschese del Vasto, der Graf von Aguilar und Don Juan de Luna, Generale von Florenz, im Bunde mit dem Papste, ihm manchen Abbruch thaten; indeß gewann er durch jene Verbindung sehr bald einen Vortheil, der nicht leicht abzuwehren geschlagen werden konnte.

Cardinal Sado hatte das mit allen geistlichen Ministern gemein, daß er seinem Herrn nur zur Hälfte ergeben war. Im Ganzen genommen war die Wahl des Herzogs gegen seinen und Vitelli's Willen erfolgt; denn Beide hatten die Absicht gehabt, einen natürlichen Sohn Alfonsen's (ein Kind von drei bis vier Jahren) auf

den herzoglichen Thron zu erheben, und in dessen Namen zu regieren. Hieran durch den Widerspruch der Senatoren, d. h. durch das Collegium der Richter und Richter verhindert, hatten sie zwar in die Wahl Cosmo's gewilligt, doch ihre Maßregeln so genommen, daß dieser nicht leicht etwas über sie vermochte. Niccoli war seit einiger Zeit durch ein Fehn im Königreiche abgerufen worden. Eibe, obgleich vereinzelt und jedem Verdachte ausgesetzt, fand noch immer Mittel, sich auf seinem Posten zu behaupten, vorzüglich dadurch, daß er bei jeder Gelegenheit mit den Ministern des Kaisers gemeinschaftliche Sache zur Bekräftigung des Herzogs machte. Jeder schlug auch seine Stunde. Als die vermuthete Herzogin von Florenz nach Rom abging, um die Gemahlin des päpstlichen Nephews zu werden, wünschte sie den natürlichen Sohn ihres Gemahls mit sich zu nehmen. Hieran konnte Cosmo freilich nicht willigen, weil es gefährlich war, dem Papste ein Kind anzuvertrauen, welches Recht hatte, die sich geltend machen ließen; um indeß nicht unzufällig gegen Margaretheas lauten zu sein, gestand er, daß der kleine Giulio sie nach Siena begleiten durfte. Zu größerer Sicherheit wurde der Cardinal Eibe mitschickte. Er erfüllte seinen Auftrag wenigstens in so fern, als er den Knaben nach Florenz zurückbrachte. Doch anstatt ihn der Mutter des Herzogs zu überliefern, behielt er ihn bei sich, gleichsam als ein Unterpfand der herzoglichen Abhängigkeit. Cosmo schlopfte hieraus keinen Argwohn, und schien es sogar zu billigen, daß der Cardinal sich des Kleinen annahm und ihn unter seiner Aufsicht erziehen ließ; er sah darin

Kastings war Verliebt für ein chinesisches Kind, wie sie leicht in Personen höchsten Standes empfand. Inzwischen konnte ihm nicht entgehen, daß der Cardinal sehr viel vor ihm verberg, um sich wichtig zu machen; und da seine Freunde gleichzeitig seine Aufmerksamkeit auf die ausgezeichnete Behandlung hinkelten, welche der Cardinal und alle alten Anhänger des Herzogs Alessandro dem kleinen Giulio bewiesen — eine Behandlung, welche ihn in das Rufe des rechtmäßigen Herrschers von Florenz stellte —: so beschloß er, das gefährliche Kind an sich zu nehmen. Elio mußte sich von diesem Augenblick an sagen, daß er das Vertrauen des Herzogs verloren habe; doch, anstatt auf den Rückzug bedacht zu seyn, und auf eine gute Weise auszuscheiden, springte er auf, daß er sich des natürlichen Sohnes seines Freundes nur angenommen habe, weil der Herzog denselben habe vergiften lassen wollen. Hierüber aufgebracht, veranstaltete der Herzog eine förmliche Untersuchung, bei welcher Don Juan de Luna den Vorzug führen mußte, damit sie desto unparteiischer ausfallen möge. Der kaiserliche Minister that alles, was in seinen Kräften stand, dem Cardinal die Schamröthe zu ersparen, welche eine solche Lüge nach sich zieht; doch da Elio nichts beweisen konnte, so war sein Verhältniß zum Herzoge nur um so mehr verschlimmert. Befrieden von aller Theilnahme an Staatsgeschäften, verweilte er noch eine Zeitlang in Florenz, weil er seine Anstellung nicht dem Herzoge, sondern dem Kaiser, verdankte; indess war seine Entfernung deswegen nicht minder notwendig, und sobald die Einwilligung des Kai-

sich erledigt war, trennte sich Eodino völlig von einem Manne, der, als Creatur des Kaisers, und als Werkzeug des Papstes, ihm nur hinderlich seyn konnte.

Die vorzüglichsten Stützen des Herzogs waren von dieser Zeit an: Francesco Campano, dessen wir bereits gedacht haben; Felio Lorella da Bano, einer von den auszeichnendsten Rechtsgelehrten seiner Zeit; Pier Francesco del Riccio, ein Priester, welchen die Mutter des Herzogs zu seinem Erzieher ernannt hatte; Ugolino Grifone da St. Miniato und Lorenzo Magni da Pescia, zwei Secretäre, welche vorzüglich zu Besandttschaften gebraucht wurden. Eodino selbst trennte sich von dem Staatsrath, in welchem er bis dahin den Vorsitz geführt hatte, und überließ diese Geschäfte einem Stellvertreter, der es nie auf lange Zeit war. Die Ränker oder Secretäre der Magistrats-Collegien mußten ihm von allem, was vorging, Bericht abstaten, und durch Erklärung seiner Willkürmeinung kam er ihren Beschlüssen zuvor. In dasselbe Verhältniß traten zu ihm die Saverardi der Provinzen, die Hauptleute und wer sonst irgend eine Macht ausübte. Auf diese Weise entzerrte er das Ansehen der Magistrate, und beachte es dahin, daß die öffentlichen Aemter mehr ein Gegenstand des Eigennutzes als des Ehrgeizes wurden. Der ganze Staat wurde ephemerisch regiert, und die allgemeine Thätigkeit des Fürsten stand für Alles ein. So hatte Clemens der Siebente es einrichten wollen, und so wachte sich die Regierung des Herzogthums schon unter Alessandro ausgebildet haben, wenn dieser Herzog eben so geschäftig ge-

wesen würde, wie Cosmo. Die eigentliche Seele des Staats war Campana; allein indem Cosmo den Rathschlügen dieses eben so wohlmeinenden, als unterrichteten Mannes folgte, konnte er nie zu kurz kommen.

Doch welche Stellung Cosmo auch nehmen, und wie sehr im Innern seines Herzogthums ihm alles nach Wunsch gelingen mochte: so mußte er sich doch durch das Verhältniß gedrückt fühlen, worin sein Staat zu der unfeindlichen Monarchie Karls des Fünften stand: ein Verhältniß, worin jener in einer Schaleppe ward, welche dem Linienfchiffe nachschwimmt. An eigentliche Freiheit war für den Herzog nicht eher zu denken, als bis seine Festungen von der spanischen Besatzung befreit waren, welche ihn durch ihre Forderungen in allen Entwürfen störte; um aber Karl den Fünften zur Abberufung dieser Besatzung zu bewegen, mußte man ihm, vorausgesetzt, daß der Entschluß dazu aus seiner Stoisie hervorgehen sollte, ein Vertrauen einflößen, dessen er, nach so vielen bitteren Erfahrungen von der Treulosigkeit seiner vermeintlichen Freunde, gänzlich unfähig geworden war. Nur der Drang der Umstände konnte dem Herzoge die Erleichterungen verschaffen, die er so sehr wünschete; und ein Glück für ihn war es, daß dieser Drang nicht ausbleiben konnte.

Trotz dem Waffenstillstande von zehn Jahren, der zu Riga abgeschlossen war, hatte Franz der Erste sein Verhältniß zu Seliman dem Zweiten fortgesetzt. Der Gedanke des französischen Königs war, die Umstände zu seinem Vortheile zu benutzen und seine Maßregeln so zu nehmen, daß der Erfolg nicht schicksalhaft könne. Sobald also Karl, nach Beilegung der Unruhen in der

Niederlanden und nach Befestigung der Deutschen durch diese Verheißungen, seinen spanischen Unterthanen zu Lirbe, einen neuen Feldzug gegen die Seeräuber der afrikanischen Küste unternommen hatte, gab die Ersetzung zweier französischen Agenten, von welchen der eine nach Constantinopel, der andere nach Wien bestimmt war, das Zeichen zu einem neuen Kriege zwischen Frankreich und Spanien. Franz, mit Geld und Truppen versehen, hatte den Herzog Wilhelm von Elche und den türkischen Kaiser auf seiner Seite. Jener war bestimmt, Deutschland in Aufrube zu setzen; dieser sollte mit 200,000 M. in Ungarn einfallen. Der König selbst gedachte den Kaiser an der spanischen Grenze, in Flandern und in Piemont anzugreifen. Wie war die Thätigkeit des letzteren auf eine stärkere Probe gesetzt worden. Sein Unternehmen gegen Algier war gescheitert; aber wie unangenehm ihm dies auch in mehr als Einer Hinsicht seyn mochte, so schlug es doch zu seiner Rettung auf, weil, wenn er Vortheile auf der afrikanischen Küste davon getragen hätte, die Verfolgung derselben ihn die Kaiserkrone kosten konnte. Nach seiner Zureckkunft auf europäischen Boden war sein erstes Geschäft, die Ostgränze Spaniens zu besetzen. Er wendete sich hierauf nach Italien, indem er sich von Barcellona nach Genua einschiffte. Jetzt oder nie konnte der Herzog von Elche hoffen, einen Theil seiner Wünsche erfüllt zu sehen. Karl brauchte Geld und Truppen, um Kaiser zu bleiben; und beides konnte der Herzog gewähren. Daß die Festungen unter diesen Umständen zurückgegeben werden würden, war nicht zu bezweifeln;

über die Aufgabe war, dem Papst an der Erwerbung von Siena zu verhindern, und das Fürstenthum Piombino dem Herzogthum Toscana einzuverleiben. Es war der Mühe werth, für so bedeutende Zwecke selbst eine Reise nach Genua zu machen; und wahrscheinlich entschloß sich der Herzog dazu. Die Aufnahme, welche er fand, entsprach seinen Erwartungen. Der Kaiser willigte in die Zurückgabe der Fesseln gegen eine Entschädigung von 100,000 Ducaten, und gab Versicherungen in Beziehung auf Piombino. Scherer dachte es, ihn von dem Entschlusse abzubringen, den er gefaßt hatte, die Republik Siena dem Kirchenstaate einzuverleiben; doch sobald der Vice-König von Neapel ihm vorgestellt hatte, daß er alle Diejenigen, welche ihm treu gehorchten, nutzlos machen würde, wenn sie erführen, daß er Siena dem Papste verkauft hätte, und daß das Geld und die Freundschaft eines hinfälligen und treulosen Priesters kein Ersatz wäre für den Schaden, den er seinem unsterblichen Ruhme zufügte, gab er auch über diesen Punkt nach, und alle Viren seiner Tochter Margaretha, ihren Gemahl, welcher um diese Zeit Herzog von Camerino war, mit Siena oder mit dem Herzogthum Mailand zu beehren, waren vergeblich. Der große Plan, den deutscher Kaiser mit fünf Armeen anzugreifen, ging im dem Mangel an Vorrathungsmitteln unter. Da die Gefahr für Holland am größten war, so begab sich Karl nach dieser Seite hin, indem er die Verteidigung Italiens dem Marschese del Vasto überließ. Dort machten die Franzosen freilich einige Fortschritte; doch sobald der Herzog von Elbe zur Unterwerfung geneigtigt,

Heinrich der Achte, Karls Bundesgenosse in diesem Kriege, in Frankreich gelandet, und Karl schloß nach der Einnahme von St. Dizier in die Champagne eingebrungen war, bemächtigte sich ein allgemeiner Schrecken der französischen Heere. Die Wegnahme der französischen Magazine in Chateau-Thierry (die man, ungerecht mit Rücksicht der Verrätherie der Herzogen von Orléans, Beaufort und des Königs, zuschrieb) vertrieb denselben, in so fern der Dauphin, welcher die Krone dessen sollte, nun gelähmt war. Schon gitterte man in Paris vor der Erscheinung der Spanier und Deutschen; und Franz, um nicht beladen mit dem Blute der Franzosen in das Grab zu sinken, suchte und fand den Frieden, den er nothwendig gebrochen hatte. Dieser Friede wurde im Jahr 1544 zu Crepy abgeschlossen und setzte Frankreich in eben den Zustand zurück, worin es bei dem Tode Ludwig des Fierzigen war, obwohl mit dem Unterschied, daß Franz ein Concordat erlangen hatte, welches dem Bischof von Rom die unbeschränkte Excommunication über Frankreich räumte. Drei Jahre nach diesem Frieden starb Franz.

Während Karl der Fünfte in den Niederlanden und in Frankreich selbst beschäftigt war, that Cosmo alles, was in seinen Kräften stand, die Ruhe in Italien zu sichern. Er unterstützte den Marchese del Vasto nach der Niederlage, welche dieser bei Cerasuolo (in der Nähe von Aversa) gelitten hatte, damit er den Franzosen unter dem Herzog von Angoulême gewachsen bleiben möchte. Er beschützte die toscanische Küste gegen die Landungsversuche der türkisch-französischen Flotte unter Barbarossa.

rossi und Piers Stroggi. Er hielt die unruhigen Fürsten der Republik Siena in Zaum, so oft sie die Schwäche der spanischen Besatzung benützen wollten, um ihre alte Freiheit wieder zu gewinnen. Am meisten hatte er mit Paul dem Dritten zu kämpfen, dessen Pöbel der seinigen entgegengesetzt war. Der Papst war nämlich nicht so sehr auf Seiten des Kaisers, daß er nicht große Wünsche hätte wünschen sollen, um durch dieselben bessere Aussichten für seine Zwecke zu erhalten. Nichts war dem allgemeinen Oberhaupte der christlichen Kirche so anstößig, als daß Karl der Fünfte ein Bündniß mit Heinrich dem Achten geschlossen hatte, in welchem er nur einen Schwärmigen und Krieger, nicht den Monarchen sah. In einem weit milderen Lichte betrachtete er das Verhältniß, worin Franz der Erste mit Seditan dem Zweiten stand; und indem er nichts schärfer wünschte, als daß die Türken in Italien landen und des Kaisers Herrschaft auf dieser Halbinsel zerstören möchten, unterstützte er sie, so gut er konnte, von Eridia Vecchia aus, mit Lebensmitteln. Sedmo's Thätigkeit, das Gegentheil zu betreiben, war ihm also verhasst; und wo er dieselbe hemmen konnte, ließ er es nicht an sich fehlen.

Nach dem Frieden von Crecpy belohnten Sedmo's Verdienste eine ausgezeichnete Belohnung. Ueberzeugt, daß er dieselbe erhalten werde, erkrankte er nicht, den Kaiser an sein Versprechen in Ansehung des Fürstenthums Piombino zu erinnern. Doch Karl der Fünfte konnte die Wünsche des Herzogs nicht erfüllen, ohne auch etwas für den Papst zu thun; und da er dem Papstern durchaus abgeneigt war, so blieb die Lage des Herzogs nie vor dem Kriege.

Paul, dem immer deutlicher einleuchtete, daß die Schlaubeit des Kaisers und der kaiserlichen Minister der Königen das Gleichgewicht hielt, wollte das Schicksal seines geliebten Piero Luigi nicht länger wageniß lassen; und da von der Gnade des Kaisers nichts zu erwarten stand, so berührte er das Cardinal-Collegium zur Einwilligung in die Abtretung von Parma und Piacenza an seinen Sohn. Früher hatten diese Städte zu den Republiken der Lombarden gehört. Im vierzehnten Jahrhundert durch die Widesamkeit von Mailand gekümpft und unterjocht, waren sie eine Zubehörtheil des legitimen Herzogthums geworden, bis im Jahre 1512, nach Vertreibung der Franzosen aus dem Mailändischen, Papst Julius der Zweite sie als einen Theil seiner Schenkung, durch welche die Gräfin Mathilde so berühmt geworden ist, an sich genommen hatte. Kaiser Maximilian der Erste genehmigte diese Usurpation in dem Tractat, den er in dem eben genannten Jahre mit dem Papste abschloß; doch, als Franz der Erste im Jahre 1515 den Sieg bei Marignano davon trug, wurden Parma und Piacenza aufs Neue zu dem Herzogthum Mailand geschlagen, und der päpstliche Hof erhielt dieselben nicht eher wieder, als bis die Franzosen im Jahre 1521 im Mailändischen eine gänzliche Niederlage erlitten hatten. Es war Karl der Fünfte, welcher sie der päpstlichen Regierung von Neuem schenkte, und seit dieser Zeit blieben Parma und Piacenza eine Provinz des Reichthums bis zum Jahre 1545, wo es Paul dem Dritten gefiel, sie davon zu trennen, und zu Herzogthümern zu erheben, welche auf die männlichen Nach-

konnten seinen Söhnen, gegen einen jährlichen Tribut von neun tausend Ducaten, als Söhne des heil. Stuhls, festsetzen sollten. Eine Art von Verpöhlung hatte dem Papste diesen Gedanken eingegeben; der Erfolg aber war, wie er bei den stillosen Eigenschaften eines Menschen seyn konnte, der die Fürstenthümer einer bloßen Leune verdankt. Der neue Herzog machte sich durch frühe Ausschweifungen in kurzer Zeit so verhasst, daß er am 10. Sept. 1547 in dem festen Schlosse von Piacenza ermordet wurde. Der kaiserliche Statthalter in Mailand, Ferdinand Gonzaga, nahm sogleich, im Namen des Kaisers, Besitz von Piacenza, und das Haus Gonzaga erhielt das Herzogthum Parma nicht eher zurück, als bis Philipp der Zweite, König von Spanien, es im Jahre 1557 dem Sohne und Nachfolger des ermordeten Herzogs, Ottavio Gonzaga, schenkte. Von jetzt an behielt dies Haus das Herzogthum Parma, als ein Sohn des Kirchenstaates, bis die männliche Linie desselben im Jahr 1731 ausstarb.

Das Verhältniß des Papstes zu dem deutschen Kaiser war in diesen Zeiten von einer so eigenthümlichen Beschaffenheit, daß zwischen Beiden ein Einverständniß nicht wohl möglich war. Was den Protestantismus geboren hatte, lebte auch in Karl dem Fünften, und machte ihn geneigt, den Vortheil des Papstes dem seinigen unterzuordnen; und in so fern war er der entschiedenste Reformator. Doch die unnatürliche Größe seines Reichthums, und die Unmöglichkeit, demselben eine andere Einheit zu geben, als die theokratische war, zog ihn unaufhörlich zu dem theokratischen System, als zu demjenigen

hin, wodurch seine persönliche Größe, so wie die seines Hauses, allein fortbauern konnte. Oben nun die alten Grundlagen des gesellschaftlichen Zustandes fortbauern sollten, mußte er Protestantismus und Reformation lassen; denn beide ruhten auf die Zerstörung dieser Grundlagen ab.

Die Klugheit hatte ihn zur Rücksicht mit den protestantischen Fürsten Deutschlands bewegen können. Jetzt, nach dem Frieden von Ertsh, durch Franz des Ersten Ermahnung sicher gestellt, hielt er den Zeitpunkt für gekommen, wo die verloren gegangene Einheit des deutschen Reichs durch ihn wieder hergestellt werden müsse. Die nächste Aufforderung dazu lag in dem Wilsen eines Bundes, der vor nicht als zwanzig Jahren zur Vertheidigung des Protestantismus und der Reformation errichtet worden war, und dessen Befehl mit jedem Tage furchtbarer wurde. Zwar fehlte es nicht an einem Erbfeinde; doch dieser war, wie alle, was sich gegen den Willen des Schicksals auflehnt, schwach; und wenn der Protestantismus als ein Uebel betrachtet werden konnte, so wuchs dies Uebel mit jedem Tage mehr um sich. Das Tridentinische Concilium, welches die beiden kirchlichen Parteyen versöhnen sollte, blieb wirkungslos, weil der römische Hof seine Vorrechte nicht einer Eröfnerung unterwerfen, seine Gegner aber die seit nicht als zwanzig Jahren erzwungenen Vortheile nicht fahren lassen wollten.

Fürth, welcher den Krieg verabscheute, und als guter Christ den Waffen keinen Einfluß auf die Lehre beilegen wollte, war nicht mehr; mit ihm war die

Freiwilligkeit gestanden. Unders, als er, hocht der Pabst. Um ein so großes Reichgebiert, wie Deutschland war, nicht einzubüßen, trug er kein Bedenken, sein Fort, etwa yberrausend Mann stark, dem Kaiser zu Hülfe zu senden, wobei die Voraussetzung war, daß es nur einer Züchtigung für einzelne Fürsten Deutschlands bedürfte, um den Klyben eine andere, dem Vertheil des römischen Hofes besser entsprechende, Richtung zu geben. Der Unterstützung des katholischen Bundes und des Pabstes genug, traf Karl vom Jahre 1546 an seine Anstalten zur Vernichtung des Protestantismus. Es erfolgte eine Ausrückung für die Häupter des schmalkaldischen Bundes, auf welche diese mit einer Kriegserklärung antworteten. Die Unentschlossenheit des sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich bewirkte indeß, daß der Kaiser Vortheile gewann, die man ihm, ohne große Anstrengungen, hätte entreißen können. Eben diese Unentschlossenheit ward nicht lange darauf, als Karl päpstliche und niederländische Truppen vereinigte, die Ursache der Auflösung des protestantischen Bundesheeres; denn Johann Friedrich mußte sein Land gegen den Angriff vertheidigen, welchen sein Vetter Moriz, im Bunde mit dem Kaiser, auf dasselbe machte. Die Schlacht bei Mühlberg entschied nicht bloß über das Kurfürstenthum Sachsen und dessen Beherrscher, sondern auch über ganz Deutschland, welches Karl siegend und brandschlagend durchzog.

Er hatte jetzt den Gipfel seines Glücks erfliegen; doch, nach ihm die deutschen Fürsten abgenutzt machte, dasselbe verminderte seine Kraft gegen Soliman den Großen.

ten. Hätte er dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen Freiheit und Würde gelassen, so würde es ihm nicht schwer geworden seyn, die Reformation, wie weit sie sich auch bereits aufgedreht hatte, zum Stillstand zu bringen, und der römischen Kirche, deren Beschädiger er sehr wohl war, den Triumph zu verschaffen. Seine Empfindlichkeit verlorb seine Politik. Um sich wegen der Benennung „Karl von Gent,“ die seine Gegner ihm gegeben hatten, zu rächen, verhandelte er Beide, und indem er den Imperator geltend machte, erregte er selbst in seinen Anhängern und Freunden die Neigung zum Mißfall. Nach Magdeburgs Fall brach Moriz, begleitet von dem kriegsliebenden Albrecht von Brandenburg - Culmbach, nach Franken und Schwaben auf, um Karl, der sich krank, ohne Geld und von allen Vertheidigungsmitteln entblößt, zu Insprach bestand, zu überfallen. Schon hatten sich die beiden Fürsten der engen Pässe von Ehrenberg bemächtigt, schon bedrängten sie Insprach, als Karl, der noch so eben den deutschen Fürsten Befehl vorgeschrieben hatte, die Flucht ergreifen mußte, um nicht in ihre Hände zu fallen. Auch nach Ulm in Richtung zurückgehend, versuchte er, den entschlossenen Moriz durch den abgesetzten Kurfürsten Johann Friedrich in seinem Laufe zu hemmen; doch zu dem Unerwarteten kam das Schreckliche. Während Heinrich der Zweite sich der Reichstädte Reg, Tull und Verdün bemächtigte und bis an den Rhein vorzurücken drohte, fielen die Fürsten in das, von dem vor Kurzem erwähnten römischen König Ferdinand eroberte Eichenbürgen ein. Solchem Unglück nicht gewachsen,

wagte sich Karl zu einem Frieden mit Merig. Zu Passau wurden die Besprechungen eröffnet, und festgesetzt, daß nach sechs Monaten ein förmlicher Reichstag gehalten werden sollte, um über die große Angelegenheit der Kirche zu entscheiden, und daß bis dahin alle protestantischen Städte im Besig der einmal erlangenen Freitheile bleiben sollten.

Ereignisse und Unfälle dieser Art konnten nicht anders als mächtig auf den gesellschaftlichen Zustand Italiens wirken. In allen Theilen dieser Halbinsel herrschten Unzufriedenheit und Unruhe, als natürliche Wirkungen von dem Despotismus der kaiserlichen Könige; eine neue Umwälzung schien unausbleiblich. Tief gekränkt durch das Verfahren des Kaisers gegen den Herzog Pier Luigi, und an der Rettung Parma's betheiligend, starb Paul der Dritte, den 10. Nov. 1549, in einem Alter von neun und achtzig Jahren. Sein Nachfolger wurde der Kardinal Giovanni di Monte, der nach seiner Thronbesteigung sich Julius der Dritte nennen ließ. Da der neue Papst ein geborner Toscaner war, der seine Erhebung vorzüglich der Geschicklichkeit Cosmo's verdankte, so hatte es eine Zeit lang das Ansehen, als ob alles, was der Eigensinn seines Vorgängers verderben hatte, durch ihn wieder gut gemacht werden könnte. Doch es zeigte sich nur allzu bald, daß auch Julius III. den Vorrechten eines theokratischen Universalmonarchen, so wie diese von dem römischen Hofe bisher waren aufgefaßt worden, nichts vergeben wollte; und da diese Vorrechte nur durch ein Aufsteigen an Frankreich

rich geschützt werden konnten, so waren alle Bemühungen Lodovico's, dasselbe zu verhindern, vergeblich.

Der Herzog von Lotharing selbst hatte nur allzu viel Ursache zur Unzufriedenheit mit dem Kaiser und dessen erstem Minister, dem Bischof von Metz, einem Hohenlohe vor Kungen verstorbenen Beamten. Durch ein neues Opfer von 200,000 Ducaten hatte der Herzog das Bisthum Piombino, auf Kosten des Hauses Appiano, erworben, als es Karl dem Fünften gefiel, ihn zur Zurückgabe dieses für die Vertheidigung des Herzogthums so nothwendigen Küstengebietes, unter dem Vorwande zu zwingen, daß dem Hause Appiano Unrecht geschehen sey. Der verrentschafliche Verhältnisse konnten den Herzog unter diesen Umständen abhalten, sich in die Arme des Königs von Frankreich zu werfen, und so die Ausführung der Entwürfe zu beschleunigen, womit Heinrich der Zweite seit seiner Thronbesteigung umging. Das Verhältniß des französischen Hofes mit Soliman dem Zweiten dauerte fort, und je unbeschränkter die türkische Flotte im mittelländischen Meere walte, desto mehr war für den Handel und die Sicherheit Lotharing's zu fürchten, wenn der Herzog nicht wenigstens als neutral erschien.

Noch ehe wir die Geschichte des Herzogthums verfolgen, wird es nöthig seyn, ein Bild von der Verwaltung zu entwerfen, welche dasselbe unter Lodovico erfuhr.

Lotharing hatte seit dem Einbruch der Franzosen im Jahre 1494, so wohl in seiner Bevölkerung, als in seinem Wohlstande, beträchtlich gelitten. Der Ackerbau lag darnieder; Manufakturen und Fabriken waren gestört.

der Handel theils hiedurch, theils durch die Entdeckung von Amerika und durch die Auffindung eines Seeweges nach Ostindien, vermindert. Aus einer handschriftlichen Nachricht Cosmo's geht hervor, daß die Einkünfte des Herzogthums, selbst im Jahre 1550, sich nicht über 367,903 Dukaten netto beliefen. Hiernach würden die Vorschläge, welche Cosmo dem Kaiser bei mehr als Einer Gelegenheit machte, unbegreiflich scheinen, wenn man nicht wüßte, daß er die Kunst verstand, seine Einkünfte auf allerlei Wegen zu vermehren. Als zweckmäßiger Hülfsmittel berufen, jenen Unterschied, der zwischen Verschleiß und Defizit gemacht war, aufzuheben, verheißt er den gesellschaftlichen Zustand in seinem Herzogthum verpflückt dadurch, daß er die Bewohner desselben gleichen Gesetzen unterwarf; und in dieser Hinsicht war sein bloßes Daseyn eine Wohlthat, welche nie entstehen konnte, wenn der aristokratische Geist der Republik fortgedauert hätte. Dies würde indess nicht weit geführt haben, wenn er nicht, gleich nach dem Siege über die Hingervorgänger und Ausgewanderten, im Jahr 1538, sich von dem Gesetze befreit hätte, welches sein persönliches Einkommen auf 12,000 Dukaten setzte. Da er in seiner Lage über die ganze Staatskraft mit Freiheit verfügen mußte, so blieb nichts Anderes übrig, als die Besitztümer zu verstreuen, welche ihm der Senat hatte anlegen wollen; und je besser ihm dies gelang, desto schneller waren die Fortschritte, welche der Staat in seiner Entwicklung machte. Durch geprüngene Ankäufe setzte er sich in den Stand, die öffentliche Ruhe zu sichern; sobald er aber seinen Zweck in dieser Hinsicht erreicht

hätte, gab er die Rechte aus, und verschaffte sich durch kluge Speculationen das Geld. Der kaufmännische Geist, der seiner Familie zuerst eingebracht hatte, besetzte ihn in einem so hohen Grade, daß er auf alle Unternehmungen einging, bei welchen große Gewinne zu machen waren. Nicht genug, daß er mit den vornehmsten Handelshäusern von Florenz in Verbindung stand, pachtete er in Italien Salzwerte und Alaunergwerke; und auch damit nicht zufrieden, trieb er einen ausgebreiteten Korshandel. Bald verlor er sich der Aufsen seiner kaufmännischen Geschicklichkeit so sehr, daß ihm nicht nur auf allen größten Handelsplätzen Europa's Aufträge gemacht wurden, sondern daß auch Pizarro ihn durch einen seiner Vertrauten zur Theilnahme an der Bekehrung der Indianer in Peru auffordern ließ: eine Theilnahme, die er aus Furcht vor Betrug ablehnte.

Durch diese Mittel, welche vielleicht nicht ganz käuflich waren, aber ihrer Rechtfertigung in seiner Lage fanden, setzte er sich in den Stand, seine Ausgaben zu bestreiten, welche die Errichtung neuer Festungen, die Besetzung einer zahlreichen Flotte, und vor allem die Bedürfnisse des Kaisers nothwendig machten. Nur seine ersten Kriegerseingebungen hatten das Gepräge des Despotismus; sein Verfahren wurde milder und menschlicher, so wie er an eigener Sicherheit gewann und vermöge seiner unverkennbaren Verdienste um die Bewehrung von Leonara ein Gegenstand der Liebe für sie wurde.

So wie der ursprüngliche Geist der Medicin in ihm stärker wurde, wendete er sich auch nach den Gegenständen hin, welche den Ruf seines Hauses zuerst begrün-

der hatten. Noch immer werbeiserten Fürsten und Großmänner (jener von diesen angereizt) in der Werbung für aufgeschwungene Künstler; und schließlich gab es eine aufrichtigere Huldigung des Genies, als diese. Michelangelo, welcher noch lebte, hatte sich den Beinamen des Edelichens (*divino*) erworben, und vor ihm beugte sich der Stolz der Päpste weit mehr, als vor Kaiser und König. Ihn nach Florenz zurückzurufen, war eine der ersten Angelegenheiten des Herzogs; doch dem großen Künstler war der Aufenthalt in Rom zum Bedürfniß geworden. Erhöher ließ sich Benvenuto Cellini bewegen, Frankreich aufzugeben und den letzten Rest seines Lebens in Florenz zuzubringen, welches er bald nach seiner Ankunft durch seinen Verstand verschönerte. Des Herzogs Baumeister ward Tribulo; und von ihm röhrt der Bau der Villa Capella her. Francesco Salviati, Pantorno, Bandinelli, Georgino und Giovanni Angelo arbeiteten mit Meißel und Häuel im Dienste des Herzogs, dessen Paläste sich von einem Jahr zum andern vermehren. Im Jahr 1549 kaufte er von Benvenuto Pirri einen Palast, der noch immer den Namen dieser Familie führt. Zur Unterhaltung und Belustigung des Volks wurden Schauspiele gegeben; nur daß Machiavelli, Ariosto und Trissino, welche zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die Römer mit so großem Erfolg capirt hatten, in einem Pietro Aretino von Venedig ihren ihrer würdigen Nachfolger hatten.

In dem eigenen Palast errichtete Cosmo eine Akademie; und, überzeugt, daß der toscanische Dialekt sich auf der Höhe, auf welche Dante, Petrarca und Geo-

caccio ihn erhoben hatten, nur dann erhalten würde, wenn er die Gelehrten zu Uebersetzungen aus dem Griechischen und Arabischen vermöchte, musterte er sie dazu durch ansehnliche Belohnungen aus. Auf Verbeßerung des Jatroz rief er Francesco Barbi, Carmesecchi, Domenico Gambastari und Pegni (lauter Gelehrte, welche als eifrige Anhänger der Republik aufgetreten waren) ins Vaterland zurück. Bald machte diese Academie so viel Aufsehen, daß Karl der Fünfte ihr die Uebersetzung des Protagoras auftrug: eine Arbeit, der sich Barbi und Domenico gleichzeitig unterzogen. Der Unterricht im Griechischen hob wieder an, und 1346 wurde Lorenzo Tornabuoni, ein niederländischer Buchdrucker, unter vortheilhaften Bedingungen nach Florenz eingeladen, um griechische Worte zu versiebseltigen.

Die Uebersetzung der Universitäts von Pisa lag dem Herzog ganz vorzüglich am Herzen. Sie hatte sich seit dem Jahre 1494 aufgelöst; und selbst nach der Beendigung des Krieges zwischen Florenz und Pisa, dessen erste Urheber die Franzosen waren, hatte sie zu keinem Glanz zurückkehren können, weil man in Florenz allzu sehr mit sich selbst beschäftigt war. Erst Cosimo dachte auf wirksame Mittel, die größte Zierde der ehemaligen Republik zurückzuführen. Auf seine Kosten mußte Filippo del Migliore die Städte der Lombardie durchreisen, um die berühmtesten Männer dieser Provinz für den Plan des Herzogs zu gewinnen; und so wenig wurde das Geld gespart, daß man den Marzio da Forlì, einen der berühmtesten Philosophen dieser Zeit durch ein Gehalt von zwölf hundert Ducaten an sich

festlich, Branda Porto, ein malländischer Philosoph, wurde auf dieselbe Weise gewonnen. Der Herzog selbst entwarf mit Campana die Statuten für die neue Akademie, und es entstanden ganz neue Vorlesungen: unter andern einer für Astrologie, welche der Herzog lieber, und auch einer für die Botanik. Obgleich durch Privilegien aller Art für ein hohes Maas von Freiheit sowohl der Professoren als der Studierenden gesetzt war, so ließen sich die entgegenstehenden Hindernisse doch nicht auf der Stelle überwinden. Erst nach und nach erzielte Cosmo die Früchte seiner Bemühungen. Die Lehrstühle füllten sich mit Ausländern, um von Uegio, Niccolò Guicciardini und Roncagallo die Wissenschaften des Rechts, von Certe, Desalio, Baldo Guizi, getriebenem Bibliothekar des Königs Franz von Frankreich, und Andern die Arzney-Wissenschaft, von Arealdo Colombo und Gabriello Gallopi die Zergliederungskunst, und von Branda Porto u. s. w. Philosophie zu hören.

Es waren dies andere Mittel, als die, welche einen Dante, Petrarca, Boccaccio und so viele ausgezeichnete Köpfe des fünfzehnten Jahrhunderts in's Leben gerufen hatten. Diese ließen sich nicht länger anwenden; was mit der Republik zusammenhing, war auf immer dahin. Indes blieb der Sinn für Kunst und Wissenschaft auch bei verminderten Anregungen des Gemüths lebendig; und wenn Cosmo's Schöpfung auch nur den Galileo Galilei gewandt hätte, so würde durch sie immer sehr viel Großes geleistet worden seyn. Unstreitig brach Cosmo hienin alles nur auf sich; doch selbst, wenn er von den unedelsten Vornehm-

gründen oder geleitet werden, so würde dies nichts ge-
schadet haben, weil er, um seinen Zweck zu erreichen,
Mittel anwenden mußte, die eine ihm verhafter Preis
gab. In ihm selbst war sehr wenig Sinn für
Wissenschaft und Kunst. Die einzige, welche er aufrich-
tig liebte, war die Goldmacherei, diese Zerstörungswelt
der Großen seiner Zeit. Alle Geheimnißströmer seines
Jahrhunderts fanden sich bei ihm ein, und wurden mit
offnen Armen empfangen. Gold machen sie freilich
nicht, und so fern Cosmo desselben bedurfte, mußte er
es auf den verheißenen Wegen erschlecken; allein so
wie die Beschäftigung mit Naturkräften immer zu neuen
Entdeckungen führt, so gab, auch die von Cosmo ge-
triebene Goldmacherei Veranlassung zur Entdeckung von
neuen Giften, mit welchen sich in Italien ein bedeutender
Absatz machen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

In wie fern kann der Bergbau ein
Gegenstand des Privat-Betriebes
werden?

Der letzte Zweck eines Staates kann kein anderer
seyn, als seinen Bürgern eine kräftigste National-
Existenz zu verschaffen. Die gesammte Staatskraft aber
ist in der Industrie der Staatsbürger enthalten.
Wie also, was die Industrie stärkt, auch notwendig
die Staatskraft stärken; so wie umgekehrt
Das, was der Industrie Abbruch thut, die Staatskraft
schwäche, und eben deswegen dem letzten Staats-
zweck entgegenwirkt. In einem Staate müssen daher
alle Einrichtungen oder gesellschaftliche Arbeiten gleich
sehr geschützt und befördert, und keine derselben ver-
nachlässigt, oder, umgekehrt, auf Kosten der andern be-
günstigt werden. Geschieht das letztere, so ist nicht
natürlicher, als daß zuletzt selbst die begünstigte darunter
leidet; denn vermöge des Zusammenhanges, in welchem
alle Einrichtungen stehen, unterstützt die eine die andere.
Es ist unmöglich den Ackerbau da auf die höchste Stufe
des Glor zu bringen, wo man Manufakturen und Fa-
briken zu Grunde gehen läßt; so wie letztere ohne jenen
und ohne ein tüchtiges Handelsverkehr nicht gedeihen
können.

Sind die aufgestellten Sätze richtig und ihrer Widerlegung fähig, so folgt daraus notwendig: daß es die Pflicht einer jeden Staatsregierung ist, auch den Bergbau, der für die Reichung der Jurisprudenz von der größten Wichtigkeit ist, und was mit ihm zusammenhängt, aus allen Kräften zu unterstützen.

Es geht indessen nicht leicht einem Gegenstand, über welchen irrigere Ideen in Umlauf waren, als über den Bergbau. Der Grund davon ist, daß eine Menge Personen, selbst Staatsmänner und Schriftsteller, denen man sonst Einsichten und Kenntnisse nicht absprechen kann, über den Bergbau geirrt haben, ohne das Mindeste davon zu verstehen, oft, ohne nur einmal aus Neugierde ein solches Werk in seinem Innern gesehen zu haben. Analogien, hergenommen von dem Ackerbau und der Jurisprudenz und der damit in Verbindung stehenden Domänen- und Berg-Verwaltung, oft auch von anderen Gegenständen, haben dann ergeben müssen, was an der gründlichen Kenntniß des Gegenstandes selbst abging.

So haben z. B. Viele die Bergwerke mit Grundstücken, oder mit Manufacturen und Fabriken verglichen, und zwar irrig, weil Bergwerke nicht durch gute Administration und durch ihre Reichhaltigkeit eben so wie Landgüter auf eine Reihe von Jahren einen sichern und sich fast gleich bleibenden Ertrag abzuwerfen haben; irrig aber, weil Bergwerke, wie Fabriken und Manufacturen, die Werkzeuge einer regen und lebendigen, nie ruhenden Thätigkeit sind, und der Industrie einen großen Spielraum lassen.

Ein geringes Nachdenken lehrt indeß, daß hier jede Vergleichung unrichtig angebracht ist, und daher notwendig höchst mangelhaft ausfallen muß. Denn, um nur bei dem Vergleich mit liegenden Gründen stehen zu bleiben: so ist es eine bekannte Sache, daß Metalle und die übrigen Mineralien einem Naturreiche angehören, worin es nicht, wie bei dem Pflanzenreiche, in des Menschen Macht steht, die Produkte nach Willkür zu cultiviren, oder wohl gar wieder anzupflanzen und zu vervielfältigen. Mit welchem Rechte will man also Bergwerke einem Landgute an die Seite stellen, daß, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, seinem Besitzer jährlich einen bestimmten Theil der Summe wieder zurückgibt, die er auf den Anlauf und den Anbau verwendet hat, oder daß, mit andern Worten, Jahr für Jahr eine bestimmte Rente abwirft?

Eben so wenig vollständig aber ist der angewendete Vergleich mit Manufakturen und Fabriken. Denn, nicht zu gedenken, daß Bergwerke recht eigentlich zum Zweck haben, einen Ueffer und ein Urmaterial darzustellen, das entweder unmittelbar verbraucht, oder nachher erst durch Manufakturen und Fabriken seine weitere Vervollkommenung erhält: so ist ja allgemein bekannt, daß es bei Manufakturen und Fabriken ganz in der Willkür des Menschen steht, dieselben da zu errichten, wo Ort und Zeit die Gelegenheit dazu darbieten, sich das rohe Material in Menge und mit Bequemlichkeit zu verschaffen, und die angefertigten Fabrikate mit Vortheil zu verkaufen. Ja, eine Manufaktur kann durch ungünstige Umstände sogar zu Grunde gehen, ohne daß deshalb

für immer die Aussicht verlieren werden, sie entweder an denselben Orte, oder anderswo und zu einer andern Zeit, selbst in vermehrter Zahl, aufs Neue ausporblähen zu sehen. Wie ganz anders aber verhält es sich dagegen mit Bergwerken! Diese können in der Regel nur einmal bearbeitet werden, und das bloß an der Stelle, wo die Natur für gut befand, eine Niederlage ihrer, in den geordneten Verhältnissen bereiteten, Schätze aufzuheben. Da hängt die Anlage nicht von der Willkür des Menschen ab, sondern alles kommt auf den günstigen Zufall der Entdeckung an. Der ganze weitere Betrieb muß sich ferner lediglich nach den Local-Verhältnissen richten, so wie überhaupt die ganze Dauer des Betriebes nur auf eine gewisse Reihe von Jahren beschränkt ist, und der endliche Fall durch keine Kunst und Einsicht hinterrücken werden kann.

Jede Vergleichung hier ist also unstatthaft und unpassend.

Doch ohne hierbei weiter zu verweilen, gehen wir sofort zur Hauptsache über.

Die meisten Lehrer der Staatswirtschaft sind nämlich darin einstimmt, daß die Benutzung der Domänen durch eigene Verwaltung des Staats als die schlechteste angesehen werden müsse.

Denn es sey, so führen sie an, eine ausgemachte Sache, daß auch der redlichste und in seiner Vollmacht unbeschränkteste Verwalter sich für fremden Vortheil nie so eifrig thätig finden lasse, als für eigenen; und noch befinde gerade in der thätigsten Aufmerksamkeit auf Vermeidung einer großen Menge kleiner Schäden, auf

die Gewinnung einer großen Menge kleiner Vortheile, und in der gleichen Freiheit, hinsichtlich der mit Einsicht zu treffenden Wahl der Cultivirung und Vertheilung allein das Mittel großen Erfolgs bei der Landwirthschaft, wie bei allen Gewerben.

Es müsse daher, behaupten jene Schriftsteller ferner, die Veräußerung der Domänen für die Nationalwohlthat, und mithin für das Erhöhen der Staatskraft, als von dem größten Nutzen angesehen werden; oder, falls sich ja hierbei temporäre Hindernisse finden, oder andere Bedenken entgegenständen: so setzen die Domänen wenigstens verdingelt zu vererbpachten, oder in Pacht zu geben, jedoch auf einen nicht zu kurzen Zeitraum.

Nicht anders aber verhalte es sich mit den Domänen-Förstern. Auch sie sollten ohne weiteres veräußert werden; auch mit ihnen solle jedann jeder Eigenthümer frei verfahren können, wie er wolle, und das Holz ohne Umstände abhauen, wo er glaube, den Boden mit Vortheil urbar machen zu können.

Denn jegliche Benutzung des Bodens gelte nur in der Hand des Privatmannes zum wahren Vortheil des Staates; das Einmischen der Regierung in die Verwaltung desselben werde immer größere oder mindere Nachtheile nach sich ziehen.

Dies angegeben, wiewohl bei Verwaltung der Forsten einige sehr erhebliche Zweifel gegen den aufgestellten Satz in seiner Allgemeinheit erhoben werden könnten, — mußte ein völliger Beschluß, sobald mehr

eine Schriftsteller über Staatswirtschaft nun auch mit dem Sage ausrichten:

„Daß eben so Bergwerke in den Händen des Privatmannes für die Erhöhung der Industrie, und mit hin für die Vermehrung der Staatskraft, vortheilhaft seyn würden; daß daher die Regierungen sich ebenfalls ihrer Aufsicht und Verwaltung begeben, und solche überall — jedoch mit Rücksicht auf das Verkaufrecht des Grundeigenthümers — ohne weiteres veräußert werden sollten.“

Der Sachkundige geräth in Verlegenheit, ob er bei den letztgedachten Schriftstellern nicht die Unwissenheit und Oberflächlichkeit, oder die Aroganz, womit dergleichen Behauptungen treibt und unerschrocken aufgestellt werden, annehmen soll.

Um mit dem letzten Sage anzufangen, daß beim Verlauf der Bergwerke dem Grundeigener das Verkaufrecht gehören müsse; so entsteht die Frage: wer darf als der Grundeigenthümer eines Bergwerkes angesehen werden?

Antwort: Es kann ein solcher nie mit Zuverlässigkeit ausgemittelt werden, da die Natur in Hinsicht der Vorkommen und Lagen, worin sie das Erz und die übrigen Mineralien im Innern der Erde vertheilt hat, ganz andere Befolge befolgt, als monach irgendwo auf der Oberfläche der Erde Grundeigenthum vertheilt ist. Zwischen dem Grundeigenthum auf der Oberfläche der Erde und seinen Eintheilungen und Abgräbungen, und dem Streichen und Lagern der Erzgänge und übrigen Mineralien, ist durchaus keine Uebereinstimmung und kein Zusammenhang.

Will man aber sagen: Derjenige müsse als Grundeigner angesehen werden, auf dessen Gebiet ein Bergwerk zuerst entdeckt wird; so ist bekannt, daß der Kunst- und regelmäßig betriebene Bau eines solchen Werkes, wodurch es am Ende doch nur allein, sowohl für den Privateigenthümer, wenn ein solcher existirt, als für den Staat, wahrhaft vorthellhaft werden kann, oft die Anlage von Schächten und Stollen und Röhren und Maschinen, auf dem Gebiete ganz anderer Grundeigner notwendig macht, als wo der Ausgang oder das Mineral selbst zuerst sich zeigt.

Es kann also auch in dieser Hinsicht kein Schluß auf den Grundeigner gemacht werden, und folglich ist es ohne Sinn — da von einem Grundeigner bei Bergwerken überhaupt nicht füglich die Rede seyn kann, indem ein solcher, streng genommen, nicht existirt —, wenn von einem Verlaufsrechte des Grundeigners geredet wird.

Über: „Bergwerke in den Händen von Privatpersonen würden für den Staat weit vorthellhafter seyn.“

Soll diese Behauptung einen Sinn haben, so kann derselbe kein anderer seyn, als dieser: So wie der Ackerbau und Manufacturen und Künste und Handwerke sich anerkannt weit besser befinden, wenn der Staat, oder vielmehr die Regierung desselben, sich in deren Verwaltung und Ausübung nicht mischt, sondern nur allen Reibungen im Innern der Gesellschaft, die möglicher Weise aus Collisionen entstehen könnten, vorbeugt, und dafür sorgt, daß alle Hindernisse aus dem Wege geräumt werden, die der immer freien und vollkom-

nen Ausbildung jener Zweige der Industrie im Wege stehen: so würde sich auch der Bergbau weit besser dabei befinden, und für die Erhöhung der Staatseinkünfte von ganz anderem Erfolg seyn, wenn der Betrieb desselben bloß der Privatindustrie überlassen wäre. — Der Staat hätte also nichts Besseres zu thun, als alle seine Bergwerke, wofern sie nicht schon von Privatpersonen bearbeitet werden, je eher je lieber zu verkaufen, und sich um die Verwaltung dieses höchst wichtigen Zweiges der Industrie hinfort gar nicht zu kümmern.

Soll diese Idee in die Wirklichkeit übergehen, so wird vor allen Dingen dazu gehören:

a) daß, so wie es den Staaten, wo ein Mangel der Ackerbau Statt findet, und Manufacturen und Fabriken, und Handel und Gewerbe in Flor seyn sollen, nicht an tüchtigen Oekonomen und erfahrenen Manufakturisten und Handwerkern und Kaufleuten fehlen darf: so auch tüchtige und erfahrene Bergbaukundige in hinlänglicher Anzahl da seyn müssen;

b) aber, daß, so wie jene Oekonomen und Fabrikanten und Kaufleute mit dem zu ihrem Gewerbe nöthigen Kapitalien versehen seyn müssen: so auch diese Bergbaukundigen der zum Bergbau nöthigen Fonds nicht entbehren dürfen.

Die Erfahrung lehrt, daß in letzterer Hinsicht beides so gut wie gar nicht vereinigt ist. Augustus Alexander v. Humboldt, wenn ich nicht irre, der Physik und dem Bergbau, mit ihren Hülfswissenschaften, unter allen Wissenschaften den höchsten Rang beilegt, und sie für die allerschwerigsten erklärt, —

muß ihm der Feiner ohne Bedenken Recht geben wird —: so fehlt es dennoch zwar nicht an Männern die sich dem Studium der letzteren, theilweise oder ganz gewidmet haben, und mitten im Stande sind, den Bergbau und was dazu gehört gründlich zu lehren. Aber: „Nicht Alles ist Alles verstanden!“ Wo sollen nun für diese Männer die ungeheuren, zerstreuten in die Hunderttausende und Millionen gehenden Kapitalien bekommen, die der vollständige Betrieb erst eines einzigen Werkes erfordert!

Sagt man: es mögen Diejenigen die Kapitalien hergeben, die im Besitz des Geldes sind, und Jene mögen mit ihrer Wissenschaft sie unterstützen: so dient hierauf zur Antwort, daß die Sache soeben um nichts verbessert ist. Wenn bei der Oekonomie, so wie bei Fabriken und Handwerken und beim Handel, alles von der eigenen Leitung und der eigenen Thätigkeit abhängt, und hierbei nur das Stattfinden des eigenen Interesses den höchsten Grad jeglicher Vollkommenheit zu Wege bringt: so fällt dieser Vortheil beim Bergbau gänzlich weg, sobald die Leitung desselben von den Eigenthümern dem noch andern Sachverständigen überlassen werden muß; wie ja dies auch die Erfahrung beinahe aller Privatbergwerke, no sogenannte Gewerkschaften die Unternehmer sind, lehrt. Wir besahen und hier in dem Fall eines Edelmannes, der sein Gut einem Hausmeister überläßt, und sich aus Bequemlichkeit oder — Unwissenheit um die eigene Verwerthschaffung nicht kümmert. Oder läßt man wirklich, wie dies z. B. bei Landgütern der Fall ist, daß diejenigen Bergwerke, die auf Knoch-

nach

zung des Staates betrieben werden, hinter dem gewerkschaftlichen Seiden eben so zurück stehen, wie die sogenannten Domänen hinter Privatgütern, wo der Eigenthümer die Wirtschaft selbst betreibt, und sie nicht einem Pächter oder Verwalter überläßt?

Sodann aber: welcher Privatmann sollte wohl thöricht genug seyn, seine Kapitalien auf ein so überaus ungewisses Ding, als ein Bergwerk ist, für dessen festem Vertrag kein Kraß, und wäre er der vollkommenste Bergbaukundler, auch nur auf einen Tag, geschweige auf ein Jahr, oder gar auf längere Zeit mit Sicherheit einzusehen kann, anzulegen!

Nach Adam Smith, wird selbst in dem gold- und silberreichen Peru Derjenige, der ein neues Bergwerk zu öffnen unternimmt, schon als ein dem Bankrott zukommender, zu Grunde gerichteter Kraß angesehen, und bedrohen von Jedermann gelächelt. Der Bergbau, sagt dieser, ist das Bösen der Staatswissenschaft so tief eindringende Uebel, wie dort, wie hier zu Lande, als eine Pest angesehen, in welcher die Gewinne den Nutzen bei weitem nicht gleichkommen; obgleich die Gölze einiger Gewinne immer eine Menge unbefangener Glückspäger reizt, ihr Vermögen auf ein so gefährliches Spiel zu setzen.

Und allerdings, entschlöße sich bei uns ein Staat dazu, seine Bergwerke zu verkaufen und deren Betrieb Privatpersonen zu überlassen: so würde es auch bei uns nicht an Unbesonnenen fehlen, die ihr Vermögen auf den Betrieb des Bergbaues verwenden. Man weiß ja,

welchen magischen Reiz oft das bloße Wort „Bergwerk“ auf das Ohr des Unkundigen ausübt.

Aber abgesehen davon, welche Kräfte der nützlichsten Kapitalien dadurch dem Ackerbau und dem Handel entzogen, mithin welche empfindliche Schläge dadurch der Industrie überhaupt versetzt würden: welchen unersetzlichen Verlust würden die Bergwerke selbst erleiden!

Denn, was anders würde der Erfolg seyn, als daß ein Jeder, der sein Kapital auf ein Bergwerk angelegt hätte, dasselbe mit den Fäusten je eher je lieber wieder heraushaben müßte! Welches Wühlen wurde da entstehen, welches Graben, welches Ausklopfen! Wie würden da in kurzer Zeit Bergwerke, die, bei einem sanftgemessenen, regelmäßigen Betriebe, der Gesellschaft, aller Wahrscheinlichkeit nach, Jahrhunderte das Material zu einer großen Menge von Fabrikten und Manufacturen geliefert hätten, in kurzer Zeit zu Grunde gerichtet werden! wie würde selbst dem Landbau eine Menge des nützlichsten Landes, durch das Ausbrechen von metall. und nutzlosen Stollen und Anlagen, von Gruben und Galerien, entzogen werden!

Oder meint man, dies sey eine übertriebene Besorgniß? So gehe hin, du der Sache Unkundige, und überzeuge dich mit eigenen Augen, oder belehre dich wenigstens aus Schriften, wie unberechenbar und für alle Dauer groß der Schade ist, welcher der Gesellschaft aus dem sogenannten Landbau (derselbe, den ich so eben geschildert habe), wo nämlich der Bergbau der Pacht und der Willkür der Eigenthümer ohne Einschränkung überlassen ist, entsteht. Gehe hin nach den berühmten

Kupferminen von Unglefen, und fehe, wie der Unter-
 stand der Privat-eigenthümer diese Gruben in kurzer Zeit
 zu Grunde gerichtet hat. Oder wandere noch dem ad-
 lichen Thierburg in Sachfen, und betrachte nahe bei der
 Stadt den ungeheuren Schlund, den ein planlos geführ-
 ter Bergbau im Jahre 1620 zu Wege brachte. Oder
 gehe noch anderen Gegenden, wo die Grundbesitzer zu-
 gleich Eigenthümer von Bergwerken find, und schau diese
 Wege den aufgeworfenen Fügeln, und das Zertrüß-
 und das Zerfetzen oft des brauchbarsten Bodens *). Es
 kommt zu viel leicht garuch von dem Wahn, daß, was
 für den Landbau vortheilhaft ist, auch für den Handel
 und Gewerbe, es eben so für den Bergbau seyn müsse.
 Mag der Landmann oder der einzelne Grundbesitzer ein
 Jahr oder mehrere Jahre sein Landgut nicht befeßen,
 wie es den Regeln eines vorandstigen Ackerbauers ge-
 mäß bestellt werden sollte; mag der Kaufmann sich in
 falsche Speculationen einlassen; mögen diese und jene

*) Es bezieht hierzu nur einer Stelle nach dem nachfolgenden
 Hefen (Kupferstein) im ehemaligen Lande Langenhausen. Der
 dortige Bergbau auf fossiles Holz liefert eine der merkwürdigsten
 Beispiele von dem höchst nachtheiligen Folgen für ein Land und
 den Bergbau, wo die Berg-Regeln nicht ausgeübt sind. Im
 Jahre 1620, so arm an Brennmaterialien, konnte sich Jahr-
 hunderte lang die vornehmste Bedarfsart zu den nöthigen Pro-
 dukten erhalten, wenn in dem ehemaligen, jetzt preussischen Sachfen,
 die Preussische zu den Regeln geübt. Da dies leider nicht
 der Fall ist, so gewinnt jeder Baum die Brennholz auf so
 eine Weise, und vermaget dadurch einen großen Schaden.
 Im Jahr 1820 ist die Holzart — man kann annehmen drei Vier-
 tel — durch den planlosen und schändlich erfolgten Angriff auf
 viele Stellen verlorengeht.

Fabriken, diese und jene Erwerbe, noch lange nicht zu der Vollkommenheit gehören, zu der sie, bei einer vortheilhaften Fabrikationsweise gelangen könnten: das alles sind Dinge, die sich auf der einen Seite durch eine angemessene Beschäftigungsart und durch richtige Speculationen wieder erheben, oder auf der andern Seite durch vollkommenere Maschinen und durch eine vortheilhaftere Befahrungsart verbessern lassen. Aber den Bergbau durch schlechten, unregelmäßigen Betrieb in Verfall gerathen lassen, oder dessen Betrieb wohl gar der Wuth und Habgucht von Menschen Preis geben, die nur darauf ausgehen müssen, in möglichst kurzer Zeit den möglichst größten Gewinn auf demselben zu ziehen: heißt ein Verbrechen an der Gesellschaft begehen.

Wahrlich, so wie der Papst schreibt, daß alles, was die Industrie vermehrt, die Staatskraft stärkt, Bergwerke aber eins der Hauptbesitzungsmittel der Industrie sind: so ist auch der Papst keine Widerlegung fähig, daß der Staat selbst die Verwaltung dieses wichtigen Zweiges der Industrie übernehmen und leiten muß, so gut wie er für das Ausstreuen von Dämpfen und Werdsten, und für die Anlage von Kunststraßen und Landten sorgt, wenn die Gesellschaft wegen des möglichst hohen Vortheils, der ihr aus demselben zufließt, gesichert seyn soll.

Einzig und allein aus diesen Gründen sind daher auch mit Recht die Bergwerke, und was ihnen zugehört, für Eigenthum des Staats erklärt und als sogenanntes Regal betrachtet worden. Es soll jedoch hiernächst nicht behauptet werden, daß der Staat Privatpersonen

gar nicht am Vergleichen und dem damit verbundenen Händelbetrieb Theil nehmen lassen sollt. Dies mag allerdings geschehen, und ist sogar, der Contarraz wegen, wünschenswerth.

Nur ein anderes ist es, diesen wichtigen Bruch der Industrie der Wüste und Habsuche von Privateigenthümern zu überlassen; oder solchen, unter oberster Leitung der Regierung, Theilnahme daran zu gestatten. —

Jene staatswirthschaftlichen Schriftsteller haben, um ihren Rath zu unterstützen, noch angeführt: daß alsdann der Ertrag der Bergwerke, wenn solche nämlich von Privatpersonen bearbeitet würden, bei weitem höher seyn, und auch für die Staats-Kassen eine weit größere Einnahme daraus herfließen würde, als gegenwärtig, wo der Staat noch überdies die so bedeutenden Verwaltungskosten tragen muß.

Wenn der letzter Bruch der Staatsverwaltung nur ist, die größtmöglichsten Summen Geldes in die Staats-Kassen zu locken; und wenn vor allen jene goldenen Abschiedsworte des Kaisers im Wintermäheden an seinen Großvater befolgt werden:

Beachtet im Uebigen mit Glück! —
 Verziehet so viel ihr Thun bis morgen;
 Eorget immer für den Augenblick;
 Hat Gott Lust für die Zukunft sorgen! —

so haben jene Schriftsteller ganz recht. Laßt nur einen Staat mit dem Verkaufe der Bergwerke den Anfang machen — so Gott will, werden nicht gleich alle übrigen folgen —; und es wird eine Lust seyn, zu sehen, wie die Privateigenthümer nach Schätzen in den unterirdischen

Schätzen heranzuziehen, um so viel davon zu Tage zu fördern, als nur immer möglich ist und die Berechnung des höchsten Gewinns, den sie in möglichst kurzer Zeit daraus ziehen können, zuläßt; zumal wenn, wie sich das von selbst versteht, in einem solchen Staate die vollkommenste Handelsfreiheit herrscht, und nun auch das Ausland an diesem im Ueberfluß gewonnenen Schätze des Mineralreiches Theil nehmen kann! Das wird allerdings in den ersten Jahren die Staats-Kassen mächtig bereichern, sey es, daß der Staat sich bloß mit dem sogenannten Zehnten begnügt, oder auch noch andere Steuern und Abgaben auf die Bergwerke legt. Aber, o Unglück! diese Quelle des öffentlichen Einkommens ist die flüchtigste und veränderlichste in der ganzen Welt, und verfliehet unwiederbringlich in wenigen Jahren, wofern die Staatsverwaltung nicht alle mögliche und zweckdienliche Maßregeln ergreift, ihre Erhaltung zu sichern und auf der einen Seite die zu große und unmäßige Habguth der Besitzer zu beschränken, auf der andern aber durch eine zweckmäßige Leitung des Betriebes, dessen Werth selbst die möglichst längste Dauer zu geben.

Welcher Fehlschluß abermalt, die Schätze des Mineralreiches mit denen der andern Naturkräfte zu vergleichen! Alles ist bei diesen des Wiederwuchses und der Veredlungsfähigkeit fähig; dem Boden ist durch zweckmäßige Cultur ein höherer Ertrag abzugewinnen; Heerden lassen sich veredeln; die Dauer des Gewinns beschränkt sich in diesen Reichen nicht auf eine Reihe von Jahren, nicht auf einen nur irgend ab-

zusehenden Zeitraum: aber in diesem letzten Reiche der Natur? —

Wenn in einem Staate nur eine bestimmte Anzahl von Kornfeldern, oder von Herden, oder von Wäldungen, und zwar in der That vorhanden wären, daß von denselben, sobald sie der freien Benützung der Eigenthümer überlassen würden, vorausgesehen werden könnte, sie wären in kürzerer oder längerer Zeit ohne Rettung zu Grunde gerichtet und auf immer für den Staat verloren: würde irgend eine Staatsverfassung in der Welt es nun wohl auf diese Gefahr ankommen und die Eigenthümer damit nach Lust und Belieben schalten und walten lassen? Oder würde man nicht sofort und bei Zeiten solche Massregeln ergreifen, daß der Gesellschaft der Besitz dieser kostbaren Güter, so nicht für immer, doch auf die möglichst längste Zeit gesichert bliebe? —

Aber, werden jene Staatsmännchen sagen, das sind auch Gegenstände der Oekonomie und der ersten Lebensbedürfnisse, ohne welche eine Gesellschaft gar nicht bestehen kann.

Was ist denn aber eine Gesellschaft, und hätte sie des Kornes, des Weins und der Herden die Hülle und Fülle, der nun alle übrigen Zweige der Industrie fehlen! Sehet doch hin und sehet jene Nomadenpöbhel an, oder beobachtet jene Staaten, in denen der Ackerbau sich erst zu regen beginnt! — Zum Glück für die menschliche Gesellschaft giebt es keinen bloß Ackerbau treibenden Staat, sondern, ist nur erst ein thörichter Anfang im Ackerbau gemacht, so hat es mit Hand-

werken und Fabriken seine Noth. Er würde ja, als solcher, in Kurzem zu Grunde gehen, wenn die Regierung durch verbotene Waasregeln Manufakturen und Handel aus seinem Innern entfernen wollte. —

Wollt ihr aber jene Staaten nicht als Muster aller Staaten aufstellen und preisen: so stellt doch nicht den Ackerbau, als allein heilbringend, dar, und achtet Handel und Gewerbe und Industrie anderer Art für so ganz der Sorge der Regierung unwerth! —

Zu diesem allen kommt noch eine Betrachtung, die in Hinsicht der Gewinnung der beiden edlen Metalle, Gold und Silber, die Veräußerung der Vergewerke an Privatpersonen vollends nicht bloß nicht nützlich, sondern auch überhaupt nicht einmal geldbringend macht.

Wenn nämlich die Gewinnung aller übrigen Mineralien der Gesellschaft bloß eine Menge des nützlichsten Materials, theils zum unmittelbaren Gebrauch, theils zur weiteren Verarbeitung liefert: so erhalten Gold und Silber einen bei weitem höheren Werth dadurch, daß sie den vorzüglichsten Stoff zu Demjenigen hergeben, was, indem es, unter der Benennung Geld, Ausgleichungsmittel aller gesellschaftlichen Verrichtungen wird, gewissermaßen die bindende Kraft ist, welche die Gesellschaften, so wie sie gegenwärtig als cultivirte dastehen, zusammenhält.

Es kann hier nicht die Absicht seyn, weder eine Theorie des Geldes zu geben, noch zu zeigen, wie auf einer richtigen Behandlung desselben am Ende die ganze Nationalökonomie beruhet, und wie einzig und allein nur Gold und Silber, eben ihrer Metalleinde wegen,

mit Verwerfung alles Papiergeldes, wahres Geld zu seyn und zu heißen verdienen; aber folgende Bemerkung, die ich aus dem Hermes *) entnehme, wird unstreitig hier an ihrem Place seyn.

„Seitdem die Gold- und Silberminen in Mexiko und Peru entdeckt worden sind, und Brasilien, Jahr aus Jahr ein, eine nicht unbedeutende Quantität an edlen Metallen geliefert hat, haben die Europäer aufgehört ihre eignen Bergwerke in Beziehung auf Gold und Silber zu bearbeiten; und hieran haben sie lauswundersam und freilich nicht Unrecht gethan, da die Vorkünder, welche die europäischen Bergwerke gegeben haben würden, mit einem weit geringern Aufwand von Kosten gewonnen werden konnte, so lange Amerika's Gold- und Silbergruben so reichhaltig waren. Da indessen die Unerschöpflichkeit dieser Gold- und Silbergruben durch nichts verbürgt ist; da außerdem, aller Wahrscheinlichkeit nach, gegenwärtig Umstände eintreten, welche den Zusammenhang, worin Europa bisher durch Spanien und Portugal mit Amerika gestanden hat, entweder für immer oder wenigstens für einen längeren Zeitraum aufheben werden; da endlich durch den täglichen Verbrauch der edlen Metalle, und selbst durch den Handel mit Indien, die Masse des Goldes und Silbers in Europa in einer beständigen Abnahme begriffen ist — so entsteht die Frage: ob die Grundsätze, um derenwillen man die

*) Hermes oder die Natur der Gesellschaft, mit Blicken in die Zukunft. Von Friedrich Buchholz. Gießen 1804.

europäischen Gold- und Silbergruben verschüttet hat, die richtigen sind, oder nicht?"

"Man hat gesagt: die Ergiebigkeit der europäischen Bergwerke an edlen Metallen sey nicht groß genug, um eine Entschädigung für die darauf verwendeten Kosten darzubieten, so daß die kleinere Quantität dieses Goldes und Silbers durch die größere Quantität dieses Metalls ersetzt werden müsse.

"Es kommt indeffen hierbei alles darauf an, ob man bei Gold und Silber bloß daran denkt, was solche unter der Gestalt von Geld, als Zahlungsmittel aller gesellschaftlichen Arbeit, leisten; oder ob man zugleich darauf Rücksicht nimmt, daß ihnen als Element der Circulation zugleich eine Vermehrbarkeit in's Unendliche beizumessen.

"Man hat vollkommen Recht dem Bergbau zu vernachlässigen, wenn man die Ausbeute, die er an Gold und Silber gewährt, in ihrer Einheit betrachtet, und dieser eine andere Einheit gegenüber stellt, welche aufgewendet werden muß, damit jene gewonnen werde; denn in einer solchen Vergleichung dürfte es in Europa nur sehr wenige Gold- und Silberbergwerke geben, welche die darauf verwendeten Kosten wieder ersetzen. Hiervon aber würde nichts resultiren folgen, als daß Privatpersonen, sollten sie auch noch so reich seyn, große Thoren seyn würden, wenn sie ihre Kapitalien auf die Gewinnung von Gold und Silber aus dem Bergbau, anlegen wollten: denn für eine Privatperson ist eine gegebene Summe immer eine Einheit; und muß sie diese Summe durch eine noch größere einkaufen, so verliert sie nothwendig, und muß mit der Zeit Bankrott machen."

„Über ganz anders sieht die Rechnung, wenn die ganze Gesellschaft, Staat genannt, der Unternehmer ist. Für diese wird aus der Einheit durch die Circulation eine Vielheit, die sich kaum berechnen läßt; und eben diese Vielheit entschädigt zuletzt für allen Aufwand, vorausgesetzt war, daß das zu bearbeitende Bergwerk nicht ganz unergiebig ist.“

„Nehmen wir den Fall, ein Privatunternehmer habe ein Betriebs-Kapital von 100,000 Rthlrn. angewendet, um ein Bergwerk, welches er für sehr ergiebig gehalten, bearbeiten zu lassen, und finde am Schluß des Jahres, daß die Ausbeute an gewonnenem Gold und Silber nur 50,000 Rthlr. betragen habe. Ein solcher Privatunternehmer hätte freilich die Hälfte seines Kapitals sammt den Zinsen verloren; aber würde das Publikum oder die Gesellschaft mit ihm verloren haben? Keines weges! — Diese stante den Zuwachs an edlen Metallen zum Werthe von 50,000 Rthlrn. als reinen Gewinn betrachten, um wie viel die Masse ihrer Circulationsmittel vermehrt sey; und 50,000 Rthlr. sind, als Element der Circulation, so wenig eine Kleinigkeit, daß man ihnen eine geringe Ehre erzeigt, wenn man sie in ihrem jährlichen Umlaufe einer Million gleich setzt. Der Verlaß des Privatunternehmers ist aber sehr gering angeschlagen, indem derselbe auf die Hälfte des auf den Betrieb verwendeten Kapitals von 100,000 Rthlr. gesetzt wurde. Auch bei einem noch weit größeren Verlaß würde die Gesellschaft gewinnen, ja, sie würde so lange gewinnen, bis die Ausbeute des Bergwerkes an Gold und Silber = 0 wäre.“

Hieraus folgt — streng genommen, zwar nur für den Gold- und Silberbergbau, in weiterer Ausdehnung aber für den gesammten Bergbau — daß Bergwerke, deren Ertrag Privatpersonen nicht für die darauf verwendeten Kosten entschädigt, von der Gesellschaft noch immer mit Erfolg angebaut werden können, sobald man nur endlich allgemein zu der Einsicht gelangen wird, einerseits die edlen Metalle für das zu nehmen, was sie in Verhinderung auf die Gesellschaft sind, das heißt, in der Unerschlichkeit des Werthes, den sie durch den Umlauf gewinnen, sodann aber, den Bergbau überhaupt weniger von Seiten des Finanzirten zu betrachten, indem man nur darauf ausgeht, die Staats-Kassen durch ihn zu bereichern, als darauf Rücksicht zu nehmen, von welchem gar nicht zu berechnenden Einfluß er durch sein Bestehen der Industrie für die Erhaltung der Nationalkraft ist. —

Es wird jetzt noch darauf ankommen, Einiges über die Maßregeln anzudeuten, welche eine weise Staatsverwaltung ergreifen muß, um auch diesen Zweig des National-Einkommens und der Industrie zur höchsten Stufe der Vollkommenheit zu führen.

Es ist bereits oben gesagt, daß jenes triviale Sprichwort: *Omne simile claudicat*, nirgends mehr seine Anwendung findet, als bei Bergwerken, und daß keine Vergleichung mit andern Gegenständen, am wenigsten mit liegenden Gütern, die Jahr aus Jahr ein, ihre bestimmte Rente tragen, hierbei Statt finden kann. Ein Bergwerk kann vielmehr nicht anders, denn als eine durchaus nützliche Sache betrachtet werden, deren Be-

seyen für das geschlossene Staatsgebiet, in welchem es sich befindet, zwar von der höchsten Wichtigkeit ist, dessen Ausübung aber von Anfang an eben so vom Umsatze abhängig, als die Ergiebigkeit und der Ertrag desselben, während der ganzen Zeit seiner Dauer, durch aus seinen festen Regeln und Befehlen unterworfen ist. Der Besitzer — sey es nun die ganze Gesellschaft, oder mögen es Privatpersonen seyn — muß sich daher begnügen, dasselbe so lange zu benutzen, als der Ertrag desselben währt; und dies wird um so länger seyn, und um so größeren Vortheil mit sich führen, je mehr der ganze Betrieb eines Werkes, den Regeln der Kunst gemäß geleitet wird. Ist aber die Natur erschöpft, oder treten Hindernisse ein, denen am Ende keine Kunst, keine Wissenschaft gewachsen ist, so wird auch keine Kraft vermögend seyn, einen Bau, und was mit ihm zusammenhängt, länger fortzubauen zu lassen.

Schon hierauf scheinen, wie hier nochmals bemerkt wird, Diejenigen gar keine Rücksicht genommen zu haben, die da meinen, Bergwerke müßten Jahr aus Jahr ein eben so einer Grundsteuer unterworfen werden, wie z. B. Landgüter oder andere liegende Güter — wie denn überhaupt die Beantwortung der Frage, nach welchem Grundsätze die Besteuerung der Bergwerke angelegt werden solle, wenn man sich hier nicht ein für alle Mal mit dem seit uralten Zeiten üblichen Zehnten begnügen will, manche ganz eigene Schwierigkeiten darbieten würde.

Doch der Vortheile, welche die Gesellschaft von der kunstgemäßen Verarbeitung der Bergwerke erwart-

ten kann, sind ja noch außerdem zu viele, als daß eine weise Administration ihrer ganze Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Theil der Industrie verwenden und alle Mittel ergreifen sollte, um denselben auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit zu bringen, gefügt auch, es flössen gar keine unmittelbaren Steuern von ihm zu den Staats-Kassen; niemoh! bei einer weisen Verwaltung die mittelbaren und unmittelbaren Einkünfte zu den Staats-Kassen ebenfalls nicht ausschleiben werden. Nicht umsonst verwendete ja auch der große Friedrich, wie aus die Memoiren des verstorbenen Ministers v. Hertz belehnen, in den Jahren 1753 — 1783, die Summe von 700,000 Rthlr. auf den Berg und die Verbesserung seiner Bergwerke, und bemühte sich, diesem ganzen Fongte der Verwaltung eine Organisation zu geben, die, als musterhaft für den Bergbau überhaupt, zugleich die heilbringendsten Folgen für das Wohl seiner Staatsbürger nach sich zog, und wodurch die von ihm erlassenen Verordnungen, zum Theil noch als eben so viele klassische Werke für die Administration des Berg- und Hüttenwesens, vorhanden sind.

Ihm war es nicht entgangen, daß durch den Bergbau dem Staate nicht allein eine Menge des nöthigsten Materials — Metalle, Brennsteffe, Salz und andere Mineralien — als eben so viele Gegenstände des ersten und zum Theil dringendsten Bedürfnisses, wie für die Existenz, so für die Bildung der Gesellschaft überhaupt, geliefert werden; sondern, was bei ihm noch weit mehr im Anschlag kam, war die Thätigkeit und Industrie, die sich dadurch auf einen großen Theil seiner Unterthanen

nen vertheidete, und die für den ganzen Staat von so unbeschreiblich großem Gewinn war: theils durch die vielen Millionen, welche dadurch in Umlauf gesetzt wurden, theils durch die Kultur, Kunst und Wissenschaft, welche ein solcher Verkehr notwendig zu Wege bringen mußte.

Seine Grundsätze aber in der Verwaltung dieses wichtigen Zweiges des Staatshaushaltes bestanden kürzlich in Folgendem:

1) Zuerst war es bei ihm Hauptzweck, die einmal vorhandenen Werte nicht bloß dem Staat zu erhalten und, durch Verkauf, Entdeckung und Abiegung neuer Steuern und Zinsen, nach Möglichkeit zu vermehren; sondern es war

2) sein Hauptaugenmerk auch darauf gerichtet, daß der ganze Verkehr so dauerhaft und vollständig als möglich gemacht, und, mit Einem Worte, den Regeln der Vergew. Kunst und Wissenschaft vollkommen angepaßt werden sollte.

Es ist bekannt, wie sehr ihm zu dem Ende die Bildung und Anziehung tüchtiger Vergew. und Händlerränner am Herzen lag. Dadurch aber erreichte er zugleich den hohen Zweck, daß auf solche Weise dem Verkehr so wenig Hinderniß als möglich, und nur so viel, als unumgänglich notwendig war, entgegen wurde.

3) Ohne jedoch hierbei die Wohlthätigkeit der Concurrenz zu verkennen, war keiner eifriger bemühet, als Er, nicht bloß die Rechte der verschiedenen Gewerkschaften und Privateigenthümer in seinem Staate zu schützen; sondern, wohl wissend, welche Nachteile für

für den Staat, wie für die Privateigener selbst, ein freies Schalten und Walten mit sich bringe, war Er es, der diese dem weissen Gesetze unterwarf, in denen eben so sehr der Vortheil der Gewerke, als des ganzen Staates in's Auge gefaßt wurde.

Dadurch, daß er beides gleich sehr berücksichtigte, und bemühet war, die Werke des Staats sowohl, als die der Privateigenthümer, der höchsten Stufe von Vollkommenheit entgegen zu führen, vermochte er, daß der preussische Staat unter ihm in Hinsicht seines Bergbaues so Erfreuen erregende Fortschritte machte.

Die von ihm deshalb erlassenen Verordnungen geben zu dem Gesagten die Belege ab.

Noch bis diesem Augenblick bestehen, der Hauptsache nach, diese Verordnungen, diese Gesetze. Wenn gleich nicht mehr als eigenes Ministerium, so doch als eine eigene General-Verwaltung *), hat noch gegenwärtig in Berlin das Collegium seinen Sitz, dem die ganze Administration des Berg- und Hüttenwesens, fast mit denselben Attributen, wie ehemals, und in derselben Ausdehnung anvertraut ist.

Erscheinen dessen ungeachtet in diesem Augenblick die Resultate dieser Verwaltung nicht ganz so glänzend wie sie es bis zu der unglücklichen Katastrophe von 1806 gewesen sind: so dürften die Ursachen davon vorzugsweise in der geringeren Einsicht und Energie dieser Administration zu suchen seyn — denn diese muß wohl

*) Gegenwärtig: Oberbergshauptmannschaft.

unfreiig, als bürde, wo nicht als eine fertiggeschrittene und höhere, angenommen werden —, als am Ende auch diese Verwaltung, wie alle übrigen, den Einrichtungen der Umstände nicht hat widerstehen können *)

Man spricht von der Rosspreizigkeit dieser Administration, und von der übergroßen Zahl der beim Berg- und Hüttenwesen angestellten Officianten. Beides kann nicht geleugnet werden; aber wie hätte wohl in einem Staat — der nach gerade sich in einen völligen Beamten-Staat verandelt hat — die Bergwerksverwaltung allein eine Ausnahme machen, und hinter anderen Verwaltungszweigen zurückbleiben sollen!

Gewiß, das Wenigste, was bei diesem Uebel Staat finden muß, ist Ennstand. Jeder Schritt weiter

*) Wiewohl ich gegenwärtig die Klage über den Verfall der Fabriken, der Manufakturen und des Handels, Handwerker und Fabrikanten zusammen; sie sehen ihre Werkstätten verlassen, und sich von der hohen Stufe ihrer vorzüglichen Wohlstande herabsehblicken. Wie hätte denn aus die Bergwerksverfall, die durch den Verfall der Fabriken und des Handels nicht eigentlich erst der Ruin erwacht, nicht hier frei ausgehen, und von den nachtheiligen Folgen und Wirkungen der Kriegsgeldern und Besatzung, wodurch ihrer Verfall bereits ist, verschont bleiben sollen! Oder meint man in der That, die riesigen Einfuhr fremder Waaren und Fabrikate, so wie die des russischen Kupfers und der englischen Eisenbahnen und Stahle, und des spanischen, des holländischen und französischen gegenseitig gegen Persien beschaffen, können auf den Verfall der Bergwerke gar keinen Einfluß ausüben und derselben Lebenskraft und neuen Entzug gestatten, wie ehemals, wo durch Friedrichs Gesetz ihre wohlthätige Kraft ausübten, und das ganze Staats-System Europa's noch von allen den Unerwartungen und Erschütterungen unserer Tage verschont geblieben war? —

ist ein Schritt näher zum allgemeinen Verderben. Aber eine Radikalkur wird hier erst dann möglich seyn, wenn die Verfassung des ganzen Staates neu geschaffen und product ist. Dann wird auch die Bergwerksverwaltung zur wahren Aufklärung ihrer selbst gelangen, und sich in ihrem eigentlichen Standpunkte wieder hinstellen.

Alles Bessere und Bedenken-Wollen des Einzelnen hingegen, wird, wie überall, so auch hier, von mythischen Mißgriffen begleitet seyn und, was noch nicht in Ueberordnung gebracht ist, vollends in Verwirrung und Irrthum stürzen; besonders, wenn man sich nicht die Mühe nehmen sollte, das Berg- und Hüttenwesen in allen seinen Eigenthümlichkeiten aufzufassen, sondern ohne Unterschied Alles, was bei anderen Verwaltungen als gut und zweckmäßig befunden worden ist, nun ohne Weiteres auch auf diesen Zweig der Administration anzuwenden, oder wohl gar die oberste Verwaltungsbehörde einer ängstlichen und alle freie Wirksamkeit hemmenden Nachrechnung und Controlirung unterwerfen wollte. Das Uebersteife und Unschickliche aber würde unfehlbar seyn, wenn man, wie wohl Einige vorgeschlagen haben, die Administration der Bergwerke zugleich den übrigen Provinzial-Verwaltungsbehörden *)

*) Das heißt also, um darüber noch Einiges zu sagen, mit andern Worten: Die Verwaltung der Bergwerke und Hütten und, um dies gleich mit zu berücksichtigen, auch der Salinen, soll den Regierungen übertragen werden.

Wie nun aber, wenn die Staat unter der Oberfläche der Einheit, in die Regier. zerfällt oder gar hundert Regierungen sich erhebt? Welcher Regierung soll dann die Verwaltung anvertraut

mit übertragen, und dadurch diese ganze Partie, welche, wie nicht genug beherzigt werden kann, ihre ganz eigen-

anvertraut werden? Oder — abgesehen von den Schwierigkeiten, die daraus entstehen können —: wer nun den Rathen bei den Regierungen sein soll, wenn die Oberaufsicht über die Vergewalt, Stänke und Salinen erhalten? Es wie nämlich jetzt die Regierungen organisiert sind, würden doch wohl die allerwenigsten von den Rathen auch nur eine oberflächliche Kenntniß von dieser Partie haben, geschweigt, daß sie mit voller Sicherheit die Leitung des Betriebs derselben anvertrauen können. Denn wesentlich kann man sich wohl mit allen andern Verwaltungsgewalten bekannt, und ein tüchtiger Oekonom- und Geschäftsmann sein, ohne der Verwaltung des Jauern verstanden wissen, ohne daß man zugleich auch den Vergewalt und was mit ihm zusammenhängt, theoretisch und praktisch studirt haben sollte, da dieser Zustand von einem solchen Verstande ist, daß es ganz allein seinen Mann erfordert. Es würde also nichts Anderes übrig bleiben, als die gesammte Reg. bei den Oberbergämtern angestelltes Raths zu den Regierungen zu versetzen.

Wie nun aber, wenn, wie das häufig der Fall sein wird, in Bezug auf den Regierungsbeyrat nur Ein oder ein paar Raths Räte? Oder, wie das häufig getroffen wird, wenn in einem Regierungsbeyrath alles dreier, Salinen, Vergewalt und Stänke besteht: soll nun für jede Saline, oder jede Vergewalt und Stänke auch ein eigener Rath angestellt werden? Dann be-
 merklich kann schon Vergewalt jemand ein tüchtiger Bergmann sein, aber zugleich auch ein Salinen- oder Stänkenbesitzer hin-
 länglich zu verstehen, da jeder dieser Berufe für sich eine solche Ausbildung hat, daß sein Betriber Geist und Kraft genug besitzen
 ist, sie alle mit gleicher Stärke zu verstehen.

Endlich aber, wenn nun auch den verschiedenen Regierungen eigene Berg- und Stänkenräthe beigelegt würden: soll dann ein-
 bei die Verwaltung solcher Werke ohne weitere Oberaufsicht ganz
 allein überlassen bleiben? Denn an eine vollständige Verwaltung
 würde bei der Unwissenheit der obigen Raths in Hinsicht dieser
 Verwaltungsgewalt nicht zu denken sein; so wenig wie der ge-
 wöhnliche Rath in Regierungsräthen im Grunde sein würde, der

ähnliche Administrationsweise erfordert, gesplitteten und der ihr so nöthigen Einheit berauben würde. — Als

bei irgend einem anzuwenden, oder das Volkthum über diese Verwaltungsweise nachher zu führen. Das Ganze würde also auf eine sehr Geruchlose Hineinkommen, und offenbar die Verwaltungsweisen verwechseln; ohne zu verstehen, welche Zusammenhänge sich in Hinsicht der Substantiven-Verhältnisse zeigen würden, da bekanntlich kein Vergleich so Wandel von den Umständen anderer Völker ist, wie sie schon die ganze Terminologie und das Vorgehenweisen ein durchaus anderes sind.

Doch wir leben in einem Zeitalter, wo auch die selbstständigen und persönlichen Fortschritte sehr Verbesserung erlangen dürfen, da es geradezu für Zugabe zu geben, mit der keine Macht und unendlichen Jern zu kämpfen. Besonders ist es in der That, daß Jemand nicht auch schon auf den Einfluss gewirkt ist, die Organisation und Verwaltung des Reiches den Regierungen zu übertragen, da wesentlich der Staat bei Erhaltung der Kosten, die das ganze Königreich-Wirtschaften und die verschiedenen General-Commandos in den Provinzen verursachen, nicht wenig gewinnen würde. —

Doch nein! Wenn der Staat als Gesellschaft soll sich, das was Gott gesonnenest hat, der Mensch nicht schaden soll; so soll nicht wider den Staat angeschlossen bleiben: was Gott selbst nicht nach getrennt hat, soll der Mensch nicht zusammenstellen wollen. Soll die Gesellschaft aus ihm in ihrem abgesehenen Stande mit verbundenen Bürgern sein. Leben und Leben den größten möglichen Nutzen geben, so kann der Staat derselben eine so große der Macht der Privatsachen überlassen werden, als die Verwaltung derselben mit anderen Verwaltungsweisen gesammelt werden darf. Kein Staat kann besser sein, als dieser, wenn man sich nicht in Inquisitionen und Verurtheilungen sonder Zahl verwickeln will. Nur ist es durchaus notwendig, daß der oberste Verwaltung gehörig sein Land gegeben und er nicht in ihren Willen und Schicksal auf alle Art und Weise getrennt und brennend wird. Denn alle mit allen höchsten Bedürfnissen und schützenden Staatsverordnungen! Einmalen weißt der

bezüglichen Vorschläge können immer nur bei nicht ge-
nugender und unzureichender Kenntnis des Gegenstan-
des herrschen, dass dieselben auch nicht zu verwirklichen

Daß man bei der jetzigen Verwaltungswelt in Wahrheit Ursache etwas zu beklagen, so ist es doch, daß auch die oberste Verwaltungsbehörde, wie fast alle übrigen Verwaltungen, durchaus nicht mehr im Stande ist, vollständig Rechenschaft von dem Resultate ihrer Administration abzugeben, und daß ihr folglich die Gesamtherrschaft ihres Haushalts in seiner Allgemeinheit fehlt. Einem solchen Uebel könnte man indeß nur durch ein gutes, auf sichern Principien beruhendes, und in allen seinen Theilen wohl in einander gefügtes System der Rechnungsführung begegnen können.

Doch so viel sich auch darüber sagen läßt — was dürfte es wagen, seine Ideen darüber laut zu äußern, ohne für einen ungründigen Reuter oder unberufenen Reformaten angesehen zu werden! Aber wenn schon dem Dispersanten jeder großen, aus irgend aufgetragenen Forderung oder Manufaktur eine tüchtige wohlgeordnete Buchhalterei Hauptbedürfnis ist, so bald derselbe bei seiner Geschäftsführung sich nicht gänzlich dem Verstande

Und wenn wir uns, wie wir eben zu thun
trauen, und besaß nur ein Segel und Fackel. So
wäre der edelste Bergsteiger, was er gethät: er
wäre ein Mann, der sich nicht fürchtet, in der
Höhe zu sein und in der Tiefe zu sein. Die
Welt ist ein Berg und ein Thier. Die Welt ist
ein Berg und ein Thier. Die Welt ist ein Berg
und ein Thier. Die Welt ist ein Berg und ein
Thier. Die Welt ist ein Berg und ein Thier.

wohl überlassen, und Entwürfe begeben will; und sobald es ihm darauf ankommt, dem Eigenthümer der Handlung am Ende des Jahres Rechnung von den vorgenommenen Operationen, und eine Uebersicht der Staat-gefundenen Resultate abzulegen: um wie viel mehr gilt alles dies von den großen Productions- und Fabrications-Anstalten, die man mit dem Namen der Vergewerke, Hütten und Salinen belegt, deren Eigenthümer die ganze Gesellschaft ist, und als deren Vorgesetzter jense oberste Vergewerksbehörde angesehen werden muß! Welch Ineinandergreifen der verschiedenartigsten Operationen und Gegenstände, welche Institute, welche Anlagen, welche Materialien, welche Mannigfaltigkeit von Einrichtungen finden hierbei Statt! welche ungeheure Capitalien sind da in Umlauf!

Und nun eine Verwaltung, die, als die Seele und das Leichenad dieses großen Hauses und als Mittelpunkt desselben gedacht, alle Theile mit gleicher Kraft und Einsicht durchdringen und in alle Glieder und Zweige gleiches Leben und gleiche Thätigkeit ausströmen soll, — der es aber, bei aller Tiefe und Gründlichkeit des Wissens, gerade an Demjenigen fehlt, was in diesem Wechsel der mannigfaltigsten Verrichtungen und Geschäfte einzig nur zur Einheit führen, und zum klaren und deutlichen Bewußtseyn Dessen verhelfen kann, was der höchste Glor und das Glück dieses großen Haushalts erforderlich macht!

Dürfen wir uns wundern, wenn da zuweilen Mißgriffe zum Vorschein kommen? —

O, in welchem Glanze, in welcher Kleinheit stände

diese ganze Administration befehen, wie würde ein Uebelwollender es wagen dürfen, sie anzugreifen, wie müßte sie ihre sicherste Schutzwehr in der öffentlichen Meinung selbst finden, wenn sie sich in den Stand gesetzt sähe, zu jeder Zeit, oder wenigstens unmittelbar am Schluß jedes Jahres, dem die Gesellschaft, die ihr so große unschätzbare Güter zur Verwaltung übergeben hat, Rechnung abzuliegen von ihrem Haushalten und den Resultaten desselben! Wie müßte sie nicht bloß die Bewunderung, wir müßten sie sich die Liebe und Dankbarkeit aller Deiner erwerben, die zu fassen im Stande wären, welche Bequämen durch ihre Bemühen dem ganzen Staatsleben verschafft werden!

Oß sie aber dieses könnte, und ob so etwas zu bewirken möglich sey?

Gerlich, wer mag den Ideen hierüber in unserem Zeitalter Eingang versprechen? Aber kommen wird die Zeit, wo nicht allein die Bergwerksverwaltung, sondern die Staatsverwaltung überhaupt, von ihrem Haushalten der Gesellschaft Rechenschaft geben wird.

Nur ihren Dör, welche da jammern, so etwas sey das Wort von wenigen Wochen oder Monaten, oder lasse sich wohl gar, in einem Zustande, wie die Dinge gegenwärtig sind, durch Decrete und Verfügungen vom Königsstische aus erzwingen.

Berlin, geschrieben im September 1807.

A. W.

Noch ein Wort über Synoden und Kirchenzucht.

In einer so eben erschienenen Schrift, betitelt:

Ueber die Beschuldigung, daß protestan-
tische Geistliche im Preussischen eine
Priesterherrschaft gründen wollen,

hat der Herr Superintendent Sam. Ehr. Gottfr.
Käfer sich selbst und seine Amtsbrüder gegen diese,
besonders von dem Herrn Ober-Präsidenten Friedrich
von Sälow, laut und nachdrücklich erhobene Beschul-
digung zu rechtfertigen gesucht.

Diese Schrift muß Jedem anlehen, der dem Vereine
über das richtige Verhältniß der Kirche zum Staat, so
wie den Vorschlägen, welche bisher über die Abände-
rung desselben in protestantischen Staaten gemacht wor-
den sind, mit Theilnahme gefolgt ist.

Diese Schrift hat eine Abhandlung Bäckers Ein-
druck gemacht, als welche der Herr Ober-Präsident Hr.
von Sälow über die gegenwärtigen Verhält-
nisse des christlich - evangelischen Kirchenwe-
sens in Deutschland bekannt gemacht hat. Einer
solchen Aufschluß konnten Diejenigen nicht widerstehen,
welche sich bis dahin in einer ganz andern Lage be-

wagt hätten. Das lange Schwelgen gegen unbedeutendere Angriffe mußte endlich gebochen werden; und so ist der Herr Superintendent Küster der Erste, welcher den Irthumsbegriff aufnimmt, um sich und seine Amtseidgenossen gegen den Vorwurf zu vertheidigen, daß sie damit umgegangen, eine neue Priesterherrschaft zu gründen.

Der hochwürdigste Verf. giebt in seiner Vertheidigung zu, daß der Auszug, welcher in der Abhandlung des Herrn Ober-Präsidenten von den Grundlinien einer künftigen Verfassung der protestantischen Kirche im preussischen Staate geliefert wird, bis auf einige ihm nicht zur Last fallende Kleinigkeiten treu sey; er protestirt aber deswegen nicht minder gegen die Beschuldigung, daß es bei diesen Grundlinien auf die Einführung einer geistlichen Herrschaft abgesehen gewesen sey.

Was soll man davon glauben, was was nicht?

Der Eifer, womit sich der hochwürdigste Verf. gegen die Hierarchie erklart, läßt gar nicht daran zweifeln, daß Das, was er über diesen Gegenstand vorbringt, vollkommen ehrlich gemeint sey; wir gesehen sogar, daß es uns bis zum Erstaunen befremdet hat, in seiner Schrift Stellen anzutreffen, wo er sich in den allerstärksten Ausdrücken über jeden Versuch eine Priesterherrschaft zu gründen, äußert. Solche Stellen finden sich Seite 16, 17 und 18 seiner Schrift: Erkenne, von welchen wir bekennen, daß wir nicht einmal den Muth haben, sie abzuschreiben.

Von der andern Seite läßt sich nicht leugnen, daß die Grundlinien einer künftigen Verfassung der protestanti-

nischen Kirche im preussischen Staate den Entwurf zu der obersten höchsten Priesterthenschaft enthalten, welche jemals zu Stande gebracht worden ist. Denn in dieser Grundrissen findet man das Mittel angegeben, wodurch die Kirche von dem Staate abgelöst und zu einer unabhängigen Wirkksamkeit erheben werden kann; und das Mittel ist eine freie kirchliche Synodal-Verfassung, welche sich von Orts-Predigten zu Kreis-Synoden, von diesen zu Provinzial-Synoden und von diesen wieder zu einer Ober-Synode erhebt, an deren Spitze ein Ober-Bischof (Primas) steht, der nur dem Könige verantwortlich ist.

Hält man nun jene heftigen Erklärungen des hochschwürigen Verf. über Hierarchy zusammen mit seinen Ideen über die der protestantischen Kirche im preussischen Staate nöthige Synodal-Verfassung: so möchte man daran vergeisteln, sich in dem Widersprache zu befinden, der zwischen beiden herrscht.

Es fällt sich aber alles auf, wenn man den Begriff des Verf. von Hierarchy etwas genauer untersucht. Er denkt sich nämlich unter Hierarchy die vollendete Herrschaft des Priesterthums ungefähr so, wie sie während eines bekannten Abschnitts im Mittelalter statt fand, welchen die Periode von Berger dem Einbruche bis zur Reformation bildet; und da er diese Herrschaft verabscheuet, so will er es nicht auf sich kommen lassen, daß er es versucht habe, dieselbe nachzuföhren.

Doch hierüber ist er in einem gänzlichen Irrthum. Hierarchy bezeichnet nichts weiter, als diejenige Gewalt, welche durch den Glauben an das von

geblüch oder wirklich Heilige ausgeübt wird; und so wie es nie ein Kirchenthum ohne Hierarchie gegeben hat, so ist auch das protestantische davon nicht frei gewesen, wiewohl die Form, in welcher sich die protestantische Hierarchie ausdrückt, wesentlich verschieden ist von der Form der katholischen. Papst, Cardinal, Erzbischof, Bischof, Priester sind zuletzt bloße Benennungen, welche nichts verschlagen; aber die Verhältnisse, worin alle diese Beamten der Kirche zu einander stehen, verbunden mit dem Interesse, welches jeder von ihnen hat, den Wahn zu unterhalten, daß der Mensch das göttliche Gesetz vertreten könne, und daß alles, was die Kirche zu glauben befehlt, nicht Menschen, sondern Gottesgebot sey, das bildet die Hierarchie der katholischen Kirche. Hierarchie und Hierarchie sind Correlate, von welchen das Eine ohne das Andere ganz undenkbar ist; zwischen beiden findet dasselbe Verhältniß Statt, wie zwischen Regirern und Regierten. Wenn also der Protestant die Hierarchie verabscheut, so geschieht es eigentlich, weil er sich in Ansehung des Heiligen, das er verehren möchte, nichts aufheben lassen will; die Form, in welcher sich die Hierarchie bewegt, interessiert ihn nur, so fern sie mehr oder weniger gebietend ist, und die liebste von allen Formen ist ihm gerade diejenige, welche ihm den geringsten Zwang anthut.

Darum war es von Seiten der Urheber der Grundlinien u. ein auffallender Mißgriff, die Verehrung des Heiligen auf Neue an Formen zu binden, die als solche bekannt waren, durch welche so leicht eine Lösung über das Heilige selbst entsteht. Sie meinten

es anstrengt nicht ab, weder mit der Sache selbst, noch mit ihren Mitbürgern; doch sie vergriffen sich in dem rechten Winkel, und so konnte es nicht fehlen, daß sich warnende Stimmen erhoben. Gromwell pflegte zu sagen: „man kommt dann am meisten, wenn man nicht weiß, wohin man geht.“ Dieser Ausspruch fand hier seine volle Anwendung; und weil einige Wenigen einsahen, daß die Vorschläge der Urheber der Seuntänen u. dgl. nicht im Verderben führen könnten, so lag hierin ein unverkennbarer Verweis zur Opposition in einer öffentlichen Erörterung.

Zwar meint der hochschwürdige Verfasser der Rechtsfertigungsschrift: „man habe der Geistlichkeit zu trauen sollen, daß sie nichts von dem entgegen werde, was geschichtliche Augen sehr zweifeln.“ Doch über diesen Punkt läßt sich streiten, wenn man nicht fürchten darf, die Eigensiebe des Gegners zu verletzen. Hätten, meinen wir, die Urheber der Seuntänen Muth im Aufschlag gebracht, was die Geschichte über das Synodal-Wesen ansetzt: so würden sie Bedenken getragen haben, sich so bestimmt für eine neue Form der kirchlichen Regierung im preussischen Staate zu erklären; bisher gebrachte hätte ihnen ehrenwürdiger bleiben müssen. Was es wahr sei, was Seite 11 von der Tharheit Derer gesagt wird, die eine strenge Abkürzung der geistlichen Autorität einzuführen bemühet sind: so ist doch nicht minder wahr, daß es preussisch einem Ober-Bischof und dem gemeinen Kirchendienern allerlei Mittelstufen giebt, welche sehr ansehnend sein können. Und wenn es einmal darauf abgesehen ist, eine größere Autorität, als bisher, auszuüben:

bleibt dann etwas Anderes übrig, als die Mittel zu wählen, ohne welche jede Autorität notwendig in sich selbst zerfällt? Das scheinbar Demotristische der Synodal-Verfassung kann Demjenigen nicht irre lehren, der durch die Erscheinungen der Jahrhunderte über die Natur der Gesellschaft belehrt ist. So wie die Demokratie überall der kürzeste Weg zur Monarchie gewesen ist, so ist sie es auch in der Regierung der Kirche gewesen. Ohne Synoden hätte es nie ein Papstthum gegeben. Große Versammlungen, auch wenn sie aus lauter Geistlichen bestanden, wollen geordnet sein; geordnet aber können sie nur dadurch werden, daß gewisse äußere Vorzüge als Autoritäts-Mittel gelten. Auf den Synoden des zweiten Jahrhunderts entschied der Umfang der Gemeinde über den Verzug des einen Bischofs vor dem andern, während der ständige Werth des Mannes in der Regel ganz aus der Acht gelassen wurde. Auf den Synoden der protestantischen Geistlichen im sechzehnten Jahrhundert wurde es schwerlich anders gewendet; und hierdurch hätte sich eine strenge Abweisung von dem Ober-Bischof des zum Dorfschaffner ganz von selbst gefunden. Ueberhaupt, so lange es ein menschliches Gesellschaft gibt, haben die Regierungen immer durch dieselben Mittel bestanden, und der einzige erkennbare Unterschied zwischen geistlicher und weltlicher Regierung liegt darin, daß jene ihre Autorität auf etwas außer sich, diese die ihrige unmittelbar auf ihren Organismus stützt. Was in der ersten das Göttliche und Ewige ist, das ist in der andern das Wahre und Gerechte; jedoch in Ausdrücke für dieselbe Sache, an welcher es niemals fehlen darf, wenn der Kirchenstaat nicht eben so zu Grunde gehen soll, wie der Staat schlechthin, denn von diesem hat man immer einen sehr abgeschwächten Begriff, wenn man von ihm annimmt, daß er nur durch das Materielle fortdaure.

Der Verf. der Rechtfertigungsschrift schreibt zu beklagen, daß die Tadler der Brandstücken u. seine Rücksicht darauf nehmen, daß der erste Rarrich zu einer Veränderung des kirchlichen Systems von der Regierung, namentlich von der geistlichen und Schul-Deputation der kaiserlichen Regierung, aufgetragen sei. „Nicht vom Schenkstillerhofe, sagt er, oder von Kienrungs-

sucht, noch weniger von einem vernünftigen Streben nach Hierarchie, sondern von einem bestimmten, öftentlich bekundet gemachten Befehl der geistlichen Behörde sind die Versuche über Synodal-Verfassung ausgegangen; und Das, was namentlich von Superintendenten geschrieben ist, hat seinen ersten Grund einzig und allein in Erfüllung einer Amtspflicht und in ehrenbietigem Gehorsam gegen die vorgesetzte Behörde.“ Dies vollkommen zugestanden: wird dadurch auch der Inhalt der Grundlinien gerechtfertigt? Die Regierung forderte sämtliche Superintendenten der Kurmark auf, ihre Stimme über eine Synodal-Verfassung abzugeben; ob dieselbe Statt finden sollte, war dadurch noch nicht entschieden. Was nun die Superintendenten betrifft, so würde auch der allerehrenbietigste Gehorsam gegen die vorgesetzte Behörde sie schwerlich bestimmt haben, die Synodal-Verfassung zu empfehlen, wenn sie die Ueberzeugung gehabt hätte, daß dieselbe mit dem Wesen der protestantischen Kirche in Widerspruch stehe. Nur der Mangel einer solchen Ueberzeugung, verbunden mit sehr positiven Zwecken, konnte den Grundlinien u. s. w. ihre Entstehung geben; und wenn der Inhalt derselben nicht durch sich selbst gerechtfertigt ist, so ist er durch keinen noch so ehrenbietigen Gehorsam gegen die geistliche Behörde gerechtfertigt, welche gerade weit entfernt war, eine auf das Gegentheil abweisende Erklärung, sobald sie von nöthigen Gründen unterstützt wurde, abzu- nehmen.

Seine Ideen über Kirchengewalt vertheidigt der Verf. durch Verfügungen des Landesrechts, indem er sagen in Rücksicht der Strenge, hinter diesen Verfügungen zurückbleiben glaubt. Doch unter den letzteren ist keine angetroffen, welche nicht die höchste Freiheit kirchlicher Meinungen beschütze, und der Unterschied zwischen ihnen und den Ideen des Verf. besteht gerade darin, daß jene der Ueberzeugung des Einzelnen keine Gewalt anthun, diese aber nur desto mehr. Zwar vertheidigt der Verfasser, daß sich seine Meinung über diesen Gegenstand verändert habe; allein indem er zugleich eingesteht, daß nur die Schwierigkeiten der Ausführung ihn bedrückt haben, zeigt sich nur allzu deutlich, daß seine Behauptung nicht mit einem veränderten Princip zusammen-

hängt. Die Art, wie er sich darüber ausdrückt, ist in der That bemerkenswerth. „Ich sehe,“ sagt er, „eine sehr beschränkte Kirchenmacht zwar für höchst wünschenswerth an; aber ich halte ihre Ausübbarkeit schon in den kleinen Gemeinden für unmöglich, noch mehr aber in den größeren, wo es der großen Eünder so viele giebt.“ Wer sind hier die großen Eünder? Unstreitig nicht Diejenigen, die man ohne Anstände vorladen kann, um sie zur Annahme einer andern Lebensregel zu bewegen, sondern die verhassten Ununterscheidbaren. Große Eünder sind hier also sündige Große. Freilich, da, da liegt's! und daran muß jede Kirchenmacht, welche durchgreifen will, in einem protestantischen Staate scheitern! Eine Heilige der katholischen Kirche pflegte zu sagen: „Sie fühle das innigste Mitleid mit Jedem, in dessen Wesen kein mögliches Gefühl walle; denn Sie begreife nicht, wie ein solches Wesen sich seines Lebens freuen kann.“ Sollte man nun weniger erwarten von einem Manne, welcher von dem Eünderlichen verlangt, daß er eine tiefe Einsicht in das Wissenschaftliche der Religion habe — eine Einsicht, die nicht nur den Anfang des Glaubens vollständig überleht, sondern auch alle Glaubensgründe deutlich durchschauert und die wahren von den falschen oder bloß scheinbaren mit Sicherheit unterscheidet — und daß er mit dieser Einsicht ein Gemüth verbinde, das nur in dem Geistlichen seine höchste Freude und Seligkeit findet, nur darin lebt und wirkt und Alles, selbst das Äußere, nur darauf bezieht?*) — Wie groß sind da die Anomalien des menschlichen Herzens! Wie ist es doch mitleidlich, daß ein Geistlicher an der Spitze der sogenannten Kirchenmacht stehen wolle!

Schwerlich wird sich der Herr Ober-Präsident von Völkern in seiner Ansicht von dem protestantischen Kirchenthum durch die Vertheidigungsschrift des Verf. erschüttert finden; schwerlich wird er irgend eine von seinen Behauptungen zurücknehmen. Wie begreiflich er aber auch dastehen möge, so ist doch nicht zu leugnen, daß er sich in seiner Beurtheilung der Schrift: Auch einige Gedanken über die Wiederherstellung der protestantischen Kirche von Kirchhof, Dr.

*) Diese Grundlinien einer künftigen Verfassung v. S. 99.

der Theologie u. sehr geizt hat. Einen verkappten Spötter auf sein bloßes Wort für einen Doctor der Theologie zu nehmen — welch ein Versehen! Was läßt sich von dem Urtheilsvermögen eines Mannes halten, dem so etwas begegnen kann! Die Sprache des Pseudo-Kirchhof ist gar im Ganzen verfehlt; und nur Derjenige, den sie persönlich angeht, kann seinen Augenblick darüber zweifelhaft sein, was er aus dem Munde machen soll, der auf eine so wunderliche Weise übertrudt. Doch wer über Theologen urtheilen will, der muß schon einen Sinn haben, durch welchen er auch die äblichsten Dinge von einander unterscheidet. Kirchhof wollte sagen und hat im Grunde gesagt: „man es einmal das Kirchen-Regiment mit sich bringt, daß die Evangelischen sich wieder in Priester verwandeln, fehlt und nur noch der protestantische Pöbel, die Theologien der Geistlichen, die Einführung der Oberscheiter, die Verächtung zu Verhängung von Kirchenbüssen und Excommunicationen, und die Aufstellung eines Inquisitionen-Berichtes in irgend einer dem Jahrhunderte entsprechenden Gestalt; aber er hat dies so zwischen Spaß und Ernst gesagt, daß, wenn das Kömlein auf dem linken Aermel, anstatt des vorgeschlagenen weißen Kreuzes auf der Brust, nicht den Spötter verräthe, selbst Theologen leicht an ihm irre werden könnten. Hierin, wie es uns scheint, liegt die Entschuldigung des Herrn Ober-Präsidenten, der diese sonderbare Schrift vielleicht mit Unwillen weggeworfen hat, ehe sie ganz durchgelesen war. Sey dem aber, wie ihm wolle: wenn der Verfasser der Vertheidigungsschrift imitirend sagt, „wegen eines solchen Doctor der Theologie werde er sich u. Wand und Schrift erheben, so lange ihm die Krast u. verbleibe,“ so ist noch zu beweisen, ob nicht Mehrere, welche so dachten, wie Kirchhof spottet, wirklich von irgend einer theologischen Facultät in Deutschland das Diplom der Doctorwürde bekommen haben. Wenigstens läßt sich Einer nennen, den die theologische Facultät in Jena, trotz seinem unbewiesenen Carcen nach Priesterherrschaft, vor Kurzem auf diese Weise ausgezeichnet hat.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung)

Z w ö l f t e s K a p i t e l.

Ueber Mahomed und seine Lehre.

Um über Mahomed und seine Lehre richtiger zu urtheilen, als es hergebracht ist, muß man Rücksicht nehmen: 1) auf den gesellschaftlichen Zustand der Araber; 2) auf die Zeit, in welcher Jener seine Rolle spielte; 3) auf den Zweck seiner Lehre.

1) Die Halbinsel Arabien, viermal so groß als Deutschland oder Frankreich, ist zwischen Syrien, Persien, Aegypten und Asien gelegen und dem größten Theile nach untermohader. Unermessliche Wüsten bedecken dies Land nach Syrien und Persien hin, und dienen als Schugmauern, welche der Eroberungsgeist schon zu übersteigen vermocht hat. Sanddünen, von heißen Bergen durchschnitten, gleichen dem Ocean; und so oft der Südwest-Wind sich stärker erhebt, geräth die für Ocean in eine so furchtbare Bewegung, daß seine Wellen ganze Karavanes, ganze Heere verschlingen, die

ihnen troffen wollen. Dem großen Lande fehlt es gleich an schiffbaren Strömen, und die Gewässer, welche von den Bergen herabfließen, werden aufgezogen von einem dürftigen Ertrich, das keine Pflanze, keinen Baum nährt. Nur da, wo das Land der Araber an den indischen Ocean gränzt, ist eine größere Gasse von Holz und Wasser; milde ist hier die Luft, das Erzeugniß des Bodens köstlich, die Thierwelt kräftig, zahlreich und eigenthümlich, der Mensch, wenn gleich in seiner gesellschaftlichen Entwicklung hinter dem Süd- und West-Europäer zurückstehend, in seiner ganzen Gestalt mit dem Siegel der Erhabenheit bezeichnet. Das glückliche Arabien nennt man diesen Theil der Halbinsel; und seit uralten Zeiten haben seine Gewürze, sein Weintraub und seine übrigen Erzeugnisse die Kaufleute der Welt angezogen. Die Araber selbst haben nie etwas von der Theilung ihres Landes in das heilige, weisse und glückliche Arabien gewußt. Ard el Yemen, das Land der Kothra, nennen sie denjenigen Theil, der von römischen und griechischen Schriftstellern durch das glückliche Arabien bezeichnet wird; ungetrennt im Gegensatz von Syrien. Zu Ard el Yemen nun gehören Jochana (das Niederland längs dem arabischen Meeresbusen) Dschabal, (das Bergland), Aden, Hadramaut, Seidscha, Wata, die Insel Sokotora (Diederida), und Oman am persischen Meeresbusen. Die Landschaft Dschesaf, mit der Wüste des Berges Sinai in der Nähe, macht das heilige Arabien, oder das Land der alten Hebräer aus; der große nordöstliche See bildet die Wüste.

Zu dem großen semitischen Völkerstamme gehörig, der von je her das weßliche Asien inne gehabt zu haben scheint, zerfallen die Araber, nach Sprache und Abstammung, in zwei Hauptstämme: nämlich in die sesshaften, in Städten wohnenden (Haddesi), und in die herumziehenden (Beduinen). Jene leiten ihren Ursprung von Jectan dem Semiten, einem Ahnemannling Noach's, her; diese rühmen sich durch Ismael von Abraham abstammen, und entschuldigen ihr Rauberleben damit, daß sie sagen: „die Nachkommenschaft Ismaels dürfe durch List und Gewalt sich wegen der Vertheilung rächen, welche sie bei Vertheilung der Erde gelitten.“ Die Sprache der Beduinen ist von der der Haddesi nicht so abweichend, daß beide einander nicht verstehen könnten; und obgleich die Stadtbewohner von den Nomaden betrachtet werden, so sind die letzteren doch nicht so sehr Feinde der ersten, daß sie nicht gegen den ausländischen Feind gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen sollten. Die Beduinen leben hordenweise: sie wohnen unter Zelten, und führen ihre Pferde, ihre Kameele und ihre Schafe auf gemeinschaftliche Triften und zu gemeinschaftlichen Quellen; anderen Reichthum besitzen sie nicht, und was ihnen abgeht, wissen sie durch Raub und Plünderung zu erwerben, die sie in innerlichen Kriegen an ihren sesshaften Landsleuten, auf Streifzügen an ausländischen Freunden und Feinden ausüben. In dem Pferde und dem Kameele hat die Natur dem Araber große Geschenke gemacht. Wenn die Naturforscher sich auch darin irren sollten, daß Arabien das Stammland des Pferdes sey, so ist doch nicht zu leugnen, daß

dieses nützliche Thier hier von ausgedehnter Güte und Schatzheit ist; es zieht sich ganz von selbst zur Gesellschaft, lebt mit dem Beduinen und dessen Familie unter Einem Zelte, erfährt nie den mindesten Zwang, versteht die Sprache seines Herrn, und ist in die Pläne desselben so eingeweiht, daß es sie unterstützt und jede Gefahr großmüthig theilt. Das Kamel, von den Werguländern das Schiff der Wüste genannt, dient nicht bloß zur Fortschaffung von Lasten, sondern auch durch seine Milch und sein Fleisch zur Nahrung, und durch sein Haar zur Bekleidung: das nützlichste und wechselseitigste Viehthier, das es geben kann, weil es zwei Lagerorten machen kann, obar zu fressen oder zu faulen, und selbst nach der größten Anstrengung sich durch Gras, Stroh, Datteln u. s. w. hält. Durch beide Thiere ist die Bestimmung des Arabers gewissermaßen gegeben; wenigstens würde er etwas anderes seyn, wenn sie ihm fehlten. Kaufmann und Krieger, sondern er in der Geschichte lebt, wird er das Erstere durch das Kamel, das Letztere durch das Pferd; und, den Kaufmann mit dem Krieger verbindend, setzt er leicht in einen Räuber aus.

In alten Zeiten ist zwischen Sedentbewohnern und Nomaden (Assen und Surben) Feindschaft gewesen, welche sich immer erst dann legte, wenn die Nomaden sich zum Ackerbau bequamen. In Arabien scheint die Zusammensetzung des Landes eine solche Verwandlung zu allen Zeiten verhindert zu haben. Ueber die Bevölkerung dieses Landes läßt sich zwar nicht viel Bestimmtes sagen; aber dürfen wir nicht unbeträchtlich

den Feuert, welche, während des siebenten Jahrbundert, Asien und Afrika überschwebmten, zum Raub-
 fah dienen, so kann sie nicht so gering gewesen seyn,
 als man gewöhnlich annimmt. Ueberhaupt ist das herumzie-
 hende Leben der Geschlechtsvermehrung nicht ungünstig,
 und in einem milden Klima kann es leicht zu einer Ver-
 mehrung führen. Nur während der regnierten
 Jahreszeit verweilt der Araber in der Wüste; tritt die
 Hitze des Sommers oder der Mangel des Winters ein,
 so zieht er nach der Grotte, nach den Höhlen von
 Yemen, oder in die Nachbarschaft des Euphrat und
 des Nil, wo er sich einen ungesicherten Aufenthalt zu
 erzwingen weiß. Allerdings ist sein Leben nicht ohne
 Gefahr; doch was ihm an Bedürfnissen abgeht, ersetzt er
 durch die Freiheit, und diese ist ihm so theuer, daß er
 sie um keinen Preis verläßt. Ist der Europäer stolz
 auf seine National-Freiheit, so ist es der Araber auf
 seine persönliche Unabhängigkeit; und betrachtet sich der
 Herr als einen nothwendigen Bestandtheil der Gesell-
 schaft, deren Dienste er durch Gegenstände erzwingt;
 so mag der Eigenthümer die Wohlthat des gesellschaftlichen
 Lebens nur so fern genießen, als sie dem Vorrath
 seiner Persönlichkeit keinen Abbruch thut. Was Könige
 eines Stammes sieht er unter irgend einem Emir; aber,
 weit entfernt, diesen als seinen Beherrscher zu betrachten,
 erträgt er ihn nur als seinen Richter; und dient er ihm
 im Kriege, so verlangt er eine sanftere, beinahe väterliche
 Behandlung, wenn er ihn nicht verlassen soll. Die per-
 sönlichen Eigenschaften des Emirs entscheiden; und ver-
 setzt er nicht mit sich fortzureißen, so richtet er nichts aus.

Ein Volk, das, über einen großen Raum vertheilt, in viele Stämme zerfällt, zur Einheit zu erheben, ist eine höchst schwierige, wo nicht ganz unmögliche Sache; die in Europa hergebrachten Mittel reichen dazu um so weniger hin, wenn sie durch nichts unterstützt werden. Eine organische Verfassung mit einem Mittelpunkte, den man König nennt, entspricht den Bedürfnissen eines Arabers so wenig, daß es ganz vergebliche Mühe seyn würde, ihn von der Nothwendigkeit einer künstlichen Verfassung zu überzeugen. Er giebt die Möglichkeit der Volkseinheit zu; aber er empfindet sich, sobald die Idee in Wirklichkeit übergehen soll, hierin in einem beständigen Widerspruche mit sich selbst. Darum ist in Arabien die Volkseinheit, so weit sie wirklich Stand fand, immer durch Mittel bewirkt worden, welche mit den in Europa üblichen auch nicht die mindeste Ähnlichkeit hatten.

Mekka, von den Römern und Griechen Macoraba genannt, ist seit uralten Zeiten die Hauptstadt Arabiens gewesen, wenn gleich auf eine eigenthümliche Weise. Wäre es Nicht-Mosamedanern gestattet, diesen Ort zu besuchen, so würde sich vielleicht ohne große Mühe ausmitteln lassen, warum er, so viele Jahrhunderte hindurch, der Mittelpunkt der arabischen Welt gewesen und bisher geblieben ist. Die Lage dieses Orts nicht weit von dem Seehafen Djeddah und ungefähr in der Mitte zwischen Yemen und Syrien, erklärt viel, aber nicht Alles. Inzwischen ist die innige Verbindung des Handels mit dem Kaba in der früheren Zeit etwas sehr Bekanntes; diese Verbindung ist noch gegenwärtig in Osmänien so

bergeheucht, daß die Galier, bei ihren Wallfahrten von den Gerichten in das Land hinein, sich nie auf dem Weg machen, ohne Pölen, Straßen, Expedienten und andere Reißertrien, die weiter vielen Raum einschmecken, noch in's Gewicht fallen, mit sich zu führen, um sie auf der Rückreise gegen Gelofand, Beschud und ähnliche Sachen zu vertauschen: ein Handel, der um so beträchtlicher ist, je größer die Anzahl der Galier zu seyn pflegt. So wie nun der Tempel von Jerusalem, seinem Wesen nach, nichts Anderes war, als das Depot der National-Schätze, so war auch die Kaaba in Mekka schmerzlich etwas Heiliges, als eine Art von Pirie, wo jeder sein Handelsbedürfnis in Kauf und Verkauf befriedigte. Der Aberglaube gab den gemeinschaftlichen Marktpunkt; der Eigennutz wußte sich denselben einträglich zu machen: denn das ist das Eigenthümliche des Menschens, daß er Verstellungen, welche sich mit Büßlichkeiten nicht im Verbindung bringen lassen, leicht und gern aufzucht. Ein schwarzer Stein, der ehemals ein Edelstein gewesen seyn sollte, war der Hauptgegenstand der Verehrung in Mekka; und da die semitischen Völker ohne alle Ausnahme heilige Steine verehrten, so konnte jetzt leicht mit dem Ursprung der Araber im Zusammenhang stehen. Doch bei einem so geistlichen Volke, wie die Araber waren, würde es ein Fehler gegen alle gute Politik gewesen seyn, wenn Die, welche sich zu Bewahrern der Volkseinheit aufgeworfen hatten, mit Strenge auf eine ausschließende Verehrung des schwarzen Steines dringen wollten: ihnen blieb nichts Anderes übrig, als Duldung, da sich in ihrer Lage nichts erzwingen ließ; und

so geschah es, daß jeder Araber, welchem Stamme er auch angehören mochte, den Gegenstand seiner besondern Verehrung in der Kaaba wiederfand, sey es in der Gestalt eines bloßen Steines, oder eines Thiers, oder einer Untroge, oder eines Menschen. Auf diese Weise war die Kaaba der Mittelpunkt aller arabischen Nationalität; und man begreift ohne Mühe, wie, bei dem Mangel aller Staatsgesetzgebung, dieser Mittelpunkt durch einen unter dem Schutze eines freien Cultus stehenden Handel gegeben seyn mußte. Was arabische Schriftsteller berichtet ausgesagt haben, mag auch deshalb höchst unvollständig seyn, weil sie nur für ihre Handelsleute schreiben. Selbst die Aufgabe über die Kaaba konnte für den Stamm, der im Besitze derselben war, mit keinen bedeutenden Vorzugsrechten verbunden seyn, weil alles von der Duldung ausging. Es mag also wahr seyn, daß der Koritschite Kosa die Aufsicht über die Kaaba von Abu Sabschan vom Stamme Chozaa um eine Flasche Wein erhandelt habe; der größte Vortheil, welchen die Einwohner Mekka's von der Kaaba zogen, bestand in den Einkünften, welche die große Messe genährte.

Welchen Antheil Juden und Christen vor Muhammed an den National-Versammlungen in Mekka nahmen, läßt sich nicht bestimmen. Waren sie davon ausgeschlossen (was sich kaum denken läßt), so hatten sie wenigstens mittelbaren Antheil an der Messe, weil die, für nicht verhindert werden konnte. Ueber das Verhältniß dieser Secten zu den ursprünglichen Arabern läßt sich wenig sagen; nur das Eingeständniß aus ara-

bischen Schriftstellern hervor, daß es in Arabien ständige Judenstaaten gab, welche nicht ohne großen Einfluß auf das Wohl und Wehe der Araber seyn konnten, weil Muhamed, unmittelbar nach seiner Auserkennung als Prophet, ihre Zerstörung beschloß. Die Juden, wenn sie nicht schon früher Factoren in Arabien hatten, wanderten in das Land vorzüglich in jenen Epochen ein, wo die Imperatoren Titus und Hadrian in Palästina hausten. Die Christen scheint Arabien nicht eher bevölkert worden zu seyn, als bei durch die Vertilgung der Staats-Religion ein Bedürfniß empfunden wurde, dem Despotenreiche sich nur durch die Flucht entziehen konnten. Marcioniten und Manichäer breiteten ihre träumerischen Meinungen in Arabien aus; doch scheinen christliche Kirchen nicht sowohl in Yemen, als in den beiden arabischen Staaten Hira und Gossan gebühret zu haben, von welchen jener unter dem Schutze des persischen Reiches, dieser unter dem Schutze des byzantinischen stand. Der Einfluß, welchen der Umgang mit so vielen anderen Völkern auf die religiösen Vorstellungen der Araber hatte, mußte sich um so wirksamer bemessen, je seiler jeder Einzelne war; er würde noch größer gemessen seyn, wenn die heiligen Schriften der Juden und Christen von einem Volke hätten gelesen werden können, welchem die Schreibkunst fremd war. Propheten, unter der Benennung von Chabab, spielten unter den Arabern ihre Rolle, wie in Judda; sie bildeten sogar eine besondere Innung. Wie alle rohe Völker suchten die Araber die Zukunft zu erforschen; und dies läßt uns glauben, daß es ihnen nicht an Orakeln fehlte. Einzelne

Stämme verübten die Göttheit durch Menschenopfer, und schon lange vor Muhamed war Kreuzigung ein Haupttheil der gottedienstlichen Ebräuche. Es gab Bestimmungen über Verwandtschaftsgrade und über den Genuß von Speisen; die Beschnitzung war eingeführt, und das Schwern war dem Araber eben so widrig, wie dem Juden; die Gewohnheit, Kameele an dem Grabe der Verstorbenen zu tödten, deutete auf den Glauben an ein Daseyn nach dem Tode. Wer Mekka besuchte, war bestimmten Riten unterworfen. In ehrerbietiger Entfernung legte man seine Kleider ab; eilendes Schrittes umkreiste man sieben Mal die Kaaba, den schwarzen Stein küßend; sieben Mal besuchte man die angrenzenden Berge; sieben Mal warf man Steine in das Thal Mina; und vollbracht wurde die Wallfahrt durch ein Opfer von Kameelen und Schafen, deren Haare und Hauer in geweihten Boden verstreut wurden. So lehrte harte die Erfahrung, den Jobstaus des Mondes in acht und zwanze Theile zu sondern, und eine nachtheilige Dankbarkeit bewog den Araber, die Besizner zu segnen, welche die durstende Wüste, seinem Glauben nach, mit heilbringendem Regen erquickten. So durchkreuzten sich also Christenthum und Judenthum und Ebräer und Araber und mehrere Arten des Heidenthums in den Köpfen der Araber; und die politische Freiheit des Volkes vermengte jeden einzelnen Aberglauben, indem sie ihn, mo nicht auszudeuten, doch wenigstens zu vertheiligen lehrte.

So viel über den gesellschaftlichen Zustand der Araber des Muhamed.

o) Wenn man seine Rücksicht nimmt auf die Schicksale, welche Arabien von dem Jahre 322 an, wo es von den Abgissaren zuerst erobert wurde, bis zu dem Zeitpunkte hatte, wo Heraclius den König von Persien zwang, die unter Chosroes Aufschwung zu Stande gebrachte Eroberung der arabischen Halbinsel aufzugeben: so wird man die große Unbedeutung, welche von Mahomed ausging, nie begreifen lernen. Die Völker verhält es sich in den meisten Fällen, wie mit Völkern. So wie diese, um feindselig zu werden, einer Beirathung bedürfen, eben so bedarf es für jene einer starken Anregung, wenn sie ihren politischen Zustand verändern sollen. Vertrauen auf die vortheilhafte Lage ihres Landes, noch mehr vertrauend auf die Wehrkraft, welche in dem nomadischen Theile des Volkes lag, hatten die Araber sich lange dem Wahne hingelassen, als ob sie unangreifbar wären. In diesem Wahne erst durch die Erscheinung der Abgissaren und, vom Jahre 570 an, durch die der Perser gestört — wie hätten sie nicht zu einem lebhaften Unwillen und zu einer heftigen Erbitterung hingewiesen werden sollen! Es ist zu glauben, daß der nomadische Theil der Nation von diesen Invasionen sehr wenig litt, außer in so fern auch er an der Theilnahme verhindert wurde, die er, im ungeführten Laufe der Dinge, an den Kriegen gehabt hatte. Desto mehr aber mußte der sesshafte Theil des Volkes leiden, der in offenen Städten — denn andere gab es in Arabien schwerlich — seinem Betriebe ungestört nachzugehen gewohnt war. Die Schätze der Araber, von welchen in römischen Schriftstellern so häufig

die Rede ist, waren schwerlich noch anderswo, als in der Ausbildung der Erhebungslüchtigen vorhanden; es findet sich kein Gold auf der arabischen Halbinsel, und es ist sogar höchst ungemess, ob die gesellschaftliche Arbeit sich vor dem sechsten Jahrhundert bei den Vornehmern derselben so getheilt hatte, daß sie zur Ausgleichung der Münze bedurften: ihr Handel war Lauchhandel, der zwar nicht das Gold (in welcher Gestalt sich dieses auch zeigen möge), wohl aber die Münze überflüssig macht. Um so härter nun mußte der Druß seyn, welchen die Abgipfelter und nach ihnen die Perser in Arabien ausübten; und wer jemals erfahren hat, welche Gefühle der Verlust der politischen Freiheit in einem Volke erregt, das auf den Besitz dieser Freiheit stolz gewesen ist, der begreift, bis zu welchem Grade der Erbitterung der ähnenen zur Rache gereizte Araber gegen seine Feinde aufgeregt werden mußte.

Wie viele Entwürfe zur Abschüttelung eines verhassten Joches mühen in dieser Periode gemacht worden seyn! Doch alle waren vergeblich, weil es an einem durchgreifenden Mittel, eine National-Union hervorzuheben, fehlte, bis es endlich dem Propheten Mahomed gelang, dieselbe zu bewirken. Also nicht den theologisirenden Schwärmer, der Glaubens-Artikel so oder so bestimmen will, sollte man in diesem Sinne sehen, sondern vielmehr den patriottischen Araber, der sein Vaterland vor neuen Javassonen sichern und es wegen der erlittenen Schäden will. Hätte es irgend ein wirksameres Mittel gegeben, als theologisirende Schwärmerei, so würde Mahomed seine Zussicht zu demselben genommen

haben; in einem Propheten Gesandten machte er sich nur, weil dies die einzige Bedingung war, unter welcher er sich zum Oberhaupt der Araber aufstellen konnte. Ihn eines Verräthers zu nennen, heißt sich gegen das Wesen der arabischen Welt verhalten; ihn, wie Ibristen es gethan haben, von Seiten seiner Vernunft rühmend, heißt gar nicht wissen, was es mit dem Begriffe der Einheit auf sich hat, und wie leicht, von sprachlichen Schwadde entführt, die beste Grundlage aller politischen Freiheit ist.

Muhammed wurde den 21 April 571 geboren, also in einer Zeit, wo Keschidwan in dem Besitze Arabiens war. Alles, was wir sonst von dem Lebensumstände dieses außerordentlichen Mannes wissen, läuft auf Folgendes hinaus: daß er zu dem Geschlechte Haschem gehörte, welches einen Theil des Stammes Koreisch ausmachte; daß er seinen Vater Abdallah von seiner Geburt, seine Mutter Aminah in seinem sechsten, und seinen Großvater Ketschab in seinem achten Jahre verlor; daß er in dem Hause seines Oheims Abu Talib, des geistlichen und weltlichen Häupters von Mekka, aufwuchs, ohne daß für seine Bildung etwas mehr gethan wurde, als unter den Koranschreibern hergebracht war; daß er, als der schönste Knabe in dem Hause seines Oheims, dazu ausersehen ward, den schwarzen Stein auf's Neue an seine Stelle zu legen, als eine nothwendig gewordene Ausbesserung der Kaaba vollendet war; daß er in einem Alter von dreizehn Jahren in Gesellschaft seines Oheims eine Reise nach Syrien machte, um den Markt von Damascus zu besuchen; daß er

hierauf in die Dienste einer Kaufmannsfamilie Namens Radischa trat, deren Geschäfte er besorgte, und deren Hand er sich, in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren, erwarb; daß er, als Mann, eben so ausgezeichnet war durch seine Gestalt, wie durch seine geistlichen Eigenschaften, vorzüglich durch seine Beredsamkeit; daß er sich mehrere Jahre hindurch, während des Monats Ramadan, in die Höhle Gora bei Mekka begab, um seinen Betrachtungen nachzugehen, oder auf sich aufmerksam zu machen; daß er, acht und dreißig Jahre alt, die Kaufbahn eines Kaufmanns aufgab, um die eines Propheten zu betreten; daß er alle Schwierigkeiten überwand, die sich ihm auf der letzten darstellten, bis er allgemein für Denjenigen anerkannt wurde, der er seyn wollte.

Hiernach muß man annehmen, daß Muhammed in eben dem Alter, wo sich der Enthusiast aus bei dem Menschen zu verlieren pflegt, ein Enthusiast geworden sey. Ein Mekkascher Kaufmann also, der zu dem regierenden Geschlechte gehört und in einem republikanisch verwalteten Staate gewiß nicht ohne Einfluß ist, soll sich vielfeitigen Betrachtungen über Heiden, Juden, und Christenthum hingeben, um auf einem so mühseligen Wege zu der leichtem, in Arabien längst entdeckten Entdeckung zu gelangen, daß es nur Einen Gott giebt! Und eben dieser Kaufmann soll von dieser Entdeckung so eingenommen seyn, daß er keinen andern Beruf fühlt, als sie Anderen, vorzüglich aber seinen Stammesgenossen, aufzubringen, denn sie gar nicht neu ist, die aber aus guten Gründen damit zurückhalten, weil sie sich von

der Hadubtsfamilie nichts weiter versprechen können als — einen verödeten Markt in Mekka! Welche Voraussetzungen! Warum nicht lieber annehmen, daß dem Mohamed dasselbe begreift sey, was sich frühem so oft wiederholt hat? Wie jeder Mensch ohne Ausnahme sich durch die Geschichte seines Lebens bildet, so bilden sich großartige Menschen immer nur durch die Weltgeschichte; und zu den letztern gehörte gewiß Mohamed, der, wenn er auch (was nicht unwahrscheinlich ist) niemals lesen und schreiben gelernt hatte, deshalb nicht weniger über seine Landsleute, und selbst über seine Stammgenossen, erhaben war.

Was am meisten auffallen sollte, was aber, wie es scheint, nie aufgefallen ist, dürfte nichts anderes seyn, als daß er den Satz: „es gibt nur Einen Gott“ mit einem zweiten Satz verband, durch den er sich zum Gesandten dieses Einen Gottes machte. Jenen hat man eine ewige Wahrheit, diesen eine Füge genannt. Gleichwohl gehören beide Sätze auf das Innigste zusammen; denn für das, was Mohamed vorbrachte, konnte die Lehre von einem einzigen Gott nur dadurch Wurzeln erhalten, daß man zugleich die zweite, von seiner göttlichen Sendung, als wahr annahm. Nur dann, wenn man in ihm den Gesandten des Einen Gottes verehrte, erhielt er die Berechtigung, als Gesandter für ganz Arabien aufzutreten: das Einzige, worauf es ihm ankam. Die übrigen Koreischiten konnten darüber ungewiß seyn, ob die Beistimmung ihrer Glaubens vortheilhaft für Arabien seyn würde; und ihr ganzes Betragen beweiset, daß sie es wirklich

waren. Mahomed hingegen war es nicht, und konnte es nicht seyn, weil ihm die politische Freiheit theurer war, als die heiligen Vortheile, die er als Kaufmann zog, und weil er seinen Zweck nicht erreichen konnte, ohne sich für alles, was er als Kaufmann verlieren hatte, entschädigt zu sehen. Die Weltbegebenheiten sind übrigens niemals so vereinigt, wie sie in den Büchern der Geschichte erscheinen. Wir wollen es dahin gestellt seyn lassen, ob Arabien um die Zeit, wo Mahomed als Prophet auftrat, von den Persern schon erdumt war, oder nicht; genug, daß die neue Lehre zu derselben Zeit verbreitet wurde, wo Heraclius in Constantinopel Anstalten zu einer Landung an den Grenzen von Syrien und Cilicien machte, wenn gleich die selben erst nach zwölf leidenvollen Jahren zur Ausföhrung gebracht werden konnten. Die Araber waren während dieser Periode aus Nothwendigkeit Freunde der Ost Römer und ihres Kaisers, und es läßt sich nicht daran denken, daß Heraclius eine Umwälzung unterstüge, die ihm vortheilhaft zu werden versprach. Die Geschichtschreiber dieser Zeit taugten zu nichts weniger, als den Zusammenhang zu fassen, der in den Begebenheiten war; und wenn die späteren Geschichtschreiber Arabiens Das, was in Mekka und dessen Umgebung vorging, immer als eine bloße hässliche Begebenheit dargestellt haben, so muß man sie entschuldigen, theils mit ihrer Beschränktheit, theils mit der Censur, worin sie, der Zeit nach, von der Begebenheit selbst lebten.

Der Kampf zwischen Mahomed und den Römern
schien

schien von Mecca, war also der Kampf zwischen Monarchie und Republik; denn die unheilvolle Einheit läßt sich nur dadurch zu einer wirklichen machen, daß sie sich in der Person eines Monarchen darstellt. Diese nun war Muhammed, als Gesandter des einzigen Gottes, dessen vorgeblicher Wille das Gesetz anordnete; die Ketterschichten aber waren aufgeklart genug, um einzusehen, daß ihre Herrschaft verloren war, wenn Muhammed Anhang gewann. Eben deswegen thaten sie, was in ihren Kräften stand, seinen göttlichen Beruf verdächtig zu machen; nur daß es ihnen nicht damit gelingen wollte, weil Muhammed so klug war, sich nach Medina, dieser alten Nebenbuhlerin von Mecca, zu wenden, welche sich von der Beschätzung des Propheten unstreitig große Handelsvorteile versprach.

Muhammeds Flucht, so wie alle die Erfahren, welche er bis zu seiner Anerkennung in Mecca zu bestehen hatte, sind durch den Glauben an seine Lehre wichtig geworden, wie unwichtig sie auch an sich selbst seyn mögen. Wir übergehen dies Alles hier mit Stillschweigen, und bemerken nur noch, daß, wenn der Krieg zwischen den Syrern und den Persern sich nicht so sehr in die Länge gezogen und zuletzt mit der Erschöpfung beider Völker geadelt hätte, der Islam, als neue Lehre, trotz aller Begeisterung, welche Muhammed durch glänzende Tathen von Paradies und Hölle in denselben brachte, nie einen großen Spielraum gewonnen haben würde.

Das Christenthum hat sich nur sehr allmählig verbreiten können; der Islam hingegen hat in einem Jahre

hundert & reisende Fortschritte gemacht, daß er in dieser Hinsicht mit erwiesenen Wahrheiten auf Einer Linie steht. Erfolg mit Erfolg verglichen, würde der Vorzug auf Seiten des letzteren seyn. Dennoch bleibt dieser ganz untheilhaft dem Christenthum; und in der Geschichte desselben ist es ein nicht unbedeutender Umstand, daß es sich Bahn brach zu einer Zeit, wo die Waffengewalt der Römer die ganze von ihnen eroberte Welt in Ordnung hielt, ohne dieser Gewalt etwas Anderes entgegen zu setzen, als die Lehre.

3.) Der Zweck von Muhameds Lehre war also Herrschaft; nichts weiter. Nicht um die Aufstellung einer Reihe von neuen Wahrheiten war es ihm zu thun, sondern um die Einführung eines neuen politischen Systems, von welchem er sich die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes versprach. Ist man von seiner Lehre nur als von einem Mittel die Rede, so kann man nicht umhin, die Zweckmäßigkeit derselben zu bewundern. Ob die Dreieinigkeitslehre dem arabischen Propheten bekannt war, oder nicht, mag dahingestellt bleiben. Doch selbst, wenn sie ihm bekannt gewesen wäre, hätte er sie seinen Zweck keinen Gebrauch davon machen können, weil sie seinem Prophetennamen geschadet haben würde. Haben doch selbst christliche Priester diese Lehre in ein Mysterium verwandeln müssen, um auf diesem Wege die Herrschaft zu gewinnen, trotz der Lehre, zu gewinnen! Muhamed war strenger Unitarier, weil er dies seyn mußte, wenn er eine feste Grundlage für die Monarchie gewinnen wollte. Sein Glaubens-System mußte im höchsten Grade einfach seyn,

weil seine ganze Wirksamkeit von dieser Einfachheit abhing. Also nur Glaube an einen einzigen Gott und an seinen Propheten Muhammed! Die Sinesische, welche er damit in Verbindung brachte, entsprach der Glaubwürdigkeit auf das Genaueste: Gebet, Almosen, Fasten, und Wallfahrt nach Mekka — in diesen Kreis war die ganze Tugend des gläubigen Muhammedaners gedrängt. Und wer sieht nicht, daß durch dies Alles nichts weiter beymacht wurde, als die vollkommenste Gottergebenheit, d. h. die blindeste Unterwerfung unter den Willen Dessen, der sich für das Werkzeug der Gerechtigkeit ausgab! Muhammed brauchte zwar sorgsame Befehlshaber seiner Befehle; doch auf Erödung der Leidenschaften konnte er es nicht anlegen, ohne seinem Hauptzweck zu schaden. Krieg gegen die Ungläubigen sollte die Bestimmung des Muhammedaners werden; und da diese Bestimmung nicht ohne Begünstigung erfüllt werden konnte, so wurden die glänzenden Versprechungen an diese Erfüllung geknüpft. Muhammeds Paradies ist zuletzt nur ein Beweis von dem armseligen Zustande, worin der Araber lebte: ein Zustand, der es mit sich brachte, daß er Spiele der Einbildungskraft an die Stelle der wirklichen Freuden setzen mußte, die in einem vollkommenen Gesellschaftszustande den Lohn großer Anstrengungen ausmachen. Ohne die Bedürfnislosigkeit und natürliche Mäßigkeit des Arabers würde der Gesetzgeber nichts ausgerichtet haben; und wäre Naub und Plünderung diesem Araber nicht seit uralter Zeit zur Gewohnheit geworden, so hätte auch die höchste Beredsamkeit ihn nicht zur Ergreifung des Kriegeshandwerks vermocht.

Mit Einem Worte: Muhamed kannte das Volk, zu dessen Schutze er sich aufwarf, und wußte es für seine Zwecke zu gewinnen. Der verbotene Genuß bezauberten Getränks konnte dem mit Gerstenbrot, Milch und Schaffstreich zufriedenem Araber keine Entbehrung aufliegen; und hätte Muhamed beherrschen können, daß mit der Verkündigung des Islams die Erhebung einer halben Welt verbunden seyn würde: so wäre er gegen den ursprünglichen Araber unfähig großmüthiger gewesen. Nach andern Verbote, wie die der Widderopfer, der wilden Todesslagen, der Zeichenschriften u. s. w., waren also mancherlei Folgen des neuen Systems, als daß sie hätten unterbleiben können.

Da Muhamed den Moses für einen der achtungswerthesten Propheten gelten ließ, so möchte man sich wundern über die Wuth, womit er die Juden bekämpfte. Man giebt aber diese Verwunderung auf, sobald man erwägt, daß die Juden in Arabien für seinen Hauptzweck das größte Hinderniß waren. Gerade die Volkseinheit, die ihm so sehr am Herzen lag, wurde durch sie am meisten gehindert; und da sie ihn als Propheten niemals anerkennen konnten, so blieb ihm, dessen Macht einzig auf dem Glauben an seine göttliche Sendung beruhte, nichts Anderes übrig, als auf ihre Beseitigung Bedacht zu legen. So lange sein Kampf mit den Koraisiten währte, hatten sie mit dieser gemeinschaftliche Sache gemacht; und als dieser Kampf beigesetzt war, behaupteten sie sich als ein besonderer Staat, der durch eine, sechs Tagemärsche von Medinah gelegene, Festung beschützt war. Dies war nicht zu ertragen. Es muß-

ten also Anstalten zur Verwahrung des Judenthums getroffen werden. Von acht Festen war die Festung (Ephraim) umgeben, und vier derselben wurden für unüberwindlich gehalten. Samud, Moassab, Banch und Schalem waren genommen, als die Hauptfeste noch troger. Zwei Tage hindurch stürmte man; doch weder Abu Dschur noch Omar konnten etwas ausrichten. Am dritten Tage gab der Prophet seinem Liebling Ali die Glaubensfahne, und nachdem dieser den Helden der Juden erschlagen hatte, fiel die Festung, doch nur durch Unterhandlung. Die Juden bekamen Häuser und Gärten; sie mußten aber die Hälfte des Ertrages von beiden abgeben, und sich anheischig machen, abzugeben, sobald es ihnen geheißen würde. Unter solchen Bedingungen in Arabien zu leben, konnte den Juden nicht rüchsendwerth seyn; sie verließen also Arabien, wie wohl erst unter einem der nächsten Nachfolger: Mahomed. In diesem Verfahren Mahomed aber lag nichts, was uns auffallen könnte. Eine theokratische Regierung, wie die seinige war, ist nothwendig unduldsam; und sie ist es jetzt noch eben den Befehl, vermag besser auch die nicht theokratische Regierung nicht zu lassen darf, was die von ihr ausgehende Ehre ist. Die Duldsamkeit, welche man gegenwärtig in mahomedanischen Staaten antrifft, hat nur dadurch entstehen können, daß sich im Kalifat durch den unermesslichen Umfang der Eroberungen das Priesterthum von dem Fürstenthum trennen mußte. Streng genommen, hat diese Trennung mit Mahomed's Tode an, weil, wenn der Prophet und der Regent in Einer und derselben Per-

son vereinigt sind, die Unmöglichkeit der Uebersetzung jener ersten Eigenschaft auf einen Andern eine Schreibung untermiulich macht. Wir werden im nächsten Abschnitt sehen, wie sich hieraus die Schicksale der mohamedanischen Welt entwickeln haben.

Alle Verfassungen, welche jemals zu Stande gebracht sind, können als Versuche betrachtet werden, die man gemacht hat, das natürliche oder göttliche Gesetz auf die Gesellschaft übertragen, daß die Fortdauer derselben gesichert werde. Wie sich hierbei die Unterordnung des menschlichen Gesetzes unter das natürliche oder das göttliche ganz von selbst versteht und immer die zweite Schöpfung ausmacht, braucht nicht gesagt zu werden. In Hinsicht der inneren Güte der Verfassung hängt alles ab: Eimal, von der Anschauung des natürlichen oder göttlichen Gesetzes, und dann, von der Geschicklichkeit, womit man die Unterordnung des menschlichen unter dasselbe zu Stande bringt. Verderben ist alles da, wo beide Arten des Gesetzes so vermengt werden, daß das menschliche Gesetz sich für ein göttliches ausgeben kann. Prophet und Regent, in Einer und derselben Person vereinigt, geben niemals etwas mehr, als die demokratische Monarchie in theokratischer Verfassung; und da die Gesellschaft mit derselben nicht fortbauern kann, so bleibt, um den inneren Krieg zu vermeiden, nichts Andern übrig, als ihn in einen äußern zu verwandeln.

Sagen, daß der Mohamedanismus die Despotie begünstige, heißt eigentlich nichts sagen; denn er ist die Despotie selbst, und kann niemals aufhören, es zu seyn.

Muhammed empfand dies sehr wohl; und weil er in seinem Verhältniß zu den Arabern die Verbindlichkeit über-nehmen hatte, sie unter allen Umständen mit sich fortzureißen, so mußte er den Antrieh zu Eroberungen geben. Die Briefe, welche er an Chosroës Parwiz und an den Kaiser Heraklius schrieb, um sie zur Annahme seiner Lehre zu bewegen, können nur als Herausforderungen betrachtet werden, durch welche er sich den Weg nach Persien und dem oströmischen Reiche bahnen wollte. Er sah, als alle Vorfälle zur Unterwerfung dieser Reiche gemacht waren und seine Heere bereits in das Gebiet der Perser und Syriener zogen, um in Syrien und am Euphrat festen Fuß zu fassen. Der Antrieh, den er gegeben hatte, verlor indess seine Wirksamkeit nicht, und die beispiellosen Fortschritte, welche seine Nachfolger machten, werden ewig zum Beweise dienen, wie viel sich durch eine in das göttliche Gesetz gehüllte demokratische Monarchie ausrichten läßt, so lange sie von der Begeisterung unterstützt ist. Jetzt nach zwölf Jahrhunderten steht Arabien noch eben so da, wie es vor Muhammed war. Dieselben Neigungen und Sitten, sowohl in dem nomadischen als in dem sesshaften Theile seiner Einwohner, nur daß sie anders geartet sind! Mekka ist noch immer der Mittelpunkt des Reiches, und die Kaaba hat keine andere Veränderung erfahren, als die, daß an die Stelle vieler Höhen ein einziger Gott getreten ist, für dessen Werkzeuge Muhammed gilt. Wie Mekka der Mittelpunkt Arabiens ist, so sollte Bagdad der Mittelpunkt der ganzen Muhamedanischen Welt seyn. Daran fehlt indess so viel, daß es sich gar

nicht als solchen empfindet. Es vermag nichts über den irdischen Papstthum; aber es behauptet sich dadurch, daß es auch ihm seinen Einfluß auf sich und seine Eigenschämlichkeit gestattet und seine jähelichen Geschenke stoll empfängt.

D r e i ß e h n t e s K a p i t e l.

Ueber die Eroberungen der Araber, bis zum Untergang des westgothischen Königreiches.

Nach Muhameds Tode mußten sich seine Anhänger in einer großen Verlegenheit befinden. Arabien, in allen seinen Theilen aufgeregt, forcierte die Fortsetzung des von dem Propheten gegründeten Systems; da dieses System aber auf einer vergänglichen Persönlichkeit beruhte, so gab es, genau genommen, nach Muhameds Ausscheiden kein Mittel zur Unterstützung desselben. Muhamed selbst hatte über seine Nachfolge nichts festgesetzt; und man begreift ohne Mühe, weshalb er sich enthalten hatte, eine Thronfolge anzuweisen: denn König war er nur in der Eigenschaft eines Propheten; diese Eigenschaft aber ließ sich nicht auf einen Zweiten übertragen, weil sie auf Talenten beruhte, die nicht vererbt werden konnten. Selbst seine Anhänger fühlten dies so sehr, daß alles, was in den Geschichtsbüchern von den unter ihnen ausgebrochenen Streifungen erzählt wird, nur dann einen Sinn erhält, wenn man ihre Verlegenheit recht deutlich anschaut. Die Kette, welche Hafscha, Muhameds letzte Gemahlin, Abu Bel's

Todten, darin gespielt haben soll, mag auf sich beruhen. Jemand ein Nachweg mußte gefunden werden, wenn Arabien eine Monarchie bleiben sollte; und da Muhameds Persönlichkeit nicht zurückgerufen werden konnte, so blieb unter den einmal vorhandenen Umständen schwerlich etwas Anderes übrig, als eben diese Persönlichkeit in eine Idee aufzulösen, durch welche Muhamed in seinem Verhältnisse zur Gottheit der Beschützer der Araber für ewige Zeiten blieb und sein Nachfolger den Charakter eines bloßen Stellvertreters annahm. So entstand mit der Benennung eines Kalifen der Begriff vom Kalifat, als arabischer Herrschaft. Der menschliche Geist ist in Belegenheiten dieser Art so erfindereich, daß man sich nicht wundern darf über die Wendung, welche die Dinge in Arabien nahmen; sie war sogar nothwendig in einem Lande, wo die kaiserliche Würde nicht auf den Befehl stand, noch auf die Natur der Gesellschaft, gegründet werden konnte. Das Einzige, worüber man sich wundern möchte, ist, daß die Muhamedaner dies zu keiner Zeit erkannt haben, und in so viele Secten zerfallen sind, um sich klar zu machen, in wie fern Muhamed der Prophet des von ihm verkündigten wahren Gottes ist; doch auch hierüber verschwindet jedes Erkennen, sobald man bedacht, daß dem menschlichen Verstande nichts schwerer wird, als zu der Einsicht zu gelangen, daß das göttliche Gesetz nur dadurch ein göttliches ist, daß es sich selbst vollzieht. Als Muhameds Anhänger darüber einverstanden waren, daß der Prophet nur einen Stellvertreter, nicht einen Nachfolger, erhalten könnte, blieb nichts Anderes übrig, als die Feststellung des Ord-

nung, worin die Erbvererbung erfolgen sollte; und wenn sie darin übereinkamen, daß dem Urtroßen unter den Anhängern des Propheten der Vorrang gebühre, so zeigt sich ihre Rücksichtigkeit auch in dieser Anordnung: denn wie bald mußte der Zeitpunkt eintreten, wo es keinen persönlichen Anhänger Muhammeds mehr gab, wo folglich das Kalifat eine neue Grundlage erhalten mußte! Vergeblich schlug Omar die Todesstrafe gegen Jeden vor, der zu einer tumultuarischen Erneuerung des Kalifats Veranlassung geben würde; dies Beweiset nur, daß die getroffene Anordnung auf sehr schwachen Füßen stand. Ali, der früheste, wenn gleich nicht der älteste, Anhänger von Muhammeds Lehre, hatte nicht die Ansprüche auf Nachfolge, die man ihm, als Schwigersohn des Propheten, nach Begriffen geben möchte, welche ihre Entstehung einem von dem arabischen durchaus verschiedenen Gesellschaftszustande verdanken; und wenn selbst Muhammedaner in ihm einen Wärtner sahen, so kann dies nur davon berühren, daß ihnen die Ursachen seiner ersten Zurücksetzung dunkel geblieben sind. Nur die Ehrsucht vor dem Alter konnte nach Muhammeds Tode die Einheit der Araber beschützen, welche unter einem so feurigen Regenten, wie Ali war, jeder Gefahr ausgesetzt blieb.

Die beispiellos schnellen Eroberungen der Araber unter den Nachfolgern Muhammeds haben seit jenseit Jahrhunderten nicht aufgehört, ein Gegenstand des Erstaunens zu seyn. Folgende Bemerkungen werden die Sache begrifflicher machen. 1) Da diese Eroberungen mit allen übrigen Erscheinungen der stillosen Welt we-

nigstens das gemein haben, daß sie aus dem Kampfe der Kraft mit der Gegenkraft hervorgingen: so hätte man zunächst bei dem Verhältniß von beiden stehen bleiben sollen, um die Fortschritte der Araber zu begreifen. Persien sowohl als das byzantinische Reich waren erschöpft durch den langen Kampf, den sie seit Chosroes' Muschirvan's und Justinian's Zeiten bestanden hatten. 2) Doch wie viel hierdurch auch erklärt seyn mag, so darf man nicht vergessen, daß die Wirkungen des Angriffs immer außerordentlich zu seyn pflegen, wenn er unterstützt ist von irgend einer Idee, die sich der Köpfe so bemächtigt hat, daß sie mit dem Leben Eins und dasselbe ist. Für eine solche hatte Muhammed gesetzt durch den Fanatismus, den er den Arabern einzuflößen verstand; und weil Perser und Oströmer in dieser Hinsicht hinter den Arabern zurückstanden, so mußten diese über Jene siegen. 3) Bemerkenswerth ist hierbei, daß die demokratische Monarchie, worin die Araber lebten, als sie das Eroberungsgeschäft begannen, im sechsten Jahrhunderte dieselben Wirkungen hervorbrachte, welche sich seitdem mehr als Ein Mal wiederholt haben. Auf Arabien beschränkt, hätte diese Verfassung nur Unruhen über Unruhen erzeugen können; und je mehr die Organisation, welche sie in sich schloß, nur für ein Heer, nicht für einen Staat paßte: desto schneller mußte man den Gedanken fassen, sie durch Unternehmungen gegen das Ausland zu stützen. 4) Der nackte Araber, durch Beschwerden abgelenkt, und seine körperlichen Bedürfnisse mit Datteln und Quellwasser zu befriedigen gewohnt, mochte immerhin von der Kriegeskunst nichts

versetzen — seine Überlegenheit war deshalb nicht geringer: sie lag in seiner Unermüdlichkeit und in der Festigkeit, womit er ein verlorenes Treffen zum zweiten und dritten Male begann, bis er durch Ermüdung des Gegners den Sieg davon getragen hatte. 5) Es ist zu glauben, daß durch Waffen ersetzt wurde, was der Kriegergeistlichkeit abging; denn es ist wohl nichts weiter als Fabel, was in den Geschichtsbüchern der Araber von der Knechtschaft der Kämpfer, und von der numerischen Schwäche der Heere aufgesetzt wird. Wie gering man auch die Bevölkerung Arabiens im siebenten Jahrhunderte annehmen mag, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie sich mit Auswanderungen von Hunderttausenden vortrug, welche sich gleichzeitig über Persien und das byzantinische Reich ergossen; und da man annehmen kann, daß diese Hunderttausende lauter Freiwillige waren, die durch Theilnahme an dem Krieg ihre Umstände zu verbessern suchten, im schlimmsten Falle aber das Paradies gewannen: so verschwindet alles Mähselhafte aus den schnellen Fortschritten der Araber. 6) Endlich muß man im Anschlag bringen, daß die Gleichstellung der Sieger und Besiegten durch den Islam das Eroberungsgeschäft förderte. Wo der Besiegte in die Gleichheit der Rechte eintrat, ward er selten Verdenken tragen, gemeinschaftliche Sache mit dem Sieger zu machen. Das Heer des Gegners verlor sich also im Vergehen, anstatt sich zu schwächen; und ist der Höhenwunde zugleich der Schildwunde, so kann es wohl nicht fehlen, daß die Fortschritte unaufhaltsam werden. Dem Araber wurde die Bekämpfung der

Ueberrundenen um so leichter, weil sie überall auf verwandte Mundarten stießen.

So viel, um die Heertheile der Araber begreiflicher zu finden.

Den Anfang ihrer Eroberungen machten sie mit den Staaten von Hira und Gassan, diesen allen arabischen Colonien, von welchen die erste unter dem Schutze der Könige von Persien, die zweite unter dem der byzantinischen Kaiser stand. Es scheint nicht, als ob hierbei ein kräftiger Widerstand zu überwinden gewesen sep. Zwar hatten die Könige von Hira das Christenthum angenommen; doch ihre Unterthanen hatten ihre arabische Abkunft nicht vergessen, und die Aehnlichkeit der Sprache, Sitten und Lebensart währte unstreitig stärker, als die Verschiedenheit des Glaubens, die bei den arabischen Christen von Hira ungetrübelt um so unvertilgbarer war, je mehr für sie alles auf Formeln und Ceremonien beruhete. Den Oberbefehl in diesem Kriege führte Khaled, den man das Schwert Gottes nannte. Mit eigener Hand erschlug er den König von Hira; der Sohn desselben wurde als Gefangener nach Mekkah geföhrt. Der Adel bangte sich vor dem Nachfolger des Propheten; das Volk schloß sich versichert, dem Beispiel seiner Anostleure zu folgen. Von Tebr, als Kalyb, empfing, als erste Frucht auswärtiger Eroberungen, einen jüdischen Tribut von 70,000 Goldstücken. Auf diese Weise war der Weg nach Persien gebahnt, dessen Eroberung bloß deshalb nicht auf der Stelle erfolgte, weil man gleichzeitig nach Spanien vorgedrungen war.

An der Spitze des letzteren Heeres stand Abu Obaidah. Das Einbringen in das Reich der Sassaniden war nicht mit Schwierigkeiten verbunden; doch erlähmten die Fortschritte der Araber bei der Eroberung von Hefra, dem reichlichsten Handelsort in der syrischen Wüste, der sich seit dem Verfall und Untergange von Palmyra vorzüglich gehoben hatte. Die Schuld des Erlähmens mochte an der Schwäche des Heeres liegen; da sie aber den milden Gesinnungen Abu Obaidah's zugeschrieben wurde, so versuchte Abu Beer den wilden Rakeb von den Urdünen Persiens nach der syrischen Wüste, und der Erfolg blieb keinesweges preischaft. Nach schwachem Widerstande schlossen die Einwohner von Hefra mit den Arabern eine Uebereinkunft, welche ihnen keine andere Verbindlichkeit auflegte, als eine Kopfsteuer zu entrichten, was sie um so lieber thaten, weil sie dabei nur gewinnen konnten. Sie waren Christen, wie die Einwohner von Hira; aber, als solche, waren sie ohne Vaterlandsliebe und Ehre, weil der Dethronismus weder die eine noch die andere gestattete. Der Oberbefehlshaber von Hefra (welches auch immer seine Beweggründe seyn mochten) forderte selbst zu einer frühzeitigen Ergebung auf; und als diese wirklich erfolgt war, glog er, mit einer förmlichen Verklugnung des Christengetir, zu dem Islam über. Sein Name war Nemana.

Hefra's Eroberung bahnte den Weg nach Damaskus, dieser wichtigen Handelsstadt, welche zugleich der Wohnsitz bedeutender Fabriken war. Heraklius, eadlich aufmerksam gemacht auf die seinen Reiche bevorstehen-

den Befehlen, hatte sich, um die Dinge aus der Nähe zu beobachten, von Conflantinopol nach dem Cayrat begeben; doch hielt er es noch immer nicht für dringend nothwendig, an die Spitze des Heeres zu treten. Während also die Araber Damascus belagerten, sendete er einen von seinen Generalen, der in den Geschichtsbüchern der Seldschuken Berdan genannt wird, mit dem Auftrage ab, die Hauptstadt Syriens zu verlassen. Kaum aber waren die arabischen Anführer hiervon unterrichtet, als sie dem griechischen Heere, welches größten Theils aus Syriern bestand, entgegen zogen. An Zahl waren die Seldschuken, an Muth und Tapferkeit die Araber überlegen. Die Schlacht bei Hignadin dauerte mehrere Stunden. Kaleb, welcher von Seiten der Araber befehligte, lobte die Tapferkeit der Seldschuken in Janmy, bis der Schwandgeist und Köcher der Syrier gleich sehr erschöpft waren. Der Anfall, den er jetzt machen ließ, war entscheidend; und wie er den Seldschuken vorhergesagt hatte, daß man ganz Syrien an Einem Tage erobern könne, so geschah dies wirklich. Kaum hatten sich die geschlagenen Syrier nach Antiochien oder Cäsarea oder Damascus auf die Flucht begeben, als die Araber nach Damascus zurückkehrten, um die Eroberung dieser wichtigen Stadt zu vollenden. Sie widerstand in Allem sechs Tage. Durch Ueberdruß vermuthet eines Verrathes, durch Kaleb mit Sturm erobert, stand sie im Begriff zerstört zu werden, als es dem menschlichen Heldthum gelang, die von ihm zugesandten Bedingungen durch Berufung auf den Kalifen geltend zu machen. Diese Bedingungen waren ungeförter Abzug

für Die, welche auswandern wollten; ruhiger Besitz der Ländereien und Häuser für die Zurückbleibenden, nur daß sie Unterthanen des Kaliphen seyen; Gebrauch und Besitz von jedem Kirchthum. Abu Hafs war vor der Eroberung von Damaskus gestorben; doch sein Nachfolger Omar bekräftigte diese Bedingungen, und Damaskus hat bis auf den heutigen Tag zwanzigtausend christliche Einwohner.

Nach Damaskus kam die Kette der Eroberung an Emesa oder Hama, und Hieropolis oder Baalbel. Heraclius hatte inzwischen ein neues Heer von achtzigtausend Mann auf die Beine gebracht, dessen Haupttheiligkeit sechzig tausend christliche Araber vom Stamme Gassan waren; denn am Hofe von Constantinopel hatte man den Grundsatz angenommen: daß, um den Diamant zu schneiden, ein zweiter Diamant nöthig sey. Die Nichtigkeit dieses Grundsatzes zugegeben, hatte man es darin versehen, daß man einen unedlern Diamant für einen edlern genommen hatte. Als es bei dem Hieremias (dessen Name in Vermuth ausgesetzt ist) zur Schlacht kam, blieb die Ueberlegenheit der nicht christlichen Araber nicht lange zweifelhaft; und da Heraclius den Befehl gegeben hatte, alles auf's Spiel zu setzen, so war die Eroberung von ganz Syrien die Folge der vollkommenen Niederlage, welche die Griechen litten.

Palladius konnte von jetzt an nicht verschont bleiben. Drei Jahre hindurch vertheidigte sich Jerusalem; und als es nicht länger widerstehen konnte, gestattete Orbißak die Forderungen der Einwohner, daß der Kaliph selbst gehen würde, die Schlüssel der Stadt in Em-

Empfang zu nehmen und die Capitulation vorzuschreiben. Wirklich verließ Omar zu diesem Entschluß Wella; und wie wenig die bisherigen Eroberungen den Sinn der Araber verändert hatten, zeigte sich vorzüglich in der Art und Weise, wie der Fürst der Gläubigen (Emir el Mumenim) — denn diesen Titel hatten die Araber dem Kalphen gegeben — seine Reise nach Jerusalem machte. Er führte die Datteln und das Wasser, die er zu seiner Nahrung brauchte, auf seinem Kamel mit sich, es mit seinen Gefährten aus Einer Schüssel, und schüttete in eigener Person die Widerspännigen im Glauben. Die Bedingungen, welche er nach seiner Ankunft bewilligte, wurden gehalten; und wie sehr der Patriarch Sophronius auch den Gedank der Vertreibung verabshenken mochte, der durch die Araber über die heilige Stadt gebracht war: so war diese deshalb nicht minder zu einem Bestandtheil des Kaliphats geworden.

Nachdem auch Antiochien gefallen war, brangen die Scharen der Eroberer nordwärts nach Cilicien bis an die Küste des schwarzen Meeres, und bis in die Nähe von Constantinopel, täglich bis Trebis und Mistis, westlich über den Bosporus bis an die Küste des macedonischen Meeres. Von hier aus landeten sie auf Cypern, Rhodus und den Epheben; und nachdem sie den Griechen diese Inseln entrissen hatten, wurden sie eine furchtbare Seemacht, welche von der Eroberung Constantinopels nur durch die Noth des griechischen Heers abgehalten werden konnte.

Befürchtete Veränderungen, welche in Constantinopel vorgehen, erleichterten diese Fortschritte.

Heraclius gab nach den Niederlagen, welche seine Heere bei Siquadin und Vermul gelitten hatten, die Hoffnung auf, daß er Spanien retten werde; nicht mit Unrecht, weil die Araber von dem Augenblick an unüberwindlich geworden waren, wo die allgemeine Meinung sie dazu machte. Er verließ Spanien, sobald die Feinde des Christenthums in den Besitz von Antiochien gekommen waren, und gab seine Unterthanen jedem Schicksal Preis, das sie treffen konnte. Auch sein ältester Sohn, Constantin, der mit vierzig tausend Mann bei Edessa stand, ergriff die Flucht, weil er sich einem Angriff nicht gewachsen glaubte, der von allen Seiten auf ihn gemacht werden konnte. Wie Mühe erlitt er der Verfolgung Kaleds; und als er kaum in Constaninopel eingeklungt war, entwickelte sich sein Schicksal auf eine noch gefährlichere Weise, als er geglaubt haben mochte.

Heraclius hatte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Eudocia, gegen alle Vorstellungen der Geistlichkeit, mit seiner Nichte Martina verheirathet. Die Frucht dieser Ehe war ein Prinz mit Namen Heraclionas, der mißgestaltet das Licht der Welt erblickte und dessen sinnliche Eigenschaften in der Folge seiner körperlichen Mängel sich ausgesprochen. Mit allen seinen Gebrechen aber war Heraclionas seiner Mutter theuer; vielleicht nur, weil sie durch ihn zu regieren hoffte, vielleicht auch, weil sie den Haß einer Eifersüchtiger in sich trug. Da Constantin nicht aufgeschlossen werden konnte, so kam sie leicht auf den Gedanken, ihren Gemahl zu einer Theilung des Reichs zwischen seinen Söhnen zu bewegen; und Hera-

hine ließ sich das um so lieber gefallen, weil sein ältester Sohn einer schwachen Gesundheit genoss. Zwei Jahre nach der pompastischen Feier dieser Anordnung starb Gratianus, und seinem letzten Willen zufolge sollten seine beiden Söhne gleiche Theile des östlichen Reiches sein und seine Witwe als Mutter und Schutzherrin ehren.

Auf dieses Testament wollte Martina den Thron bestreiten; doch die allgemeine Meinung verbotte sie von demselben. Constantius III. Regierung dauerte indess nur hundert und eins Tage; er starb im dreißigsten Jahre seines Alters, und, wiewohl er immer fränkisch gewesen war, so herrschte doch die Meinung vor, daß Hülfe, von seiner Stiefmutter empfangen, die Ursache seines allzu frühen Todes gewesen sey. Jetzt, auf dem Gipfel ihrer Wuth, trat Martina aus ihrer Einsamkeit hervor, um die Regierung im Namen des übrig gebliebenen Imperators zu führen. Doch der Abscheu, welchen die Geistlichkeit gegen sie eingeflößt hatte, dauerte fort; und wie hätte sich derselbe besser ausdrücken können, als durch die Liebe für die Nachkommen Constantin's, von Jünglingen, für welche eigene Unschuld und das Verdienst ihres Vaters sprach. Dem Streben der öffentlichen Meinung zu weichen, wies Gratianus nach, wiewohl erst fünfzehn Jahr alt, sich zum Vertheidiger seiner Rassen auf, deren Ehre er bei dem Folly des wahren Streuges zu vertheidigen schwebt. Vergeblich; denn auf seinem Sterbebette hatte Constantin einen seiner Vertrauten, Namens Valentin, ersucht, die Truppen und Provinzen des Ostens zur Vertheidigung seiner häßlichen Kinder zu

benachtheiligt, und Valerius' Verehrbarkeit und Freigebigkeit war so erfolgreich gewesen, daß er, von seinem Tugte bei Chalcidon aus, die Befreiung der Wälder Constantius und die Einsetzung des rechtmäßigen Lebens fordern konnte. Bald machte der Kaiser von Constantinopel gemeinschaftliche Sache mit dem Kaiser, und indem die St. Cyprianische von den Verwünschungen und Tölpeln der wüthenden Menge wiederhallte, sah Gallien sich genöthigt, mit dem Kaiser die Tugte zu bekräftigen. Der Name des Jünglings war Constant. Ihn allein begrüßte man als den Imperator der Welt, und eine goldene Krone, von dem Grabe des Gallienus genommen, wurde von den Händen des Patriarchen auf sein Haupt gesetzt. Da es hierbei nicht blieben konnte, so trat der Senat in's Mittel, um über Martina und ihren Sohn förmlich zu richten. Jene mochte sehr unschuldig sein, da ihr ganzes Verbrechen darin bestand, ihrem Ehemann geheiratet zu haben; doch da ein solches Verhältniß in diesen Zeiten durch Blutschande bezeichnet wurde, so endigte der Proceß damit, daß der Mutter die Zunge, dem Sohn die Nase abgeschnitten wurde. So verhöhnt wurden Beide in's Elend gestürzt, und der junge Constant hatte von diesem Augenblick an seinen Spielraum als Erbe seines Vaters.

Er bestieg den Thron als Constant der Dritte (im Sept. 641). Beschränkt von der Macht des Volkes und des Senats, ohne innere Hülfe, wie ohne äußere Stütze, vergeblich aber von dem Schwerte geschützt, daß man ihm seinen jüngeren Bruder Theodosius als

Reichthümern aufzuziehen konnte, setzte er den Entschluß, den heranwachsenden Jüngling zum Eintritt in den geistlichen Stand zu nöthigen, weil er dadurch unfähig wurde, den Purpur anzunehmen. Die Ceremonie, wodurch Theodosius dem Jüngling anvertraute, fand in der St. Sophienkirche Statt; doch indem sie nicht dem Beifall des Patriarchen und der übrigen Priesterchaft hatte (welche darin sogar eine Herabsetzung ihres Standes sahen), wurde auch die monarchische Eifersucht des Imperators dadurch nicht befriedigt, und der in einen Diakonen verwandelte Sohn Constantins des Dritten mußte das Verbrechen seiner königlichen Geburt mit dem Tode büßen. Diese neue Verkürzung des Priesterthums erregte einen so starken Groll gegen den jungen Imperator, daß er, um sein Leben zu retten, Constantinopel verlassen mußte. Er begab sich zuerst nach Syrien, wo er den nächsten Winter zubrachte, und ging dann über Laodice nach Rom, wo er mehrere Jahre lebte. Da an eine Rückkehr nach Constantinopel bei der widerwärtigen Stimmung der Priesterchaft nicht zu denken war, so ließ er sich in Syrakus nieder; und indem er hier, von keinem Bewissen geleiht, im Kaufe häuslicher Geräthe sich selbst zu beschäftigen suchte, fand er seinen Tod in einem warmen Bade von der Hand eines Sklaven, der ihn erst auf den Kopf schlug und dann im Wasser erstickte.

Die Truppen in Syrien besetzten einen Jüngling niedrigen Standes, dessen einzige Auszeichnung eine bewundernswürdige Schönheit war, mit dem Purpur. Davorstehen war die in Constantinopel zurückgebliebenen

Nachkommenschaft des erschlagenen Imperators herangewachsen, und Constantin der Dritte, den man auch den Fünftigen nennt, hatte, auf die erste Nachricht von dem Tode seines Vaters, den Thron bestiegen. Es wurde ihm nicht schwer, Sicilien wieder zu erobern. Nach seiner Zurückkunft vertheidigte er die Monarchie gegen religiöse Schwärmer, welche, in Kraft der Dreieinigkeitslehre, auf die Mitregierung seiner Brüder Heraclius und Liberius drangen, dadurch, daß er mehrere von ihnen harrichten ließ; und als dieselbe Forderung in einer andern Gestalt wiederholt wurde, rettete er die Einheit so, daß er eben diese Brüder in Gegenwart seiner katholischen Bischöfe, die zu Constantinopel sich zu der sechsten allgemeinen Synode versammelt hatten, ihrer Titel und ihrer Krone berauben ließ. Von seinen eignen drei Söhnen wählte er zwei dem Alter, und nur der Älteste erhielt den Titel eines Augustus. Solcher Mangel bedurfte es in diesen Zeiten, das Recht der Erstgeburt zu sichern.

Ist es ein Wunder, wenn bei diesem Thronwechsel, bei dieser Minderkeit der Regierung, bei dieser Auflösung des ganzen oströmischen Reichs, die Araber mit jedem Jahre größere Fortschritte machten?

Nicht besser standen die Sachen in Persien. Nach dem Frieden, welchen Schirapch, der Nachfolger des Chosroes Parviz, mit Heraclius abgeschlossen hatte, folgte in diesem großen Reiche eine Thronveränderung der andern. Schirapch, der im sechsten Monate seiner Regierung starb, hatte zu seinem Sohne Artasir einen unermesslichen Nachfolger; doch da Schirijad, der den

Oberbefehl über das Heer hatte, ihm seine Anerkennung verweigerte, so niederknietern sich mehrere Auftritte. Schach erwiderte Mithras, und wurde darauf von einem Anderen ermordet. Zehn Jahre hindurch hatte Persien nicht weniger als acht Könige, deren Geschichte so verdundelt ist, daß man kaum ihrer Namen kennt. In dieser bedenklichen Lage des Reiches erschienen die Araber an den westlichen Grenzen desselben; und die Noth zwang die Perser, ihrer inneren Zwietracht eine Brücke zu setzen. Dies geschah dadurch, daß man die Königin Argonia absetzte, und einen Enkel des Theodoros, Namens Isdagerd, auf den Thron erhob. Doch Isdagerd, welcher erst das saufte Jahr geübtgelegt hatte, war allzu jung und allzu unerfahren, als daß er die bedrohende Gefahr abzuwenden vermocht hätte. Er übergab den Commando-Stab in die Hände Kusand, und dreißigtausend Mann, die Ueberbleibsel früherer Kriege, wurden, um die Eindringlinge abzuhalten, auf hunderttausend Mann vermehrt. Die Araber, dreißigtausend Mann stark, hatten ihre Zelte in der Ebene von Edeffa aufgeschlagen. Hier erfolgte die Schlacht, die sich, nach langer Dauer und hartem Verlaufe auf beiden Seiten, durch Kusand's Tod entschied, welchen ein tapferer Araber im Lager überraschte und niederhieb. Die königliche Fahne — die mit Edelsteinen reich besetzte Schärpe eines Grobschmieds, der in früheren Zeiten Persien besetzt hatte — wurde genommen, und die mächtige Provinz Irak oder Assyrien unterwarf sich auf der Stelle dem Kaliphen, der, um seine Macht zu gründen, sogleich Bassora anlegen ließ: einen Ort, der, nach und nach

zu einem bedeutenden Handelsplatze erhoben und noch jetzt, vermöge seiner Lage an dem Zusammenfluß des Euphrat und Tigris die Schifffahrt und den Handel der Perser beherrscht.

Nach der Schlacht bei Cadescha (J. 636) hätte in einem von Flüssen und Kanälen durchschnittenen Lande kräftiger Widerstand geleistet werden können. Doch die Perser unterlagen der Ueberzeugung, daß der letzte Tag ihrer Religion und ihres Reiches gekommen sey. Die fliehenden Soldaten wurden aus Freigebit verlassen, und der König sah sich zu einer Flucht nach Helwan, am Fuß der arabischen Hügel, genöthigt. Des Nachtrags nach der Schlacht ging Said, Omar's General, über den Tigris, ohne auf irgend einen Widerstand zu stoßen, und Medain, oder Ktesiphon, wurde mit Feuer genommen. Groß über alle Erwartung war die Beute, welche die Araber in dieser von den Römern nie eroberten Hauptstadt fanden; denn hier war der weiße Palast des Königs Chosroes, welcher alle Herrlichkeiten des Orients enthielt. Wie stark die Zerstörungen waren, welche die Araber in Medain anrichteten, läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht bestimmen; gewiß aber ist, daß ihnen der Aufbruch in diese Stadt mißfiel, und daß sie in beträchtlicher Entfernung von derselben, am rechten Ufer des Euphrat, Laga anlegten, welches bald den Umfang und die Wichtigkeit einer Hauptstadt erhielt. Medain verfiel, von diesem Augenblicke an, bis zu einer gänzlichen Auflösung.

Drei neue Schlachten entschieden über des Schicksal Persens, so wie über Sassan's Verfall. Nach

dem Verlust der ersten, welche bei Tschahula geliefert wurde, stürzte Jeybregd von Solgan in die Schlinge von Tarschan, wo ya Wei das letzte heilige Feuer loderte. Er befand sich hier unter den Nachkommelingen jener tapferen Männer, mit deren Hülfe der ältere Enkel das persische Reich gestiftet hatte; und ihre Muth war nicht so ausgerathen, daß sie nicht bereit gewesen wären, das Aeußerste zur Rettung des Königs und des Reiches zu versuchen. Mehr als hunderttausend Mann ergriffen die Waffen, und im Süden von Etkatana oder Hamadan wurde im J. 642 die Schlacht von Nahavand geliefert, welche auch für die Araber sehr blutig gewesen seyn muß, da ihrer Geschichtschreiber den Ausgang derselben durch den Sieg der Sieger bezeichnen. Jeybregd, das heilige Feuer mit sich nehmend, stürzte zunächst nach Tschahula, und dann, weil die Araber ihre Verfolgung nicht einstellten, erst nach Arman, dann nach Nischapur, und endlich nach Merv in Chorasän. Orghman, welcher um diese Zeit die Kaliphen-Würde bekleidete, mannte die weitere Verfolgung dadurch auf, daß er dem General, welcher dies befohlene Land eroberte, die Statthalterchaft über dasselbe versprach. Diese Bedingung wurde angenommen; und nun war der Eifer der Araber so groß, daß Khosro, ihr Anführer, die Fahne Muhameds auf den Mauern von Herat, Merv und Balkh aufslangte, und nicht eher ruhte, als bis seine Kasse die Wellen des Oxus getrunken hatten.

Einen längeren Zeitraum hindurch war dieser Fluß die Gränze der arabischen Herrschaft. Jeybregd, welcher über den Oxus entflohen war, hatte bei Tarschan, dem

Hürken von Persien, eine gesetzwandtschaftliche Aufnahme gefunden, und mit dem König von Samarkand und mit den türkischen Sultannen von Segdiana und Sepphien solche Verbindungen angeknüpft, daß er die Hoffnung, sein Königreich zu retten, mehr als jemals nähren konnte. Selbst der Kaiser von China versprach, sich seine anzuschließen. Während also die Araber diesseits des Opus verweilten, zog Jydegerd mit einem türkischen Heere gegen sie an. Doch ehe es zu einer Schlacht kam, wurde der letzte König vom Erschlechte Sassan's von seinem Diener verrathen, von den Persern Marit's verspottet, und von der türkischen Reiterei bei dem Uebergang über einen Bach erschlagen. So endigte das Erschlechte der Sassaniden. Der einzige Sohn, welchen Jydegerd hinterließ — sein Name war Bicuj —, begab sich nach China, wo er als Hauptmann in der kaiserlichen Leibwache sein Leben beschloß. Die Araber, deren Herrschaft über Persien seit Jydegerd's Tode nicht länger bestritten wurde, ruheten etwa sechzig Jahre, ehe sie den Opus überschritten. Während einer von ihren Generalen Muhammed Jahn an den Ufern des Indus aufpflanzte, eroberte der Kameel-Züchter Karibsch die Räume zwischen dem Opus, Japartes und dem Caspischen See, und zwang die Bewohner derselben zur Annahme des Islam und zum Gehorsam gegen den Kaliphen. Den Ungläubigen wurde ein Tribut von zwei Millionen Goldstücken aufgelegt; und nachdem ihre Stämmebilder vorbetrachtet oder geträumelt waren, hielt der Anführer der Muselmänner seine erste Predigt in der Moschee von Kariyue. Die türkischen Horden wurden in die Wäste

zurückgetrieben, und die Kaiser von China begannen, sich um die Freundschaft der Araber zu bemühen.

Wie die Araber sich im Osten, alls bis zum Indus unterwarfen, so drangen sie auch im Westen vor; und schon vierzig Jahre früher, als ein Ramez-Doctor Segdiana eroberte, sprengte der kühne Abbas sein Roß in dem atlantischen Ocean, und rief: „Großer Gott! würde mein Lauf nicht durch dies Meer gehemmt, so würde ich vordringen in die unbesessenen Königreiche des Abendlandes, um die Einheit deines heiligen Namens zu verthigen, und die rebellischen Völker, welche andere Götter anbeten, als dich, mit dem Schwerte zu vernichten.“

Der Erfolg wurde mit Aegypten gemacht. Sobald das nördliche Syrien erobert und Jerusalem nach Constantinopel zurückgezogen war (im J. 639), ließ Harun, mit Genehmigung des Kaliphen Omar, den Entschluß, in das fruchtbare Land einzudringen, welches die Pharaonen, die Ptolemäer und die römischen Imperatoren mit gleichem Erfolge regiert hatten. Sein Heer bestand nur aus viertausend Mann. Nach einer Belagerung von dreißig Tagen war Harnach oder Pelusium, nicht mit Unrecht der Schlüssel Aegyptens genannt, genommen. Der Weg nach Memphis war jetzt gehabt; eine Verstärkung von viertausend Arabern münsterte zu weiteren Unternehmungen auf, und der Widerstand der Secten verließ den glänzendsten Erfolg. Von allen Seiten des Gottesdienstes hat vielleicht keine ihren Vorstehern so große Vertheile gewährt, als die der Christen; und wenn sich nachweisen läßt, daß der Islam-Geist

hierin verglich seine Habnng gehabt hat, so muß man gestehen, daß in Aegypten, gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts, eine gegenseitige Erbitterung der Seiten das Maße zur Eroberung dieses Landes durch die Araber bestrug. Die sämtlichen Bewohner Aegyptens theilten sich in Jakobiten und Anti-Jakobiten oder sogenannter Orthodoxen. Jene waren, als Monophysiten, die Unterdrückten, diese, als ausschließliche Monotheliten, die Unterdrückten. Wer Antheil an der Regierung haben wollte, mußte vor allen Dingen durch sein Glaubensbekenntniß darthun, daß er die jacobinische Lehre verabscheue. Bei diesem Zustande der Gesellschaft, den man sich schwerlich noch absehnlicher denken kann, als er wirklich war, hätten die Eroberer große Thoren seyn müssen, wenn sie sich ihr Beschäft nicht durch Verschöpfung der Unterdrückten erleichtert hätten. Kaum hatte Antioch den Patriarchen der Jakobiten aus seinem Exil gerückgrafen, als die ganze Secte mit ihm zur Unterdrückung der Gegen-Secte, von ihr die Melchiten genannt, gemeinschaftliche Sache machte. Die Eroberung von Memphis, der alten Hauptstadt Aegyptens, war die Folge eines besondern Vitzrages zwischen dem Patriarchen Benjamin und Antioch, wodurch der arabische General Duldung versprach, im Uebrigen aber eine Kopfssteuer sicherte. Nach Memphis kam die Reihe der Belagerung an Alexandrien. War irgend ein Ort leicht zu vertheidigen, so war es diese zweite Hauptstadt Aegyptens, sowohl vermöge ihrer starken, durch die letzten Begebenheiten nochwendig vermehrten Bevölkerung, als vermöge ihrer Lage am Meere

und an dem See Marout, welche zwei Seiten des
langen Vierecks umfangreich machte. Selbst der Zu-
gang hätte den Arabern sehr erschwert werden können,
da die natürlichen und künstlichen Ränder des Rils eine
Reihe von festen Stellungen darboten, die nur benutzt
zu werden bedurften. Doch bei dem allgemeinen Ab-
fall der Jakobiten schien aller Widerstand vergeblich zu
seyn. Nach zwei und zwanzig Tagen waren alle Hin-
dernisse des Uebers überwandten. Als es jetzt zu einer
Belagerung kam, leisteten die Einwohner von Alexan-
drien allerdings einigen Widerstand; allein nach vierzehn
Monaten wurde Muhammads Heere auf die Zinnen
Alexandriens gestiegen, und was ihrer Herrschaft nicht
anerkannt wurde, vertrieb sich über das Meer nach Con-
stantinopel. Proklusus starb sieben Wochen nach diesem
Verlust. Als jetzt erhielten die Einwohner Alexan-
driens die Hilfe, um welche sie flehentlich gebeten hat-
ten; sie dienten nur, eine leicht unterdrückte Empörung
in Gang zu bringen, eine Empörung, welche Amra sa-
gen machte, daß eine Wiederholung derselben ihn be-
stimmen werde, Alexandria so zugänglich zu machen,
wie das Haus einer Hure. Ueber die Eiteligkeit,
worein Martina mit ihrem Stiefsohn und ihrem Kindern
geriet, wurde Aegypten gänzlich vergessen, und drei
Jahre nach dem ersten Einmarsch der Araber (641) war
es von den Seldschuken bereits erobert. Was von
Amras Verfahren gegen die Schätze der Alexandri-
schen Bibliothek auf den Befehl des Kaliphen Omar
gesagt und geglaubt wird, sieht einer Fabel sehr äh-
nlich, als daß es einer ernsthaften Widerlegung bedürfte.

Es giebt eine Unersättlichkeit der Gierbrenntheit, wie des Geldes, und wer von der ersten gequält wird, mag die Bücher-Beizne bejammern, womit, der Erzählung nach, sechs Tausend hindurch die viertausend Thaler der Hauptstadt Aegyptens gehetzt wurden *). Könnte dies wahr sein, so müßte man noch jetzt den Kalphen Omar Dank sagen für den Ausspruch, den er gethan haben soll: „die Schriften der Griechen, wenn sie mit dem Koran übereinstimmen, als unnütz zu vernichten, und wenn sie davon abweichen, als gefährlich zu verbrennen.“ Er hätte sich ein großes Verdienst um das menschliche Geschlecht erworben, so fern er dasselbe von einem mißbegreifungsvollen Isma ab-, und zum Selbstdenken angehoben hätte.

— Von Ägypten aus sollte das übrige Afrika erobert werden. Man stand im Begriff, mit seinen Truppen

*) Diese Anecdote, welche man eben so ungeschicklich in den Annalen des Reichthums, als in der historischen Geschichte von Schwaben sucht, findet sich ganz in den Annalen des Reichthums, der seine Erzählung in der lateinischen Uebersetzung mit einem Audi quid lectum sit, et mirum! anfährt. Man muß noch derselben anschauen, daß die von Polonius angelegte Schloßburg unter allen den Stürmen, welche Algarnien in den letzten fünf Jahrhunderten getroffen hatten, unerschütet geblieben sey, und noch der sieht die sechsmal hundert tausend Polonier behauen habe. Willkürlich noch man, daß der Heilige Geist und der Tempel des Tempels zerstört, und daß die Salme der früheren Zeiten der Theologen der letzten und letzten Jahrhunderte eben so fremd geworden sey, als es auch gegenwärtig die menschlichen und menschlichen Streitigkeiten ihrer Zeit sind. Die Arbeiter unter dem Namen waren in jeder andern Hinsicht ihrer Natur; wir können sie es nun in dieser sein lassen!

nach Tripolis aufzubrechen, als er durch Omar's Nachfolger, den Kaliphen Orhman, nach Arabien zurückgerufen wurde. An seine Stelle trat Orhman's Stiefbruder Abdallah, Soads Sohn, unter seinen Landknechten als ein erschlossener Mann und ein vermegener Krieger bekannt. Er drang bis nach Tripolis vor; allein nachdem Kriegesbeschwerden, Krankheiten und das Schwert der Griechen den größten Theil seiner Mannschaft aufgerieben hatten, kehrte er nach fünfzehn Monaten in die Oasen von Aegypten zurück, und die Eroberung Afrika's ruhte, von jetzt an, zwanzig Jahre, weil die Streitigkeiten um das Kalifat die Truppen in andere Gegenden riefen. Erst im Jahr 665 ließ Moawijah, der erste Kaliph aus dem Hause der Ommejaden, diese Unternehmung erneuern. Als den heranziehenden Heeren waren bereits durch Abdallah's Bündnisse geschlossen worden, wodurch sie in das Unternehmen der Araber verflochten waren. Jetzt kamen Aufforderungen von den Griechen selbst hinzu, welche, der Bedrückung des byzantinischen Hofes überdrüssig, die Araber als Befreier von einem unerträglichen Joch herbeiriefen. An die Spitze des Heeres trat Abrah, Kasir's Sohn. Von Damascus, dem neuen Sitz des Kalifats, zog er mit hunderttausend der tapfersten Araber durch die Wüste, und von den erblühten Einwohnern Afrika's unterstützt, griff er die Herrschaft der Griechen in einem so großen Umfange, daß er Kairoen gründen konnte, eine Stadt, welche, wie Badra, Kufa und Hesthat, Lagerstätten und Umschlagplatz des Handels und der Colonisation ward. Abrah drang bis Tanger vor. Doch

seine Verhältniß mit dem Verbera hatte sich in eben dem Maße verändert, worin er ihrer Raubsucht Widerstand geleistet hatte. Als aus den Abtrünnigen Feinde geworden waren, sah er sich genöthigt, gegen sie zu Felde zu ziehen. Sie wurden in der Wüste von Lemtuna geschlagen, doch hinabgewegs glänzend vernichtet; und als Abdol nicht lange darauf zu Tebeuda von Kuffileh dem Aman ernannt wurde, geriethen die Angelegenheiten der Araber in eine so große Unordnung, daß sie nach und nach alle ihre Eroberungen einbüßten, Barfa sogar, welches sich am längsten vertheidigte. Die Uebereinkunft, womit Justinian der Zweite dem mit Abdol-Malek geschlossenen Frieden beach, gab den Arabern die beste Gelegenheit, Eroberungen in Afrika zu machen, weil der byzantinische Imperator, um den Krieg in Armenien mit Nachdruck zu führen, seine Truppen von dort abzurufen genöthigt war. Die Fahne des Glaubens wurde von Abdol-Malek mit einem Heere von vierzigtausend Mann in die Hände des Statthalters von Aegypten gegeben; und Hassan — dies war sein Name — von dem Verfahren seiner Vorgänger abweichend, richtete seine Waffen zuerst gegen die griechischen Soldat, welche er nach einander eroberte. Zwar mußte er Karthago wieder fahren lassen, weil eine Landungsflotte von Sicilianern, Sicilianern und spanischen Gothen vor dem Hafen dieser berühmten Stadt erschien und die starke Besatzung, die den Eingang besetzte, sprengte. Doch gleich im folgenden Frühling wurde der Paniker Johann, welcher an der Spitze der Griechen stand, aus Karthago vertrieben; und eine zweite Schlacht, in der

Mä.

Nähe von Afrika geliefert, anstehend über der Herrschaft von Nord-Afrika. Was von Karthago noch übrig geblieben war, wurde den Römern überliefert, und zwei Jahrhunderte hindurch lag Dido's Colonie in Trümmern, bis unter dem ersten der Jüdimitischen Kaiser ein Theil derselben — vielleicht der prächtigste — wieder bevölkert wurde. Dieser schwache Ueberrest alter Größe und Herrlichkeit hielt vor bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, wo er durch die Spanier von Goleta aus zerstört wurde. Gegenwärtig ist jede Spur von Karthago verwischt und nur an den zerstückelten Trümmern einer Wasserleitung läßt sich noch erkennen, wo es gelegen hat.

Die Vertreibung der Griechen hatte die Araber nicht zu Herren der Meeresküste von Afrika gemacht. Bald sahen sie sich von den Römern und Persern nach Barca zurückgetrieben. Hier errichtete Hannon neue Befestigungen; und als diese nach einem Jahre angelangt waren, sah er sich im Grunde, die einzigen Feinde der Culture so zu unterjochen, daß sie nicht länger schaden konnten. Nach seiner Abberufung setzte Massinissa sein Werk fort. Die Römern und Persern nahmen mit der Zeit an der Ausbreitung ihrer Sprache und Sitten in einem so großen Umfange an, daß vom Euphrat bis zum atlantischen Ocean ein und dasselbe Volk über die Ebenen Afriks und Afrika's verbreitet schien; nur daß sich unter den afrikanischen Völkern noch einige finden, welche, unter der Benennung der weißen Afrikaner, Sprache, Sitten und Charakter geerbt haben.

Wir sind jetzt auf den Punkt gekommen, wo die

dem Mahamed ausgegangene Ummwallung in die europäische Geschichte eingegriffen beginnt und die Entschelung der auf den Trümmern des weströmischen Reiches errichteten germanischen Staaten beschleunigt. Die Eroberung Spaniens durch die Araber kann nur der Gegenstand einer neuen Erörterung seyn, die in dem nächsten Kapitel ihren Anfang nehmen wird.

Nur zwei Bemerkungen, von welchen die eine die schnelle Fortschritte der Araber, die andere das Schicksal der ersten Kaliphen betrifft, sey uns erlaubt, dem bisher Gesagten hinzuzufügen. 1) Erwidert man das Verhältniß des glücklichen Arabiens zu dem oströmischen und persischen Reiche auf der einen, und zu Aegypten und der langgestreckten Morokkische Wüste auf der andern Seite, und bringt man alsdann im Anschlag, daß nicht mehr als 75 Jahre erforderlich waren, um der arabischen Herrschaft eine Ausdehnung zu geben, welche sich von Samarland bis nach Tiffaton erstreckte: so gerath man auf die natürlichste Weise von der Welt in die Versuchung, auf alles, was Kriegeskunst genannt wird, mit Mißthil herab zu sehen. Nichts wagten die Araber von einer Kriegeskunst; in dieser Hinsicht war jeder Vortheil auf Seiten ihrer Feinde. Wenn sie nun gleichwohl in jedem Kampfe obzogen, so bleibt nichts Andern übrig, als anzunehmen, daß eine felsensichte Entschlossenheit im Kriege unendlich weiter führt, als alle Kunst und Wissenschaft, daß folglich die Gemüthskraft in dem Krieger das Entscheidende ist, und daß nicht der eine oder der andere Held in einem Heere, sondern nur ein Heer von Helden große und bleibende Vorkun-

gen hervorbringt. Nach dem Beispiel, welches Arabien im sechenten Jahrhunderte gegeben hat, konnte sich von einem so kleinen Königreiche, wie Portugal ist, eine Herrschaft über Europa ausgehen, vorausgesetzt, daß für die Portugiesen das aufgefunden würde, was sie zu jeder Ausopferung bereit machte. Wie eine große Idee jede Noth erfüllt und Leben und Tod gleich setzt, da ist der Sieg, nicht da, wo das Kriegsheer am besten eingelehrt ist. c) Die Schicksale der ersten Kaliphen sind besonders dadurch merkwürdig, daß sie in ihren Bemühungen das Weltliche mit dem Geistlichen zu vereinigen, trotz dem Enthusiasmus der Araber, eines unmanichäischen Todes starben. Wen Abu Belc wird erzählt, daß er vergiftet worden. Omar wurde von einem persischen Sklaven, Namens Feln, in der Moschee unter dem Gebet erschlagen. Othman fand seinen Tod in einer förmlichen Empörung, die sich durchaus nicht beschwichtigen ließ. Ali, der Schwiegersohn des Propheten, lange zurückgesetzt, hatte nur wenig Jahre regiert, als ihn der vergiftete Dolch eines Verschwornen traf. Also vier Kaliphen hintereinander umgebracht, während die Araber im Osten und im Westen für Muhameds Lehre streben oder sterben; und will Mouwiah ein besseres Schicksal haben, so muß er die Thronfolge annehmen und den Sitz des Kaliphats nach Damaskus verlegen! In diesem allen liegt nichts Auffallendes, sobald man erwägt, daß den Arabern die Monarchie neu war, womit Muhamed sie beschenkte; daß diese Monarchie eine demokratische war, welche immer voraussetzt, daß der Monarch die Fähigkeit habe, mit sich fortzu-

weißen, wo fern er nicht unterliegen will; daß die ersten Kaliphen, denen das Wesen der Monarchie ein Geheimniß war, in der Befestigung des Propheten-Amtes von dem Kriegshandwerk ihre Bestimmung zu erfüllen glaubten, ohne dadurch noch etwas mehr zu wissen, als daß sie sich selbst jurücksetzten und herabwürdigten; daß der rasche Gang der Eroberung es notwendig mit sich brachte, daß die Schwäche in den Winkelpunct, die Städte in den Umkreis kam; daß, als dies von dem Kaliphen Lehman eingesehen wurde und er durch Erhebung seiner Creaturen zu großen Statthalterschaften dem Uebel abhelfen wollte, eine heftige Erbitterung von Seiten der Zurückgesetzten unüberwundlich ward; daß endlich Ali, um Kaliph zu bleiben, an die Spitze eines Heeres treten und den Bürgerkrieg nicht fürchten mußte, ohne irgend etwas aufzueichten zu können. Die Erscheinungen in der demokratischen Monarchie der Araber waren also vollkommen dieselben, welche jede andere Monarchie dieser Art mit sich gebracht hat; und die größte Wohlthat, welche der arabischen Wohlfahrt zu Theil werden konnte, wurde ihr durch Moawijah erwiesen, als er die Fürstenwürde von der Wahl unabhängig machte und die erste Einkerbung zu einer Absonderung des Reichthums von dieser Fürstenwürde traf. Nur hiedurch erhielten sich seine Nachkommen gegen alle Versuche ihrer Gegner, sie durch Gegen-Kaliphen zu stürzen, und der Kaliphat würde unter ihnen fortbestanden haben, wenn sie zu der Einsicht gelangt wären, daß, wer durch das menschliche Gesetz zu regieren bestimmt ist, sich mit dem göttlichen Befehl nicht befassen darf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Geschlecht der Medici.

(Fortsetzung.)

Ziel der Plünder, der im ersten Anfange seiner Regierung von der Verteidigung ausgegangen war, gab sich gegen das Ende derselben dem Eroberungsgeiste hin. Dies geschah unstreitig, weil er fühlte, daß die europäische Welt, nachdem der Geist des Protestantismus über dieselbe ausgegangen war, nicht länger durch das Recht zusammengehalten werden konnte. Die Rolle, welche er in der erschütterten Kaiserthron-Monarchie des Papstes spielte, ist also durch nichts so nachtheilig, als durch den Antheil, den er an der Erhaltung derselben nahm, während sein Jahrhundert ihn fortwährend zur Förderung der päpstlichen Autorität aufforderte. Unfähig, Religion von Kirchenthum zu unterscheiden, und eben so unfähig, die Freiheit, welche die erstere giebt, von der Sklaverei, die aus dem letztern hervorgeht, zu sondern, konnte er die Verwirrung, welche durch ihn gehoben werden sollte, nur vermehren. Ueber Jean, den Ersten hatte er dadurch gesiegt, daß er Cosma's Freiheit wieder hergestellt, Clemens dem Sechsten den Kirchenstaat zurückgegeben, die Medici an die Spitze des florentinischen Staats gebracht, Cosma und die übrigen

kleinen Republiken im Genuß ihrer Freiheit erhalten, und die Schutzhüter Italiens gegen Unterdrückung beschützt hatte. Nach dem Frieden von Utrecht, vorzüglich aber nach dem über die protestantischen Fürsten Deutschlands davon getragenen Triumph, zum Uebermuth geneigt, glaubte er, sich Alles erlauben zu dürfen, was der Verfassung entsprach, die er von seinem Vortheil hatte; und so erfolgte in Deutschland die Herabwürdigung der Kurfürstwürde, bis Moritz von Sachsen der Nächste derselben ward, in Italien die Unterdrückung Siena's durch eine Citadelle, die Besetzung Piombino's unter dem Vorwande, daß es vertheidigt werden müsse, die Verabreichung der Garnison, weil sie es mit dem Könige von Frankreich halten konnten, die Quälerei Sena's, so oft es sich abgränzt zeigte, die Forderungen der kaiserlichen Minister zu erfüllen, und die Hintansetzung des Herzogs Lodovico, wenn er eine verdiente Belohnung zu erhalten wünschte. Alles schwante daher, sobald das Unglück über den Kaiser gekommen war; ja, alles wigte sich auf das Bestimmteste zum Abfall von ihm, und der unparteiische Zuschauer mag nur noch den Abgrund, in welchen er verfallen zu müssen schien.

Ein besonderer Umstand trachtet es mit sich, daß die Erbitterung gegen den deutschen Kaiser in den Regierten nicht schwächer war, als in den Regierern. Um in dem Kampfe mit Heinrich dem Zweiten den Sieg davon zu tragen, war Karl der Fünfte, oder vielmehr sein Ministerium, auf den Gedanken gerathen, jenem alle die Vortheile zu entziehen, welche er für die Föhrung des Krieges von dem Handel zsg. Lyon, gegen-

warig eine bloße Fabrik-Stadt, war im sechzehnten Jahrhundert, vermöge seiner vortheilhaften Lage und der allgemein leichtern Verbindung mit Italien, Deutschland und Flandern, der Mittelpunkt des europäischen Handels. Die Franzosen selbst waren um diese Zeit noch sehr jung, als daß die Vortheile des Fern-Handels ihnen hätten einkudnen können; sie überließen dieselben andern Nationen, und Lyon, von Florentinern, Lucanern, Genuesen, Mailändern, Portugiesen und Deutschen bewohnt, war in Frankreich mehr eine Welt, als eine Reichsstadt. Die natürliche Folge davon war, daß Geld, als Werkzeug des Handels und des Verkehrs, sich in der größten Hülle in Lyon befand, und daß ein König von Frankreich seinen Erbbedürfnissen in dieser Stadt am leichtesten abhelfen konnte, wenn er die Verwundung der auswärtigen Kaufleute in's Spiel zu bringen verstand. Diesen, in der That höchst wichtigen Vortheil in's Auge fassend, verbot Karl der Fünfte den Kaufleuten seiner sämtlichen Staaten, den Markt von Lyon zu besuchen, und wies ihnen dafür Augsburg als diejenige Stadt an, welche für den Verkehr zwischen Flandern und Italien am bequemsten gelegen wäre; Confiscations- und anderweitige Strafen sollten einem so unbilligen und wahrhaft tyrannischen Befehle Nachdruck geben. Daß der Kaiser seinen Endzweck nicht erreichte, geht aus den Summen hervor, welche der König von Frankreich während dieses Krieges in Lyon anlies: Summen, welche so beträchtlich waren, daß er, am Schluß des Krieges, den Florentinern 113,000, den Mailändern

29,390, den Luccanern 730,737, den Florentinern 44,010, und den Deutschen 543,382 Ducaten schuldig war. In-
dess konnte die gewohnte Handelsbahn nicht unterbrochen
werden, ohne daß große Erschütterungen erfolgten. Der
Einstand der Zahlungen in Venedig zog in Italien einen
Bankrott über den andern nach sich. In Venedig war
die Geldnoth so groß, daß, nachdem man alles Gold-
und Silber-Geräth, sogar den Schmuck der Frauen, in
die Währungsbank geschickt hatte, auch im Nothe noch die
Frage aufgeworfen wurde: ob man nicht berechtigt sey,
die Reichthümer der Kirche zur Abwendung neuer Hun-
gernothe zu brauchen. Florenz litt unter diesen Umständen
einen Verlust von nicht weniger als 600,000 Ducaten.
Auf andern Plätzen Italiens fehlte es gänzlich an
Geld, und in Venedig stieg der Disconto auf 33 Proc.,
während daß in Venedig kaum irgend ein Vertrag ge-
schlossen werden konnte. Auf diese Weise wurde die
kaiserliche Regierung Allen verhaßt, und die Schmachthat
nach einer neuen Umwälzung war so allgemein, daß die
dem Kaiser am meisten ergebenen Fürsten die größte
Schärfe hatten, ihr zu widerstehen.

Die Absicht des französischen Hofes war, die Mächte
Italiens zu einer vollkommenen Neutralität zu bewegen,
um den Kampf über Mailand und Venedig mit desto
besserm Erfolge gegen Karl den Fünften beginnen zu
können. An jenem Hofe gab es zwei Parteien: die des
Königs und die der Königin. Die Seele der ersten war
der Connestable Montmorency; die Seele der zweiten
Piero Strozzi, ein Bruder jenes Philippo Strozzi, der
einer förmlichen Hinrichtung durch den Selbstmord zu-

vergesonnen war. Ueber die Nothwendigkeit des Krieges waren beide einverstanden; nicht so über die Art und Weise, wie er geführt werden mußte. Stroggi, welcher Florenz nicht vergessen konnte, und keinen anderen Gedanken hegte, als den Herzog Cosmo vom Thron zu werfen, wollte, daß die Hauptschlacht in Italien erfolgen sollte; und mit ihm einverstanden war die Königin, welche, als Tochter des Herzogs Lorenzo de' Medici, sich als die rechtmäßige Erbin der höchsten Gewalt von Florenz, und den Herzog Cosmo als einen bloßen Usurpator betrachtete. Montmorency hingegen, gewirgt durch den Erfolg der bisherigen Kriege jenseits der Alpen, stellte Italien als das Reich der Franzosen dar, und verlangte, daß der Kriegesschauplatz hauptsächlich nach Deutschland hin verlegt werden sollte. In diesem Sinne trug Piero Stroggi durch die Königin den Sieg davon, indem Katharina de' Medici, gleichgültig gegen die Leidenschaft ihres Gemahls für Diana von Poitiers, durch ihre Versöhnung alles so zu wenden wußte, daß Jener seinen Zweck erreichte.

Um aber festen Fuß in Italien zu fassen, nahm sich Frankreich der Nachkommenschaft Pauls des Dritten an: denn noch immer wurde um Parma gekämpft; und indem Ottavio Farnese diese Stadt gegen die Angriffe des kaiserlichen Statthalters von Mailand vertheidigte, erschien er den Italiänern als der Befreier ihrer Halbinsel von dem Joch des Kaisers. Sobald nun die Besatzung von Parma war verpfändt worden, suchte man auf Mittel, Julius den Dritten, welcher für die Belagerung Parma's auf Zureden des Herzogs Cosmo

gemeinschaftliche Sache mit dem Kaiser gemacht hatte, zum Abfall von demselben zu bewegen; und dies gelang so gut, daß der Pabst den 25ten April 1552 einen Vertrag unterschriebte, durch welchen er sich anerkennend machte, innerhalb zweier Jahre keinen Krieg, weder gegen Parma, noch gegen Frankreich zu führen. Der Cardinal Tournon, welchem der französische Hof die Verhandlung des Pabstes übertragen, hatte seinen Zweck am meisten dadurch erreicht, daß er Sr. Heiligkeit eine große Furcht vor der Landung der Türken auf dem Titulare des Kirchenstaats eingeflößt hatte; doch war ihm dabei nicht so sehr zu Hülfe gekommen, als die Geldnoth des Pabstes, der monatlich 24,000 Ducaten zur Bezahlung seiner Truppen brauchte, die er am wenigsten in seiner gegenwärtigen Lage aufbringen konnte. Ehe sich Julius der Dritte zu einem Vertrage entschloß, theilte er dem Herzog von Florenz, seine Besürchtungen mit, und machte es gleichsam von Cosimo's Entscheidung abhängig, welche Partei er ergreifen sollte; allein, da Cosimo weder die Furcht vor einer Landung der Türken besitzte, noch dem Geldbedürfnisse des Pabstes anders abhelfen konnte, als durch den guten Rath, daß er dem Beispiele Leo's, Clemens des Seibenten und Pauls des Dritten, denen es nie an Geld gefehlt hätte, folgen möchte: so that Julius, was seine Lage mit sich brachte, nachdem er schon früher (25ten April), auf Bitten der Franzosen, das tridentinische Concilium (von ihm im Jahre 1550 erneuert) unter dem Verwande nicht aufgehoben hatte, daß der Krieg in Deutschland und die Bewegung der Protestanten gegen den Kaiser die Fortsetzung desselben nicht gestatte.

Die Gefälligkeit des Papstes gegen den französischen Hof setzten den Herzog Coblenz in nicht geringe Verlegenheit. Als vereinzelter Anhänger des deutschen Kaisers dem Uebelwillen der Italiener Hofgeheimnisse, hatte er wohl bei sich selbst zu überlegen, welche Folgen seine Schattenthätigkeit für ihn haben könnte. Aufreißung würde er sich zum Abfall hingeneigt haben, wenn Rodericus de Medici, von Piero Sforza beherrscht, weniger seine Feindin gewesen wäre. Durch diesen Umstand in seinem bisherigen System befestigt, dachte er nur auf Mittel, die Entzweiung zu verzögern, welche die allgemeine Schwäche in Italien zu gehen nicht verschleiern konnte, so bald der Kaiser oder sein Ministerium sich der Empfindlichkeit überließ. In diesem Endzwede entschuldigte er den Papst bei dem Kaiser, den er dringend bat, den doppelten Mißgriff, welcher in der Aufhebung des Concilliums und in dem Abschluß des Tractats mit dem französischen Hofe war begangen worden, lieber gut zu heißen, als den schwachen Julius dahin zu bringen, daß er sich den Franzosen gänzlich in die Arme werfe; er war sogar lächeln genug, dem Kaiser zu sagen, daß er den Abfall des Papstes durch Vernachlässigung selbst verschuldet habe. Glücklicher Weise für ihn war Karls des Fünften Lage von einer solchen Bescheidenheit, daß sie den Hochmuth seiner Minister verminderte, und der Wahrheit Eingang verschaffte. Don Diego de Mendoza, kaiserlicher Gesandter in Rom, erhielt also den Auftrag, alles zu bestätigen, was Julius der Dritte den Franzosen bewilligt hatte.

So wie aber der französische Hof es nur auf Friede

gerinn angelegt hatte, um seine Pläne mit größter Sicherheit zur Ausführung zu bringen: so beabsichtigte auch Cosmo nicht anderes, um den Ereignissen auf der italienischen Halbinsel in jedem Augenblicke gewachsen zu seyn. Die Vertraulichkeit des Papstes war unter diesen Umständen von unschätzbarem Werthe. Bei ihm erkundigte sich Cosmo nach seinen wahren Gesinnungen in Hinsicht der Neutralität auf den Fall, daß in Italien ein neuer Krieg entstände; und um desto bestimmter zu erfahren, woran er wäre, schlug er Ein Heiligkeit ein Bündniß zur Verteidigung der beiderseitigen Staaten vor. Indem man der Papst glaubte, daß die Furcht vor den Franzosen den Herzog zu diesem Schritte bewegen habe, und daß er sich alles werde gefallen lassen, um nur irgend eine Aussicht auf Rettung zu gewinnen: nahm er zwar Cosmo's Vorschlag an, doch knüpfte er an denselben die Bedingung, daß Isabetta, des Herzogs dritte Tochter, sich mit Gabiano di Montecitorio, einem Ressen des Papstes, vermählen sollte. Jetzt zeigte sich, daß Julius der Dritte, in dem Wunsche, sein Haus emporzubringen, nicht hinter seinen Vorgängern zurückstand, und daß die Veranschlagung seiner Ressen von Seiten des Kaisers der Hauptbeweggrund zum Abschlusse gewesen war. Cosmo selbst war durch die Forderung des Papstes auf eine harte Probe gebracht. Doch wie sehr er den Gedanken verabscheuen mochte, eine von seinen Töchtern mit dem Vankert eines Papstes zu vermählen, der sein Unterthan gewesen war, so verworf er doch den Vorschlag nicht, weil er darin ein Mittel sah, den Papst an sich zu fesseln, die Absichten

der Franzosen zu entdecken, und allen Massregeln den-
selben zuvorzukommen.

Diese ließen es nicht an ihren Bemühungen fehlen,
den Herzog für sich zu gewinnen. Ein florentinisches
Schiff, welches auf dem Rückwege von Constaninopel
von den Franzosen war genommen worden, und wel-
ches der Herzog bisher vergeblich nachgesucht hatte,
wurde jetzt zurückgegeben, und ein Schreiben des Kö-
nigs von Frankreich an den Herzog sprach den Wunsch
nach seinem Verschweigen nur allzu deutlich aus. Der
Cardinal Tournon, von dem Papste unterfalscht, trat
hierauf mit seinen Vorschlägen hervor. Nach den An-
forderungen desselben kam es nur darauf an, den Herzog
sicher zu stellen vor jeder Verleumdung, die ihm zu Lande
und zu Wasser in einem Zeitraum zugesagt werden könnte,
wo Unfälle alles gegen den Kaiser in Anspruch gebracht
hätten. Mit gleicher Heiligkeit ging der Papst zu Werke.
Doch Leo, fest entschlossen, sich nicht von dem Kai-
ser zu trennen und die Franzosen hinhalten, verwarf
jede Vermittelung, und trat in einen geheimen Brief-
wechsel mit dem Cardinal, worin er festsetzte, daß er,
von der Freundschaft des Königs von Frankreich ver-
sichert, sich gewissenhaft in den Schranken der Neutrali-
tät erhalten und den Kaiser weder mit Truppen noch
mit Geld unterstützen würde, den einzigen Fall ausge-
nommen, wo er für die Erwerbung von Venedig zu
zahlen gezwungen sei; nur auf diesen Fuß könne er sich
entschließen, einen Vertrag mit dem Könige von Frank-
reich einzugehen, dessen Geheimhaltung sich übrigens
von selbst versteht, damit sein Verhältniß zu dem
Kaiser nicht verschlimmert werde.

In diesem Kampfe der List mit der List fand der Herzog bald Hülfe, zu zeigen, wie er zu handeln gedachte. Karl der Fünfte, den den deutschen Fürsten gebührend und zur Selbstvertheidigung genöthigt, bedurfte des Geldes zur Anwerbung frischer Truppen, und schickte einen von seinen Kammerherren an den Herzog, um diesen zu einem Darlehn von zweimal hundert tausend Dukaten zu bewegen. Ohne sich ein Geheimniß aus des Kaisers Bedürftigkeit zu machen, und ohne sich zu verhehlen, wie viel von Karls des Fünften Glücksgeschick für ihn selbst abhing, fand der Herzog dennoch für gut, ihm eine abschlägige Antwort zu geben. Er entschuldigte sich also mit seinem eigenen Untermögen und mit der Unmöglichkeit, die verlangte Summe irgendwo aufzutreiben zu können, da selbst in Genua, wohin sich alles Geld Italiens gedrückt, der Zinssatz auf 35 pr. Cent. stände: seine eigenen Unterthanen, von Steuern und gezwungenen Abgaben erschöpft, wären um so unwilliger geworden, weil der Kaiser in Hinsicht auf Piemont sein Wort nicht gehalten, und das einzige Mittel, sie zu einem neuen Aufstande zu bewegen, würde die Absetzung dieses Staates sein; bis dahin könne er seinen guten Willen nur in kleinen Summen beweisen. Hiermit verband Cosmo den guten Rath, daß der Kaiser Deutschland nicht verlassen und sobald er mit dem verwegnen König im Reinen seyn würde, seine Waffen gegen Spanien wenden und Frankreich unmittelbar angreifen möchte. Die Absicht dieses Rathes war keine andere, als den Krieg von Italien abzuwenden; und da der Bischof von

Ursach Wien mit dem Herzog einverstanden war, so nahmen die Dinge wirklich den Gang, welchen sie nach Eodem's Wünschen nehmen sollten. Die Konferenzen wurden zu Passau eröffnet; und nachdem der Landgraf von Hessen seine Freiheit zurück erhalten hatte, und es sicherste war, daß nach sechs Monaten ein Reichstag gehalten werden sollte, um über die große Angelegenheit der Kirche zu entscheiden, brach Karl noch im Herbst nach Blanders auf, um Weß zu belagern.

Inzwischen war man in Italien nicht untätig, Verlegenheiten herbeizuführen, welche die Angriffe Karls auf die Herz. Ost. Bedrohung Frankreichs schwächen müßten. Während Weß von spanischen und deutschen Truppen belagert und von dem Heldenmuth des Fürsten Franz von Guise vertheidigt wurde, erfolgte im mittleren Italien die Besetzung der Republik Siena von dem Heere der Spanier. Sie war das Schlüßel der Franzosen, welche, um auf das Königreich Neapel wirken zu können, einen festen Punkt im Herzen von Italien bedurften, den sie nur in Siena finden konnten.

Seit mehreren Jahrhunderten ein Raub der Faktionen (welche ihr Daseyn und Leben gerade den Gesetzen verdankten, die sie hätten unterwerfen sollen) war diese Republik in den letzten Zeiten in die Hände Karls des Fünften gefallen, der mit nichtes Uebrigem umging, als ihr das Schicksal von Florenz zu bereiten. Die Verbindungen, welche der kaiserliche Gouverneur Don Diego de Mendoza sich in derselben erlaubte, wurden bald so unumschrieben, daß ein großer Theil der Bürger sich freiwillig verbannte und Italien durchstieß, um die Gränze

des Kaisers für sich, d. h. für die Befreiung des Vaterlandes, zu gewannen. Den kloßen Bedrückungen folgten bald Scheldigungen, die um so tiefer einschnitten, je deutlicher darauf hervorging, daß Siena seine bisherige Unabhängigkeit für immer verlieren sollte. Eine Citadelle, zur Vertheidigung der Stadt erbauet, die Wölfin (das Wahrszeichen der Stadt) in Ketten gelegt, häufige Einquartierungen nebst einer fortwährenden Besatzung: dies alles sagte den Bürgern von Siena, daß ihre Freiheit verloren sey, und beachte sie so sehr zur Verwerfung, daß sie in der Wahl der Rettungsmittel kaum der Stimme der Vernunft folgten. Entschlossen sich von dem spanischen Joch zu befreien, versahen sie sich im Geheim mit Waffen. Ihre Abgeordneten besprachen sich in Ferrara mit dem Cardinal von Este, dem Haupt der französischen Parthei in Italien. In Chiancia wurde eine Versammlung gehalten, um ausführlich zu besprechen, was geschehen müsse, um das spanische Joch mit Erfolg zu zerbrechen. In dieser Versammlung machte ein Arzt, Namens Giulio Vini, die Franzosen zuerst darauf aufmerksam, wie sie, um ihre Absichten auf Florenz zu erreichen, sich Siena's bemächtigen, und die trügen Genuesen ihrer Klugheit überlassen müßten. Es wurde hierauf verabredet, daß Genuesen sich der Stadt nähern und in Verbindung mit den Bürgern die Spanier verjagen sollten. Der Graf Niccolò Orsini di Pezighano, von der französischen Parthei gewonnen, ließ sich bereit finden, das Unternehmen zu leiten. Die Citadelle, von fünfzig schlecht bezahlten, und eben so schlecht verpflegten Soldaten besetzt, schien keines lan-

den Widerstandes fähig, und eine Besatzung von etwa
hundert Mann war leicht zu überwinden, wenn
man es ernstlich meinte. Der Subende von Siena
hatte seinen Wohnsitz in Rom aufgeschlagen, weil er
von hier aus alles besser übersehen zu können glaubte;
und der Commandant, Don Francesco de' Medici, war
als ein Mann bekannt, der leicht überrascht und in
Verlegenheit gesetzt werden konnte.

Diese Vorfälle zur Eroberung Siena's konnten
nicht so geheim gehalten werden, daß der Herzog von
Toskana davon unbemerkt geblieben wäre. Was
von seiner Seite geschehen mußte, war ihm nicht ge-
heim. Den Rathschluß berechnend, der aus dem Ver-
luste Siena's für die Sache des Kaisers hervorging, trug
er dem kaiserlichen General seine Hülfe an; doch
Diego de' Mendoza, von Hochmuth geblendet, wollte
keiner seine Pflicht aufopfern, als dem Herzog die Er-
haltung der Stadt verdanken. Nichts desto weniger
versammelte Cosmo einen Theil seiner Truppen in Sta-
gia, an der Gränze des Gebietes von Siena. Als nun
der Graf von Perigliano aus dem Kirchenstaate nach
Siena vorrückte und die Absicht der Verschworenen nicht
länger verkannt werden konnte, hatte der spanische
Commandant von Glück zu sagen, daß sich vierhundert
Mann in seiner Nähe befanden, die auf seinen ersten
Wink herbeieilten. Auf's Wenigste wurde die spanische
Besatzung hierdurch von einer gänzlichen Niederlage
gerettet. Sobald nämlich der Graf von Perigliano
durch das römische Thor in Siena eingedrungen war
und der Kampf seinen Anfang genommen hatte, zeigte

sich, daß nur durch einen Rückzug in die Citadelle Rettung gewonnen werden konnte; und gerade dieser Rückzug wurde durch die Truppen des Herzogs bemerkt, indem, ohne ihren Beistand, die Spanier abgeschritten und niedergewacht worden wären. Die Lage der Sache hielt indeß nicht auf, bedenklich zu seyn; denn in der Citadelle fehlte es eben so sehr an Kriegs- als an Mundverrath, und in Siena häuften sich die Angriffsmittel mit jedem Augenblick. Das Einzige, was den Spaniern zu Statte kam, war die Meinung, welche man in Siena von den Mähteln des Herzogs hatte. Ihn, wo möglich, zu gewinnen, schien so vertheilhaft, daß auf der Stelle eine Gesandtschaft an ihn abgeschickt wurde, die ihn bitten mußte, sich der Beihilfe seiner guten Nachbarn nicht entgegen zu stellen, da sie sich nur von Don Diego's Tyrannei befreien wollten, übrigens aber in ihrer Ergebenheit gegen den Kaiser beharrten. Jedem, welcher die Schwäche der Spanier in Italien kannte und leicht berechnen konnte, wie viel Zeit über die Ankunft frischer Truppen aus dem Neapolitanischen und Mailändischen verstreichen würde, trug kein Bedenken, den Antrag der Sienser anzunehmen; und so wurde ein Vertrag abgeschlossen, durch welchen sowohl die toscanischen als die spanischen Truppen freien Abzug erhielten, die wiederhergestellte Republik Siena aber das Recht erwarb, die Citadelle, welche bisher in ihrer Unterjochung geblieben hatte, niederzureißen.

Raum von dem spanischen Joch befreit, gerieth die Republik Siena in die größte Abhängigkeit von den Franzosen, welche aus der Stadt Siena einen Waffen-

platz machten, den sie, je nach den Umständen, zu einem Abgangspunkt gegen Toscana oder das Königreich Neapel zu benutzen gedachten. Die Verluste, welche Karl der Fünfte vor Neß erlitt, wo sein, vierzigtausend Mann starkes, Heer durch Entsehrungen und Krankheiten aufgerieben wurde, vernichteten den Rath des französischen Hofes; und fest entschlossen, den Kriegsschauplatz hauptsächlich nach Italien zu versetzen, benutzte er seine Verbindung mit der Pforte, um alle die Truppen zu landen, welche theils zur Vertheidigung von Siena, theils zu größeren Unternehmungen erforderlich waren. Ein Vertrag mit dem Magistrat von Siena stellte alle Häfen der toscanischen Republik zur Verfügung des Königs von Frankreich, der den Cardinal von Este, einen geschworenen Feind des Herzogs Cosmo, zu seinem Bevollmächtigten in Siena ernannte.

So bedröht, mußten Karl der Fünfte und Cosmo gleich sehr darauf bedacht seyn, großen Verlusten vorzubeugen. Was Diego de Mendoza, um die Schuld des Verlustes von Siena von sich abzumäßen, zum Nachtheil des Herzogs ausgesagt hatte, war leicht aufzulösen, theils durch die vortheilhaften Urtheile des Herzogs von Alba über den Verstand und die gute Besinnung Cosmo's, theils durch den Drang der Umstände, welcher den Verstand dieses Herzogs unentzweifelich machte. Ihm Vertrauen einzuspielen, überließ ihm Karl die Vertheidigung von Piombino, wobei er ihm anheim stellte, wie viel er auf die Besetzung dieses Küstenlandes wenden wollte; nur daß er den Staat, wenn er gefordert würde, gegen Bezahlung der darauf verwendeten

Leben zu beschaffen sollte. Zur Vertreibung der Franzosen aus Siena wurde hiernächst ein Plan gemacht, nach welchem der Herzog sich mit seinem Schwiegervater, dem Vice-König von Neapel, zur Erobertung des ganzen Gebiets der Republik verbinden sollte. Die Ausführung dieses Plans, welche mit dem Jahre 1553 ihren Anfang nahm, schritt indeß, zuerst an dem unermwarteten Tode des Vice-Königs, der den ersten Febr. zu Florenz erfolgte, und dann an der Mühe, welche man hatte, einen General zu finden, dem man die Führung des Krieges anvertrauen konnte. Die kostbare Zeit, welche darüber verstrich, wurde von den Franzosen zu Verstärkungen benutzt. Inzwischen lief auch die türkische Flotte aus dem Hafen von Constantinopel aus; und da die Franzosen verbreitet hatten, daß sie bereitwillig gegen das Königreich Neapel bestimmt seyen, so erforderte die Klugheit, das spanische Heer aus dem Gebiet von Siena dahin zurückzuführen. Don Garcia de Toledo, der Sohn des verstorbenen Vice-Königs, war, nach mehreren glücklichen Unternehmungen, gerade mit der Belagerung von Montalcino, dem festen Plage der Republik Siena, beschäftigt, als er den Befehl zum Aufbruch nach Neapel erhielt.

Von jetzt an lag die Fortsetzung des Krieges dem Herzoge von Toscana zur Last. Völliger Muth warren die Franzosen noch nicht stark genug, etwas gegen ihn zu unternehmen. Sie dachten sogar auf neue Mittel, ihn von der Partei des Kaisers abzuwenden; und da sie ihn auf dem Wege der Gerechtigkeit am leichtesten beschuldigen zu können glaubten, so schwächelten sie ihn sogar mit

der Aussicht auf eine Vermählung seiner ältesten Tochter mit dem Thronerben von Frankreich. Der Papst spielte den Vermittler, und that alles auf, was den Herzog zur Nachgiebigkeit bewegen konnte. Doch hierin konnte sich nicht dagegen vertheidigen, daß man ihn nur täuschen wolle, und höchst bedauerte ihn so sehr in dieser Ueberzeugung, als der Kaiserthale Piero Strozzi's in Italien; denn dieser sagte sehr bestimmt, daß die Königin von Frankreich ihren Ansprüchen auf das Herzogthum Florenz noch immer nicht entsagt habe, und daß es folglich auf einen Umsturz seiner Regierung abgesehen sey.

Die Sendung Strozzi's nach Italien war von dem Connetable Montmorency begünstigt worden, welcher sich durch dieselbe an dem Cardinal von Berrara, seinen Feinde, zu rächen gedachte. Strozzi kam von Livorno, wo die Franzosen, in Verbindung mit den Türesken, einige leichte Eroberungen gemacht hatten, nach Rom, um den Papst zu überreden, daß die Absicht des Königs von Frankreich keine andere sey, als die Republik Siena vor neuen Unterdrückungen zu bewahren. Es wurde ihm nicht schwer, den heil. Vater zu einer Verlängerung des mit Heinrich dem Dritten abgeschlossenen Vertrages zu bestimmen. Als er nun dies erreicht hatte, ging er nach Siena, wo er als General-Heutenant des französischen Königs auftrat. Als solchem gehörte ihm der Oberbefehl über die Truppen. Der Cardinal von Berrara, welcher denselben bis dahin geführt hatte, führte sich endlich durch die Verschöpfung auf die Civil-Verwaltung in einem Staate geschickt, der, wenn er die

Ernenntung einer Republik verdienen sollte, nur von seinem Magistrat abhängen durfte; indeß verberg der Cardinal seinen Verdruß, und unterstützte den General Ceruzzi bei der Besetzung von Monteregione und Casole, zwei Plätzen, welche an der Seelage des Gebiets von Florenz gelegen waren.

Dem Herzoge Cosimo mußte unter diesen Umständen, welche mit jedem Tage dringender wurden, daran gelegen seyn, genau zu wissen, wie viel Aufwand er (sey es bei der Vertheidigung seines Herzogthums, sey es bei der Eroberung von Siena) von dem Kaiser zu erwarten habe. Um dies zu erfahren, sandte er einen von seinen vertrauten Secretären nach Deutschland. Karl versprach viertausend Mann Fußvolk und hundert Reiter, die auf seine Kosten verpflegt und besoldet werden sollten; außerdem aber mochte er sich anheißig, dem Herzoge, nach beendigtem Kriege, so viel Land abzumessen, daß er für jeden Aufwand im Dienste des Kaisers belohnt würde. Mit diesen Aufmunterungen übernahm Cosimo den Krieg in Italien. Seine Voraussetzung war, daß der König von Frankreich Mühe haben würde, den Schauplatz mit Nachdruck zu betreten. Zwei Umstände versprochen, vorthellhaft zu werden: in Corsica hatten die Franzosen an den Spaniern Gegner gefunden, die sie nur allzu sehr beschäftigten; und da die Vermählung Philipps, einzigen Sohnes des Kaisers, mit der Königin von England ihrer Vollziehung nahe war, so ließ sich glauben, daß diese Verbindung, deren Feindschaft Frankreich nicht vertragen konnte, die Kräfte desselben noch mehr schwächen würde. Nachdem

mit der Herzog die Festungswerke von Livorno vernichtet, und die Festungen in Toscana mit Lebensmitteln und grobem Geschütze versehen hatte, dachte er ernstlich darauf, den Papst für sich zu gewinnen; und zwar so, daß sich Julius der Dritte entweder mit ihm verbände, oder, wenn er durchaus neutral bleiben wollte, den Kriegsschauplatz nicht unvorteilhaft beständete. Seit dem Tode des verstorbenen Jahres war die Vermählung der jüngsten Tochter des Herzogs mit Paolo Eusebio Orsini beschloffen worden, um die Bequemlichkeiten, welche das Herzogthum Bracciano und die übrigen in der Nähe von Toscana gelegenen Staaten dieser Familie gewährten, für den Krieg benutzen zu können, und um zugleich zu verhindern, daß die den Königen von Frankreich seit mehreren Jahrhunderten ergebene Pflicht durch ihr Ansehen und ihre Macht den Franzosen im Kirchenstaate möglich würden. In gleicher Absicht hatte Cosimo dem Papste die Vermählung seiner dritten Tochter mit einem päpstlichen Neponen versprochen; und um von diesem weitauseehenden Verhältnisse auf der Stelle allen nur möglichen Vortheil zu ziehen, bewog er ihn, in Folge des verlängerten Waffenstillstandes, den Franzosen den Verkauf von Lebensmitteln in dem Kirchenstaate eben so zu erschweren, wie ihm denselben zu erleichtern. Mit dem Marschese di Marignano, einem Mailänder von der Familie der Medici, der sich unter dem General del Vasto in Italien, wie in den Kriegen von Ungern und Deutschland, ausgezeichnet hatte, so wie mit Don Francesco de Tolato, Karls des Fünften Gesandten, wurde der Operations-Plan verabredet, und man vereinigte

sich dahin, daß der Krieg im Namen des Kaisers und des Herzogs geführt, der Marschese aber den Oberbefehl im Namen des Herzogs erhalten sollte. Zugleich beschloß man, die Feindseligkeiten vor der Ankunft der in Deutschland gemorbenen Soldaten, so wie der kaiserlichen Truppen von Mailand und Neapel, zu beginnen, die Sienser auf's Unerwartetste zu überraschen, und theils durch Besetzung ihres Gebiets, theils durch eine kräftige Belagerung der Stadt Siena die Uebergabe derselben zu erzwingen. Der Herzog wollte in Florenz bleiben, theils um für das Bedürfniß des Heeres mit Nachdruck zu sorgen, theils um durch seine Gegenwart allen den Unruhen vorzubeugen, welche leicht die Folge dieses Krieges werden konnten, da der Geist des Republicanismus nicht so ausgerottet war, daß nicht einzelne Anführer desselben die größte Verwirrung gestiftet hätten. Denn noch vor Kurzem hatte sich die Unzufriedenheit mit der Regierung des Herzogs in beleidigenden Anschlagszetteln offenbart, und war die alte Freiheit lieber, hielt es mit Frankreich gegen den Kaiser und den Herzog.

Das Heer des Herzogs bestand aus etwa zweitausend Mann. Auf allen Punkten des Herzogthums gestreut, setzte es sich um die Mitte des Jan. 1554 in Bewegung, um in drei Abtheilungen nach Siena aufzubrechen und diese Stadt einzuschließen. Piero Strozzi war abwesend, als dies geschah; und da der Marschese von Marignano um diese Abwesenheit mußte, so rechnete er um so mehr auf den glücklichen Erfolg seines Unternehmens. Er selbst langte zur festgesetzten Zeit vor Siena an. Nicht so die Führer der beiden übrigen Ab-

theilungen: der Graf von Montauto und Adolfo Baglioni. Aufgehalten durch schlechte Wege und angeschwellene Flüsse verloren sie mehrere Tage, ehe sie sich an den Marchese anschließen konnten; und die Folge davon war, daß dieser sich in der Nacht vom 26. Jan. damit begnügen mußte, das vor dem Camulia-Thore von den Franzosen errichtete Fort zu besetzen. Auch seine Truppen waren so ermüdet, daß, obgleich die Ueberraschung vollkommen war, für den Tagesablauf nichts weiter begonnen werden konnte. Der in Siena zurückgebliebene Cardinal von Eßt gerieth über die Ankunft der toscanischen Truppen in eine so große Besorgung, daß er sich Anfangs für verrathen hielt. Von diesem Wahn durch den guten Willen der Siener, jeder seiner Befehle zu befolgen, befreit, traf er bald solche Anstalten, daß der Marchese von Marnano sich lieber vertheidigen, als dem Angriff fortsetzen wollte. Inzwischen kam Piero Strogi zurück, und nun galt es eine gegenseitige Beschränkung, welche mehrere Monate anhielt. Der Gedanke des Marchese war, die Siener durch den Hunger, oder durch die Furcht vor denselben, zur Uebergabe zu bewegen; zu welchem Ende er die meisten Ausgänge ihrer Stadt besetzen und ihre Felder verheeren ließ. Piero Strogi, einem offenen Kampfe bei der großen Ueberlegenheit der toscanischen Truppen nicht getraut, sah keine andere Rettung ab, als die, welche ihm durch Verstärkungen und Seitenangriffe zu Theil werden konnte. Um Weiden suchte er so lange, bis sich endlich der französische Hof entschloß, die Besatzungen von Perma und Mirandola, verstärkt durch neuange-

bediente und über die Alpen gekündete Truppen, zu seinem Vortheil in Bewegung zu setzen. Während diese bestimmt waren, durch das apenninische Gebirge nach Florenz vorzudringen, sollte der Prior von Capua, ein Bruder Piero Stroggi's, bei Piombino landen und die königlichen Truppen von der entgegengesetzten Seite verdrängen. Beide Maßregeln würden Siena gerettet haben, wären nicht um eben diese Zeit die Deutschen in Mailand, die Spanier in Neapel aufgebracht, den Herzog Cosimo gegen einen unmittelbaren Angriff zu beschützen. Da bei der Belagerung von Siena vom Thore unbefestigt geblieben waren, so benutzte Piero Stroggi diese günstige Gelegenheit, in der Nacht vom 11ten Jun. mit viertausend Mann Fußvolk und vierhundert Reitern hervorzubrechen und über Casole nach Pontedera vorzudringen, von wo ihm die Vereinigung mit seinem Heuter und mit den übrigen Truppen nur allzu leicht wurde. Hierüber vertheilte sich in Florenz die größte Beunruhigung; denn, obgleich der Herzog zwölftausend Mann Fußvolk in der Hauptstadt zurückbehalten hatte, so war doch nicht wenig von dem unruhigen Geiste der Bürgererschaft zu fürchten, da der feindliche General sich ihren Willkürer nannte und Befreiung von einem lästigen Joch versprach. Zwar hatte der Herzog dem Marschall von Marignano den Befehl gegeben, daß er sogleich aufbräche und dem Vortregeten folgen sollte; allein ehe die ausgesendeten Truppen zurückgenommen und die Stadt gehörig besetzt werden konnte, versicherte eine kostbare Zeit, und als der Marschall sich in Bewegung setzte, war Piero Stroggi bereits über den Arno in das Lucca-

nische eingebrungen, wo er sich bei Ponte a Mariano zu verschanzen gedachte. Der Herzog, sey es aus Furcht, sey es aus Ungeduld, verlangte jetzt von dem Marschese, daß er sich mit dem Heere Don Siebanni's de Luna, welcher, ohne die aus der Lombardei aufgetriebenen Franzosen erreichen zu können, durch den Paß von Pontremoli in der Lunigiana angelangt war, vereinigen und den Feind angreifen sollte; doch der Marschese machte nur allzu bald die Entdeckung, daß die französischen Truppen, von Herquevaux geführt, sich bereits an Stroyi angeschlossen hatten. Ein Gefecht, bei Pescia begonnen und mit nicht unbedeutendem Verluste durchgeführt, sagte dem toscanischen General, daß er nicht weiter vorgehen dürfe; und indem er sich nach Cervolle zurückzog, blieb er sechs italienische Meilen von Ponte a Mariano stehen, um Stroyi zu beobachten und am weiteren Vorgehen nach Pistoja zu verhindern. Trotz aller Wachsamkeit, die von ihm angewandt wurde, gelang es dem französischen General, über den Arno nach dem Gebiet von Siena zurückzukehren, wo sein zweiter Bruder, Ramond Roberto Stroyi, mit sechs tausend Mann frischer Truppen angelangt war. Der Marschese von Marignano folgte ihm auch dahin, und noch manchen Hin- und Herbüßen kam es endlich den 17ten Aug. zu einer entscheidenden Schlacht.

Beide Heere hatten sich in Val di Chiana der Stadt Marciano genähert; und, indem beide bemühet waren, eine vortheilhafte Stellung zu gewinnen, erfolgten Gefechte über Gefechte, und zwar um so mehr, weil Stroyi es darauf anlegte, den Marschese zu einer

Schlacht zu bringen. Dieser hatte 12,000 Mann Fußvolf und zweihundert Reiter mit mehr als zweihundert Sendarmen. Jener war an Fußvolf nicht schwächer; doch stand er in der Reiterei zurück, weil die seinige in Befehlen stark geführt hatte. Den Truppen des Kaisers und des Herzogs fehlte es in ihrer vortheilhaften Stellung an keiner münchenswerthen Bequemlichkeit; die Franzosen hingegen litten Mangel an Wasser und anderen Nothwendigkeiten. Der Herzog forderete eine Schlacht, weil er sein Land nicht länger leiden lassen, und eben so wenig gestatten wollte, daß das offene Siena sich mit Lebensmitteln versähe. Die ganze Lage war so beschaffen, daß, wer zuerst das Lager verließ, als verlorren betrachtet werden konnte. In dieser Spannung trennte ein kleines Thal, von einem hohen Bach durchschnitten, die beiden Heere. Den Thalrand bildeten zwei Hügelketten, welche nach Fojano hin ausliefen, wohin sich die verwundeten Franzosen zurückzogen. Die Beschießer hatten seit vier Tagen gehaust, als Eroyi, welcher die Worthlosigkeit seines Heeres zu fühlen begann, das Aufmarschen nach Fojano schickte, in der Absicht, den folgenden Tag dahin aufzubrechen und im dem Gebiete von Siena einen Vertheidigungskrieg zu führen. Ein solches Vorhaben, zur Nothzeit aufgeführt, würde nicht eher glücklichen Erfolg gehabt haben. Dies aber war gegen Eroyi's Plan, es sey nun, weil er schlagen wollte, oder um seinen Rückzug auf eine ehrenvolle Weise zu machen. Der Marschall von Marignano war indeß kaum davon unterrichtet, daß sein Heer sich in Bewegung gesetzt habe, als auch er das

Lager abbrechen und sein Heer in Schlachtlordnung marschiren ließ. Beide Heere bewegten sich auf den gegenüberstehenden Hügeln unter unbedeutenden Gefechten bis die Hügelkette beendet war und sie sich, nur durch das Bett des Flusses geschieden, einander gegenüber befanden. Das Echo nahm hier sogleich wieder seinen Anfang, und dauerte fort, bis der Marschall seine Artillerie und seine Reiterei vorgehen ließ, um die Schlacht zu beginnen. Ohne Artillerie und ohne hinlängliche Reiterei, fühlten sich die Franzosen sehr bald gedrängt; und sobald ihre Mägel gänzlich entblößt waren, vermochten sie den Angriff von vorn so wenig aufzuhalten, daß eine von ihren Abtheilungen nach der andern die Flucht ergriff. Nicht weniger als viertausend blieben im Kampfe. Forquembourg, einer von seinen Brüdern, Paolo Orsini und Andere von geringerer Bedeutung wurden gefangen genommen. Piero Serey, fast verwundet, ritt sich durch die Nacht nach Fagnano, von wo er eiligt nach Mantelone ging. Da der Ort, wo die Schlacht war geliefert worden, von den Landleuten Scansagallo genannt wurde, so benannte man die Schlacht nach ihm. Der Marschall rückte ohne Zittern, lust nach Fagnano vor, wo er sich der Weiräche des Feindes bemächtigte, und begab sich darauf nach Sinigaglia, um es aufs Neue einzuschließen.

Der Sieg eines Herzogs von Florenz über den König von Frankreich, war allen erwartet, als daß die öffentliche Meinung dadurch nicht aufs Wesentlichste hätte verändert werden sollen. Wir bedauern auch die Zahl von Cosmo's Söhnen bis dahin gemessen seyn

machte: Sie verminderte sich, von dem Tage bei Scannagallo, je mehr und mehr; und er selbst verstärkte dieselbe ihm vortheilhafte Stimmung dadurch, daß er die Gefangenen mit großer Menschlichkeit und Schonung behandelte und sie, sogar unaufgefordert, in Freiheit setzte.

Da übrigens Siena nicht auf der Stelle verloren ging, so nahm der französische Hof die Miene an, als ob nichts verloren sey. Cerrugi erhielt den Marschallstab, gerade als ob er den glänzendsten Sieg davon getragen hätte; und weil man, selbst bei der größten Reizung zum Frieden, getrennte Vortheile nicht aufgeben darf: so wurde ihm zur Pflicht gemacht, Siena nicht eher aufzugeben, als bis die höchste Noth es erforderte, die übrigen Festungen der Republik aber auf's Außerste zu vertheidigen, bis neue Verstärkungen anlangten. Die nachtheilige Folge dieses Verfahrens war, daß Siena, nachdem es noch mehrere Monate widerstanden hatte, sich zu einer Capitulation bequemen mußte. Diese wurde dahin abgeschlossen, daß Jeder, welcher Bedenken trug, an Ort und Stelle zu bleiben, ohne Nothwehr auszuwandern konnte. Da nun Karl der Fünfte früher erklärt hatte, daß die Einwohner von Siena ihrer politischen Rechte verlustig wären, so benutzten die Sieneser die ihnen zu Theil gewordene Capitulation zu Auswanderungen nach Montalcino; und weil sie ihre republikanische Verfassung als etwas betrachteten, das nicht an einen bestimmten Ort gebunden wäre: so errichteten sie dieselbe auf's Neue zu Montalcino mit allen Gebräuchen, welche ihr jemals eigen gewesen waren. Es war also nur die Hauptstadt erobert,

der Staat, als solcher, aber dauerte fort; und in dieser Zeitdauer lag die Fortsetzung des Krieges einge-
schlossen. Stroggi, dem es gelungen war, trotz seiner Wunde nach Montakino zu entkommen, ging, weil er sich daselbst nicht sicher glaubte, nach Portofino, das er zu verteidigen gedachte, um den Zusammenhang der Republik mit Frankreich zu erhalten. Doch ehe er alle Verteidigungsanstalten getroffen hatte, sah er sich von dem Marschese de Marignano belagert. Dieser brachte ihn nur allzu bald dahin, daß er nach Civita Vecchia entfliehen mußte, wenn er nicht in die Hände seines Todfeindes fallen wollte. Portofino gerieth auf diese Weise in die Hände des Herzogs von Toscana.

Am dem Ende des März, ungefähr vierzehn Tage vor der Capitulation von Siena, war Tullius der Dritte gestorben, zu einer Zeit, wo der Herzog, um dem Papste sein Wort zu halten, mit Philipp dem Zweiten über die Rückeroberung des päpstlichen Nepes in Königlich Neapel unterhandelte. Der erkrankte Stuhl des heil. Petrus regte den Ehrgeiz der Cardinale an. Eifriger als alle übrigen bemerkte sich der Cardinal von Ferrara um denselben; Piero Stroggi schlug sogar den französischen Cardinälen vor, ihn mit Hilfe von sechsteusend Mann Fußvolk, die er durch das Herzogthum Castro nach Rom schicken wollte, auf den päpstlichen Thron zu erheben. Außerdem fand jener Cardinal die Unterstützung seines Bruders, des Herzogs von Ferrara, der seinen ältesten Sohn mit einer Tochter des Herzogs Cosimo vermählen wollte, vorausgesetzt, daß die Diene für seinen Bruder das Ergebniß dieser Verbindung

würde. Der Cardinal Farnese wollte einen andern Pabst, um dem Herzog Ottavio den Staat von Parma zu erhalten und die Wiedereroberung von Piacenza wahrscheinlich zu machen. Alle diese Bemühungen scheiterten an der Eile, womit die Cardinäle einen gewissen Marcello Cervini aus Montepulciano wählten. Er führt in der Geschichte des Kirchenstaats den Namen Marcellus der Zweite. Die Franzosen versprachen sich von seiner Regierung eben so viel Vortheile, als die Kaiserlichen; doch ehe er die Erwartungen der Einen oder der Andern erfüllen konnte, starb er, ein und zwanzig Tage nach seiner Einsegnung. Dem Ehrgeiz der Cardinäle war die Laufbahn auf's Neue eröffnet, und groß waren die Bestrebungen der Häuser von Farnese und Parma, als am 23ten Mai die Wahl auf den Cardinal Giovanni Pietro Caraffa, einen Neapolitaner, fiel. Er nahm die Benennung Paul der Vierte an. Möglich bejahet, und im Geruch der Frömmigkeit, weil er den Throner. Orden gestiftet hatte, prägt er doch, unmittelbar nach seiner Thronbesteigung, einen schrankenlosen Ehrgeiz und eine nicht geringere Ehrsuche für seine Neptoren. Was jemals ein Pabst gezeiget hat, das wollte auch er gesien, und der Friede der Kirche kam bei ihm nicht in Betrachtung gegen die Vortheile, die er durch den Krieg erlangen zu können glaubte.

Für den Herzog Cosmo waren durch Caraffa's Ernennung die Umstände um so mehr verändert, weil Paul der Fünfte im Begriff stand, der weltlichen Hoheit freiwillig zu entsagen und sich in das Kloster St. Just in

in Eßnemadura nachzusehen. Schon seit Jahr und Tag hatte er diesen Gedanken gehegt, und seine Schwes-
tern, wie sein Bruder, der König von Ungarn und
Böhmen, waren mit ihm darin einverstanden, daß die
Ausführung nicht länger verschoben werden dürfe. Sein
einziger Sohn Philipp, welcher seit einem Jahre König
von England geworden war, weil Maria, die Tochter
Heinrichs des Vierten von Castilien von Aragon, sein
Verloben getragne hatte, ihm ihre Hand zu geben, stand
in einem Alter von 32 Jahren, und besaß alle Eigen-
schaften, welche die Regierung einer großen Rolle for-
derte. Durch den in Augsburg abgeschlossenen Reli-
gionsfrieden waren die Streitigkeiten beigelegt, in welche
der Kaiser mit den Fürsten Deutschlands gerathen
war. Moriz von Sachsen hatte seinen Tod in der
Schlacht bei Siekersteinhausen gefunden, worin er den
Markgrafen Albrecht von Brandenburg besiegt hatte.
Warren gleich die Erfolge der letzten Feldzüge des Kai-
sers gegen Heinrich den Zweiten nicht glänzend gewesen,
so hatte doch auch Frankreich keine Vortheile gewonnen,
deren es sich rühmen konnte. Eine Friedensunterhand-
lung sollte, unter Vermittelung der Königin von Eng-
land, so eben ihren Anfang nehmen, als die Nachricht
von dem Auslaufen der türkischen Flotte die Hoffnung
des französischen Hofes wieder aufmachte, und Philipp
den Zweiten in die Nothwendigkeit versetzte, den Her-
zog von Alba mit einem Heere nach Italien zu senden,
um dasselbe, gemeinschaftlich mit dem Herzog Cosimo, ge-
gen die vereinigte Macht der Türken, des Papstes und
der Franzosen zu verteidigen. So standen die Sachen,

als Rath der Fürsten, geleitet durch Anstrengungen aller Art, besorgt für die Fortdauer seines Rufs, voll Ueberdruß gegen ein freudenloses Daseyn, im 55ten Jahre seines Alters den schwachen Widerstand seiner Kraft dazu anwendete, die Beherrschung seines großen, einer Einheit gänzlich unfähigen Reiches, in Gegenwart seines Bruders Ferdinand, seiner Schwester Maria, vieler Bischöfe des Reiches und der versammelten Stände von Flandern und Brabant, auf seinen Sohn zu übertragen. Diese Entsagung erfolgte zu Brüssel, den 25ten Oct. 1555. Das deutsche Reich, sammt den Reichthümern auf Böhmen und Ungarn, blieb seinem Bruder Ferdinand. Albrecht Verrichtete auf Philipp über, welcher, als Gemahl der Königin Maria von England, Beherrscher von Spanien, von Italien (den Kirchenstaat, das Herzogthum Neapel, Savoyen, Venedig und einige kleinere Republiken ausgenommen) von den Niederlanden und von dem vierten Theil der Welt, so weit derselbe um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erstreckt war, wurde. Der Kaiser verweilte noch ein ganzes Jahr in den Niederlanden, ehe er sich zur Abreise nach Spanien anschloß.

Inzwischen war der Herzog von Alba seit dem Jannuar des Jahres 1555 mit einem Heere in Italien angelangt. Als Vice-König für ganz Italien hatte er unbedingte Gewalt; nur hatte Philipp der Zweite ihm die Verbindlichkeit auferlegt, den Herzog Colonna bei Entwerfung des Operations-Plans zu Rathe zu ziehen. Der Gedanke des Herzogs war, daß man die festen Plätze von Mailand und Piemont vollständig besetzen sollte, um die Besitzthümer des französischen Königs

schoß Hoffen zu heimen; daß, um die Türken an Landungen im Königreich Neapel zu verhindern, die Meer mit Ketterei bedeckt werden müßten; daß übriges der Kern des vereinigten Heeres in dem Staate von Siena zu vereinigen sey, um theils nach dem Mailändischen, theils nach dem Königreich Neapel, so oft die Noth es erfordern würde, auszufallen und den Pabst, wie die Franzosen, in Jamm halten zu können. Von diesem Operations-Plan rieth der Herzog dem Kaiser gleich Anfangs dadurch ab, daß er sich mit den Franzosen im Piemontesischen einließ. Truppen, welche zur Vertheidigung der Küsten bestimmt waren, mußten in Nord-Italien über Kräut verschwenken; und als die sächsische Flotte in dem Kanal von Piombino erschien, blieb nichts Andern übrig, als das Sienensische demäße gänzlich zu räumen und sich alle die Verheerungen gefallen zu lassen, welche der General Sebaste, Saxon's Nachfolger im Oberbefehl, von Montecatini aus verurtheilte. Glücklicher Weise wurden die Tüthen bei Piombino geschlagen, ehe sie festen Fuß gewinnen konnten; und nachdem sie sich mit der französischen Flotte bei Elba vereinigt hatten, entsagten sie allen weiteren Landungsversuchen auf der Halbinsel, und gingen nach Corsica, wo die Genueser, zu ihrem Empfange bereit, ihnen so viele Hindernisse in den Weg legten, daß sie, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben, gegen den Herbst nach Constantinopel zurückkehrten.

Obne den Repetition Pauls des Vierten hätte ein dauerhafter Friede zwischen Spanien und Frankreich zu Stande gebracht werden können. Philipp der

Zweite und Heinrich der Dritte bedurften desselben gleich sehr, wenn sie ihre Unterthanen nicht gänzlich erschöpfen wollten; auch waren Beide demselben nicht abgeneigt. Doch der achtzigjährige Papst, der seine nächsten Verwandten in den Fürstenstand zu erheben wünschte und seinen Zweck nur durch die Fortdauer des Krieges erreichen konnte, that alles, was in seinen Kräften stand, den Frieden zu verhindern; und sein Entschluß, seinem Neffen Fürstenthümer zu verschaffen, war so fest, daß er selbst den Gedanken eines heimlichen Bündnisses mit den Türken nicht zurückließ. Da die Plätze besetzt waren, so galt es nichts Geringeres, als Philipp dem Kaiser das Königreich Neapel zu entreißen und dasselbe mit Frankreich zu theilen. Zu diesem Endzweck wurde, unter Vermittelung des Cardinals von Bethuyn und des Cardinals von Lorraine, ein heimlicher Tractat mit dem französischen Hofe abgeschlossen (15. Dec. 1555), nach welchem Heinrich der Dritte sich anheischig machte, 12,000 Mann Fußvolk und 300 Mann Reiterei zur Unterstützung des Papstes und seines Neffen nach Italien zu senden, der Papst aber, die Feindseligkeiten entweder in Toscana, oder im Königreiche, je nachdem es am vortheilhaftersten seyn würde, mit 10,000 Mann Fußvolk und 1000 Mann Reiterei zu eröffnen, versprach. Der zweite Sohn des Königs von Frankreich sollte König von Neapel werden; doch wollte man von diesem Königreiche so viel abreißen, als zur Vergrößerung des Kirchenstaates und zu einer standesmäßigen Ausstattung der Caraffe's erforderlich seyn würde. Dies war der Plan des Papstes, für welchen er auch den

Herzog von Ferrara und die Venetianer zu gewinnen suchte. Jener war leicht gewonnen; nicht so diese. Die Hülfe der Läden betrachtete man als unsicher, und Paul der Werte war des glücklichen Erfolges gewiß, daß er, wie nöthig auch die Geheimhaltung des Tractats seyn mochte, dem Cardinal von Toledo auftrag, seiner Nichte, der Herzogin von Aleranz, einen Trauerantrag zu empfehlen, weil er damit umgehe, ihren Gemahl, den er ein Teufelskind nannte, für seine Vergehungen zu bestrafen.

Es ist nicht als wahrscheinlich, daß Heinrich der Zwelte um diesen, in seinem Namen mit Paul dem Werten abgeschlossenen, Vertrag gar nicht wußte. Der Counsellor Montmorenci, der sein Vertrauen besaß und die Fortsetzung des Krieges in Italien mißbilligte, erhielt von ihm die Erlaubniß, mit dem jungen Könige von Spanien wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln, der auf fünf Jahre abgeschlossen werden sollte; und nachdem die Besprechungen in der Abtei Baugressac bei Cambrai ihren Verlauf genommen hatten, vereinigte man sich leicht, sowohl über den Waffenstillstand, als über die Vermählung der ältesten Tochter Heinrichs mit Don Carlos, einzigen Sohn Philipps des Zwelten. Während also die eine Partei des französischen Hofes die Kriegesflamme in Italien wieder aufzuleben suchte, die andere eben diese Flamme in den Niederlanden aus; und da in dem zu Baugressac abgeschlossenen Waffenstillstand alle Verbündeten der beiden Hauptmächte eingeschlossen waren, so blieb der Papst in seinen Erwartungen getäuscht. Derselbe außer sich vor Wuth, ge-

bedachte der achtzigjährige Kaiser, den Krieg auf eigene Rechnung zu beginnen, wiewohl in der Voraussetzung, daß Frankreich ihn nicht verlassen werde. Die Anstalten, welche er dazu traf, waren so eifrig, daß die Herzoge von Alba und Cerdeña sich nicht dagegen verblenden konnten. Philipp, in der Achtung für die römische Kirche aufgewachsen, konnte es lange nicht über sich erheben, die Herausforderungen des Papstes anzunehmen; doch als Priester sein Gewissen hierüber beruhigt hatten, gab er seine Einwilligung zur Besetzung des Kirchenstaats, als dem sichersten Mittel, den Frieden zu erzwingen. Der Herzog von Alba rückte also von Neapel nach Rom vor, besetzte Ostia, und traf zugleich Anstalten zur Besitznahme von Civita vecchia. Rom, auf diese Weise eingeschlossen, geräth in Verhörung; der besetzte Papst jährt vor einem Anfall, der ihm leicht das Leben kosten kann; die Caraffa's legen sich auf's Bitten, und der Herzog von Alba bewilligt einen Waffenstillstand von vierzig Tagen, während welcher Zeit er seine Anstalten zu vollenden glaubt. Inzwischen hat am französischen Hofe die Partei der Königin den vollständigen Sieg davon getragen. Franz von Guise erscheint an der Spitze von 20,000 Mann in Italien. Der Waffenstillstand wird aufgehoben, und für den Herzog von Guise tritt eine Armee ein, welche schwerlich noch gefährlicher gedacht werden kann. Er hat sowohl den Herzog von Ferrara, als die Genuesen, für den König von Spanien gewonnen; er hat jedes Opfer dargebracht, die spanische Macht in Italien zu besetzen; er hat glänzende Verheißungen erhalten, ohne daß jedoch

auch nur eine einzige derselben erfüllt worden ist. Jetzt von dem Papste und dem Könige von Frankreich gesucht und geliebtet — zu welcher Partei soll er sich wenden? Er selbst schwankt; aber Philipp der Dritte, der sich in seine Lage zu versetzen versteht, kommt seinem Entschlusse dadurch zuvor, daß er ihm die Stadt und den Staat von Siena, mit Ausnahme der Häfen Ortonello, Lalamone, Portofino, Monte Argentario und Santo Stefano, als ein Reichthum antragen läßt, und Portoferrajo mit einem Heere von portugiesischen Weilen an ihn abtritt. Der Herzog nimmt diese Bedingungen an. Es wird ein förmlicher Vertrag abgeschlossen, nach welchem ein solches Trug- und Schatz-Bündniß zwischen den Königen von Spanien und dem Herzogen von Toscana Statt finden soll. Der Herzog von Guise und der Papst sind von jetzt an zu schwach für ihre Entwürfe. Geßtosslich reicht der Herzog von Alba der entscheidenden Schlacht aus, welche Guise liefern möchte. Das französische Heer, durch Hin- und Herwandelnde abgemindert, verliert den Muth, und wird ein Raub der Brandstümmen, die sich nur allzu bald einstellen. Guise, der sich den ganzen Weltzug als eine Reihe von Triumpfen gedacht hat, steht sich nicht so bald in seiner Erwartung betrogen, als er seine Abberufung bereitete, welche ihm so schneller erfolgt, weil Philipp Frankreich im Norden bedröhet. Von den Franzosen verlassen, muß der Papst seinen Brüdern mit dem Herzoge von Alba machen, so gut er kann. Der Herzog von Florenz dient als Künster. Indem der Papst dem Bündniß mit Frankreich aufsetzt und in den

Bedürfnis eines Vorkirten der christlichen Kirche zu bleiben verspricht, erhält er seine Staaten zurück. Der Herzog von Alba begibt sich nach Rom, um dem Papste die Verteidigungen abzuliefern, die er ihm zugesagt hat. Er wird auf's Ehrenvollste empfangen, und während das französische Heer sich theils zu Livina vecchia einschiffte, theils über Ferrara nach Frankreich zurückkehrte, machte der Papst den Frieden mit Spanien im Consistorium bekannt, und schickte, zur Wiederherstellung des allgemeinen Friedens, die Cardinäle Taraffa und Daulgis an den König Philipp und an Heinrich den Zweiten von Frankreich.

Nichts hatte zu diesem Erfolge so viel beigetragen, als die Horeicheite der Spanier an der Nord-Ostgränze Frankreichs. Vereinigt mit achtausend Engländern, unter dem Oberbefehl des Grafen von Pembroke, war Phelbert von Savoyen in die Picardie eingebrungen, während die Franzosen gewöhnt hatten, daß er sie in der Champaigne angreifen werde. St. Quentin, von Coligny vertheidigt, leistete längern Widerstand, als die Spanier erwartet hatten; doch als Montmorency zum Entsatz dieser Festung herbeilief, wurde er geschlagen und gefangen genommen. Es hing jetzt von Philipp dem Zweiten ab, ob er die Hauptstadt Frankreichs erobern wolle. Während der Schlacht bei St. Quentin hatte er gebetet und dem heil. Laurentius, wenn er dieselbe gedenke, ein Kloster zu errichten gelobt. Nach der Einnahme von St. Quentin und le Cautet, während die Pariser jittersen, blieb der König von Spanien in der Picardie sitzen, um die Friedensanträge zu empfan-

ren, die man ihm machen würde. Unter diesen Umständen kam Saise auf dem Kriegsschauplatz an, und seine erste Waffenthat war, daß er den Engländern Calais nahm, in dessen Besitz sie seit fast Jahrhunderten gewesen waren. Neuer Muth belebte von diesem Augenblick an die Franzosen, und willig folgten sie dem lothringischen Helden, als es eine Belagerung von Thionville galt. Diese Festung wurde genommen, nachdem Stroggi gefallen war. Den Erfolg zu verstärken, eilte der Marschall von Ebrune mit einem Corps von 15,000 Mann aus Calais herbei; allein er wurde von dem Grafen von Eymont geschlagen und gefangen genommen. Nach dieser Schlacht bei Gravelling bestand das Heer der Franzosen unter Saise aus 40,000 Mann; das des Herzogs Philibert von Savoyen, nachdem er sich mit dem Grafen von Eymont vereinigt hatte, aus wenigstens 35,000 Mann. Ein Zwischemmann von wenigen Wunden trennte beide Heere; und die Könige von Spanien und Frankreich waren gegenseitig in einem Augenblick, wo Alles auf dem Spiele stand. Heimlich der Dorte erweh, daß er, nach dem Verlust der bevorstehenden Schlacht, gänzlich in die Hände der Spanier gerathen könnte; Philipp brach in Aufschlag, daß die Engländer, nach dem Verlust von Calais, nothgedrungen, daß die Niederlande nach Frieden suchten, daß seine Gegenwart in Spanien notwendig sey, daß die Krankheit seiner Gemahlin, der Königin von England, ihm leicht die Unterstüßung seiner Bundesgenossen entgehen könnte. Die Nothwendigkeit gab beiden Königen die Genehmigung zum Frieden. Von den Franzosen gin-

gen die ersten Vorschläge aus. Zu Lize wurden am 7ten Sept. die Friedensbedingungen besprochen. Der Tod Karls des Fünften, welcher in dem letzten Tagen dieses Monats erfolgte, beschleunigte die Unterhandlung; doch als den 17ten Dec. der Tod der Königin Maria von England den Vänten neues Leben gab, trat ein Stillstand in die Unterhandlungen, welcher nicht eher gehoben wurde, als bis die Cabinete sich überzeugt hatten, daß Elisabeth, die Nachfolgerin Maria's auf dem englischen Thron, sich weder für Frankreich, noch für Spanien erklären werde. Inzwischen waren die Fürsten Italiens nicht untbäng, sich gegenseitig den Rang abzulaufen. Die Republik Venedig bildete den Gegenstand der gemeinschaftlichen Habsicht. Cosmo nahm sie in Anspruch, im Folge seiner Verträge mit Philipp dem Zweiten; die Caraffa's verlangten sie als den Lohn der treuen Freundschaft Pauls des Fünften mit dem Könige von Frankreich; der Herzog von Ferrara behauptete, sie als Erbgut für die dem französischen Hofe gemachten Verschäfte zu erhalten, nur nicht als spanisches Lehn; Don Francisco da Esle ließ sich diese Bedingung gefallen. Cosmo siegte zuletzt über alle seine Nebenbuhler.

Von Tercamp nach Chateau Cambresis verlegt, geschloßen die Friedensunterhandlungen im April 1559 zu einem Abschluß. Die Grundlage dieses Vertrages war die Vermählung Philipps des Zweiten mit der ältesten Tochter Heinrichs, und die des Herzogs von Savoyen mit einer Schwester desselben Königs. Alle im Laufe des letzten Krieges eroberten Staaten und Plätze sollten zurückgegeben werden. Frankreich blieb in dem Besiz

von Calais und Neß; dafür aber gab es zurück, was durch französische Waffen in Piemont, in Genua und in der Republik Siena war erobert worden. Der letztere Staat, mit Inbegriff der Viter-Republik Montalcino, wurde auf's Höchste an den Herzog von Florenz abgetreten, unter der Bedingung, daß Jener, der sich seiner Herrschaft unterwerfen würde, in den Besitz seiner verlassenen Güter zurücktreten sollte. Die Vollziehung dieses letzten Punktes war mit einigen Schwierigkeiten verbunden, welche hauptsächlich von dem Wunsche der Siemeser, in republikanischer Form fortzubauern, herrührten; allein diese Schwierigkeiten wurden einerseits durch die Mäßigung des Herzogs Cosimo, andererseits durch den Haß der Caraffa's beseitigt, welche der Papst in seinem letzten Lebensjahre aufgab, weil er die Rettung der Römer zu retten wünschte. Das ganze Gebiet von Siena unterwarf sich nach und nach, Cobona allein ausgenommen, welches der Graf von Pitigliano besetzt hielt. In Siena und Florenz wurden öffentliche Feste wegen der Vereinigung beider Cranten angestellt. Die Gier und Eifersucht betrachten die Fürsten Italiens diesen Zuwachs; und man hörte nicht auf, darüber zu ersinnen, daß in einem Kriege, der einen so großen Theil von Europa verheert und die größten Mächte geschwächt hatte, der Herzog von Florenz allein gewonnen habe. Frankreich mußte 153 besiegte Städte, die es im Laufe dieses Krieges in Italien und Flandern erobert hatte, zurückgeben, um Neß und Calais behalten zu dürfen; Cosimo dagegen behielt, was er erobert hatte, und bekam Plätze, welche er nie hatte behalten

namen. Selbst als Spanien die Oberherrschaft in Italien verlor, blieb der Staat von Siena mit dem von Florenz vereinigt. So lange Pölypp lebte, erfolgte keine Erschütterung in dem politischen System Italiens. Der Mittelpunkt desselben lag in dem Herzogthume Toscana, welches, beschützt und beschädigt, in Folge seiner Vergrößerung, den Päpsten und der Republik Venedig gleich sehr gebrü. Was die republikanische Form nie würde geküßet haben, das leißte die monarchische, bekleidet von einem so einßichtsvollen und gemäßigten Fürsten, wie Cosmo war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Soll der Staat von seinen Bergwerken baare Geldüberschüsse verlangen?

Ein bekannter Staatsmann sagt irgendwo: „selbst ohne baaren Geldüberschuß für den Staatsschatz würde der Bergbau, theils durch das Kapital, welches durch ihn geschaffen und in Circulation gesetzt wird, theils aber durch den Unterhalt, welchen er Tausenden von Menschen verschafft, für den Staat von großem Werthe seyn.“

Hat dieser Staatsmann Recht? —

Wir würden diese Frage nicht aufwerfen, wenn wir nicht neulich in einem kleinen Aufsatze, der uns zur Ansicht mitgetheilt wurde, die Behauptung aufgestellt gefunden hätten, daß, ungeachtet man glauben sollte, der preussische Staat müsse aus der Bewinnung der unermesslichen Schätze, welche die Natur in den Steinkohlen- und Eisengruben Schlesiens, wie in den Kupfer- und Silbergruben der Grafschaft Namtsfeld und anderwärts im Lande, niedergelegt hat, gar nicht zu berechnenden Vortheil ziehen — dennoch der Bergbau und der damit eng verbundene Hüttenbetrieb, dem Staate nicht nur wenig oder nichts einbringe, sondern zum Theil der Nation und dem Lande noch abendrein schädlich seien.

tende Summen koste, und daß daher die Regierung nichts Zweckmäßigeres thun könne, als sich je eher je lieber von der Verwaltung dieser Werke loszumachen, und deren Betrieb Privatpersonen zu überlassen.

Was diesen letzteren Punkt anbetrifft, so glauben wir, unsere Ansicht darüber in einer früheren Abhandlung *) hinlänglich ausgesprochen, und deutlich genug gezeigt zu haben, daß der Staat nothwendig die oberste Leitung des Bergbaues selbst übernehmen müsse, wenn die Gesellschaft wegen der Dauer ihrer Bergwerke und wegen des möglich höchsten Gewinns, der aus denselben einzugehen kann, gesichert seyn soll — wiewohl wir hienüt keinesweges die Behauptung aufgestellt haben wollten, als ob es nicht gut und zweckmäßig wäre, wenn sich der Staat allmählig von vielen Anlagen und Anlagen losmachte, die der obersten Bergwerksbehörde zwar mit gut Verwaltungen übergeben sind, die aber offenbar für deren Administration sich nicht eignen, sondern sich vielmehr besser in den Händen von Privatpersonen befinden würden. Dahin gehören: 1. alle diejenigen Anlagen, welche zwar mit Bergwerken in einer gewissen Verbindung stehen, die aber nicht sowohl zum Zweck haben, der Industrie und dem Kunstfleiß ein brauchbares Material zu ihrem fernern Arbeiten zu liefern, als vielmehr den rohen Stoff selbst weiter verarbeiten; die sich auf solche Weise in den Kreis der eigentlichen Fabriken und Manufakturen einreihen. Dessen nicht genuget werden kann, daß selbst manche dieser

*) Im letzten Heft dieses Journals.

Institute, indem sie durch ihre zweckmäßige Einrichtung gleichsam als Normalschule dienen, für die Aus-
 bildung und Nachsehung der Privatindustrie von nicht zu
 berechnendem Bewinne sind, und daß auch bei dem jetzi-
 gen Bestande der Sache manche Einrichtungen getroffen
 werden könnten, welche für den höheren Ertrag von
 entschiedenem Nutzen seyn würden.

Eine andere Frage aber nun ist die: „Soll sich
 der Staat mit den Vortheilen begnügen, die ihm der
 Bergbau an und für sich durch die Gewinnung so vie-
 ler möglichen und notwendigen Mineralien und durch
 die höchste Beschäftigung der Industrie verschafft; oder ist
 der Betrieb desselben mit Nachtheil verbunden, sobald
 nicht zugleich Ueberschüsse für die Staatskassen aus
 demselben herfließen?“

Bei der Beantwortung dieser Frage wird es vor
 allen Dingen notwendig seyn, den Privatbesitzer
 eines Bergwerkes — möge dieser nun als einzelne Per-
 son, oder als Gewerkschaft bestehen — von dem Staate
 oder der Gesellschaft, in so fern diese Mitnehmer
 des Bergbaues ist, sorgfältig zu trennen; indem am
 Ende alle vorstehenden Ansichten, die hierbei noch Statt
 finden mögen, lediglich in dieser ihren Verwerthung
 des Staates mit Privatbesitzern ihren Grund zu haben
 scheinen.

Für den Privatunternehmer kann es nämlich keine
 Frage seyn, daß das ganz Kapital, welches derselbe auf
 den Ankauf oder anderweitigen Erwerb, und auf die
 erste Anlage, so wie auf nachmalige Unterhaltung und
 den jährlichen Betrieb eines Werkes verwendet, als Ein-

seht besteht, die entweder sein ganzes Vermögen, oder wenigstens einen Theil desselben, aufzuheben. Da nun mit der Zeit ein jedes Werk, ob möge Namen haben, wie es wolle, auch bei dem regelmäßigsten Betrieb nothwendig zum Stillstand kommen muß *) — wenn nicht plötzliche Ereignisse oft schon früher den ferneren Fortgang unmöglich machen —: so ist klar, daß nicht nur, wie beim Landbau, das Bestreben eines jeden Privatunternehmers dahin gerichtet seyn muß, durch die Ausbeute seine auf die Unterhaltung und den Betrieb selbst verwendeten Kosten, so wie die landwirthschaftlichen Zinsen des Ankaufs, oder Anlage-Kapitals, wieder zu erhalten; sondern, wenn der Privatunternehmer wegen des auf den Vergleichen verwendeten Theils seines Vermögens völlig gedeckt seyn soll, so wird ihm die Ausbeute nothwendig noch mehr lassen, und ihm auch die Aussicht zu einer allmählichen Wiedererstattung des Grundkapitals selbst gehören müssen. Es wird keines Beweises bedürfen, daß nur erst, wenn die Ausbeute dies Alles liefert, der Privatunternehmer völlig gedeckt ist, ohne daß Verfall schon von einem eigentlichen Gewinn oder sogenannten reinen Ertrage die Rede seyn kann; denn dies alles würde ihm sein Kapital auch verschafft haben, wenn es von ihm bloß auf Zinsen ausgethan wäre. Ein eigentlicher Gewinn oder reiner Ertrag wird vielmehr nur erst dann eintreten, wenn

*) Es ist selbst klar, daß in dieser Hinsicht kein Ausnahmefall vorzukommen vermag, da das Vermögen eines jeden Menschen nur aus einer beschränkten Anzahl von Kräften besteht, die endlich erschöpfen.

durch den Werth der Ausbeute nicht bloß die Zinsen des Anlaufs, oder Anlage-Kapitals und die Unterhaltungs- und Betriebskosten ganz, und außerdem ein Theil jenes erwähnten Kapitals wieder ersetzt sind, sondern wenn man auch die Ausbeute noch einen baaren Geldüberschuß zuläßt. Es kann hier nicht darauf ankommen, die Größe und Regeln anzugeben, wonach mit einiger Wahrscheinlichkeit eine solche Reconstitution des Anlaufs, oder Anlage-Kapitals berechnet werden soll; so wenig, wie es nöthig sein wird, hier ausdrücklich zu erinnern, daß beim Bergbau allerdings Fälle eintreten können, wo ein Werk Jahre lang Zuschuß erfordert, ohne die geringste Ausbeute zu gemäßen, und daß alsdann die folgenden Jahre das Verlorene um so mehr ersetzen müssen. Aber augenscheinlich ist es, daß, wenn die Ausbeute das vorher Genannte fortwährend nicht mehr liefert, der Privatmann nothwendig den Verzicht eines solchen Betriebes aufgeben muß. Denn, entweder hat er durch die Ausbeute früherer Jahre sein Anlaufs, oder Anlage-Kapital wieder erhalten (und alsdann hat er zwar in dieser Hinsicht nichts verloren, aber er würde offenbar thöricht handeln, und eine Einbuße an seinem Vermögen erleiden, wenn er fortwährend ein Werk betreiben lassen wollte, das ihm durch die jährliche Ausbeute nicht wenigstens die darauf verwendeten Unterhaltungs- und Betriebskosten deckt); oder der gedachte Fall findet nicht Statt, und es läßt sich durch die jährliche Ausbeute weder auf einen Wiederersatz des Grund- und Anlage-Kapitals rechnen, noch können auch die Unterhaltungs- und Betriebskosten als gedeckt angesehen wer-

den; (und in diesem Falle ist der Verlust völlig augenscheinlich, und die Bahn zum endlichen Bankerott geöffnet.)

In beiden Fällen also wird der fernere Betrieb von einem Privatmann ohne alle weitere Rücksicht aufgegeben werden müssen.

Es fragt sich nun: verhält es sich mit den Bergwerken, die der Staat betreibt, und bei denen die ganze Gesellschaft als Unternehmer besteht, eben so?

Zunächst ist so viel klar, daß für den Staat, oder die Einwohner desselben, als ein geschlossenes Ganze gedacht, hier von einem Erwerb oder Ankauf von Bergwerken, und mithin auch von einem Erwerbs- oder Ankaufs-Kapital und dessen Ertrag, nie die Rede seyn kann. Denn, da die Gesellschaft, als ursprünglicher Besitzer des von ihr bewohnten Landes mit allem, was er von Naturschätzen durch das freie Geschehen der Natur, in und auf sich enthält, angetroffen werden muß: von wem sollte sie da etwas ankaufen oder zu ihrem Eigenthum rechnen können, was ihr an und für sich nicht schon gebührt? Höchstens könnte der Fall eintreten, daß, indem einzelne dieser Schätze, wie dies namentlich bei Bergwerken geschieht, nicht von der ganzen Gesellschaft unmittelbar benutzt werden, sondern einzelnen Individuen unter irgend einer Bedingung zur Benutzung überlassen sind, diese es nicht würden, sie länger selbst zu bewahren, und sie der Gesellschaft wieder zurückgeben. In diesem Fall würde aber eine bloße Aufhebung des geschlossenen früheren Contracts eintreten, und der Staat an seinem Vermögen weder gewinnen, noch verlieren. Selbst wenn ein förmlicher Verkauf Statt findet, und

ein Vergnüt, das in frühern Zeiten auf irgend eine Art an einem Privatmann als Eigenthum gekommen wäre, wieder eingekauft werden sollte — gesetzt, dieß geschähe durch ein bares Geld-Kapital — würde für die Gesellschaft nicht von einer Vermehrung oder Verminderung ihres Vermögens die Rede seyn können, oder wohl gar von einem Ankaufs-Kapital, das wieder eingesetzt werden müßte. Denn — wenn sollte dieses Kapital ersetzt werden? Der Gesellschaft? — Aber jener Privatmann, dem das Vergnüt auf solche Art abgekauft wurde, macht ja ebenfalls einen Bestandteil der Gesellschaft aus; das Vermögen der Gesellschaft, in so fern solches in barem Gelde besteht, ist ja also dadurch um nichts verringert worden, daß ein Theil desselben auf diesen übergegangen ist, so wenig wie bei jedem Privatmann eine Vermehrung seines Vermögens dadurch Statt gefunden hat, daß das Vergnüt aus seinem Besiz herausgetrieben ist. Es hat vielmehr hierbei ein bloßer gegenseitiger Austausch Statt gefunden; wobei wir indes voraussetzen, daß bei diesem Austausch alles ehe- lich und rechtlich zugegangen ist, und daß bei einem solchen Kaufe die Regierung, durch deren Vermittelung derselbe zu Stande gekommen ist, den Vortheil jenes Individuums eben sowohl, als den der übrigen Glieder der Gesellschaft ins Auge gefaßt hat. Doch angenommen auch, es wären hierbei Ungerechtigkeiten vorgefallen, und der Vortheil entweder des einen oder des andern Theils zu viel oder zu wenig berücksichtigt: so würden selbst diese Ungerechtigkeiten auf das Vermögen des Ganzen keinen Einfluß haben; sondern es wird nur seyn, daß,

welchen Fall wir hier auch annehmen müssen, das Vermögen des Staates sich immer gleich bleiben muß, und daß mithin ein sogenanntes Grund- oder Ankaufskapital und dessen Wiedererstattung, sobald die Gesellschaft Unternehmer des Bergbaues ist, nie in Berücksichtigung gezogen werden kann.

Alles also, was in Hinsicht der Gesellschaft bei dem Bau ihrer Bergwerke zu berücksichtigen ist, kann sich lediglich auf den Betrieb und den dadurch verursachten Kostenaufwand selbst beschränken.

Denn erfordert aber der Betrieb eines jeden Werkes, es möge Namen haben, wie es wolle, precisely, nämlich:

- a) einen Aufwand von Materialien aller Art; und
- b) einen Aufwand von gesellschaftlicher Arbeit *).

Beides also wird in Anspruch genommen werden müssen: sowohl das Materialkapital der Gesellschaft, als das Kapital von gesellschaftlicher Arbeit, welches in ihr anzuwenden ist. Was soll nun hierbei den Maßstab abgeben, wonach sowohl der Verbrauch an Materialien, als die Quantität von gesellschaftlicher Arbeit zu bestimmen ist, welche auf den Bergbau verwendet werden soll? Was anderes, als einzig und allein das Maß des Bedürfnisses, in welchem die Gesellschaft der zu fördernden Mineralien bedürftig ist. Denn

*) Wir nehmen hier den Ausdruck: „gesellschaftliche Arbeit“ in einer bloßen Abgeschränkung, indem wir alle zu besondern Berufen oder Geschäftsfeldern hinüber vertheilt, die von den einzelnen Gliedern der Gesellschaft zum Besten des Ganzen geleistet werden.

sehen wir den Fall, die Gesellschaft hätte bereits einen so großen Mangel an Eisen, daß sie durch den Mangel dieses zu ihrem Bestehen durchaus notwendigen Materials in Gefahr gerathen wäre: so würde weder in Hinsicht der Arbeit, noch in Hinsicht des Holzes, das der Bau der Eisensteingruben und der Betrieb der Eisenhütten erforderte, eine Frage entstehen können. Und wäre der Verbrauch vom letzten noch so groß, und gingen mit der Zeit ganze und halbe Wälder darüber zu Grunde: kein Kesselaufwand würde hier in Betrachtung gesetzt werden können, sobald nur auf solche Weise noch Eisen aus der Erde geschafft und in den Hütten verschmolzen werden könnte. Es würde vielmehr die Gesellschaft alle Mittel anwenden müssen, um denselben das Holz in gehöriger Quantität zu erzwingen, und zu dem Ende Pflanzungen und Wälder anzulegen müssen, so viel sie vermöchte und es sich mit dem anderweitigen Wohl der Gesellschaft irgend vertrüge. Oder nehmen wir an, es wäre an baarem Gelde ein so fühlbarer Mangel eingetreten, daß die Gesellschaft durch den Abgang eines allgemeinen Ausgleichungsmittels in Verlegenheiten aller Art gerieth: so würde, so lange, in Ermangelung anderer Silbererze, in den Bergwerken nur noch silberhaltiger Kupferkieser vorhanden wäre, weder die darauf zu verwendende Arbeit, noch der Verbrauch an Blei und anderen Materialien berücksichtigt werden können, im Falle daß die Verschmelzung des Schwefelkieses mit Blei und die nachfolgende Saigerung das einzige Mittel wären, Silber zu erhalten.

Die Pflege der Regierung wird es also seyn: sowohl

a) das Bedürfniß der Gesellschaft an Mineralien auszumitteln, als man

b) das Maas von Materialien und gesellschaftlicher Arbeit zu bestimmen, das auf den Bergbau verwendet werden soll.

Es wird aber von selbst einleuchten, daß hierbei zunächst das bare Geld nicht in Betrachtung kommt, sondern daß, wenn das Geld auch hierbei seine Rolle spielt, dies auf keine andere Weise geschieht, als in so fern es überhaupt als Ausgleichungsmittel aller gesellschaftlichen Arbeit in der Gesellschaft dasiezt. Eben so klar aber wird auch seyn, daß von Dem, was man gewöhnlich als Gewinn oder Verlust ansieht, hier zunächst für die Gesellschaft nicht die Rede seyn kann. Denn wollte man einem Verlust dazw. sezen, daß durch die auf den Bergbau verwendeten Materialien sich allerdings das Materialkapital der Gesellschaft vermindert: so würde man gegenseitig eben so einen Gewinn annehmen müssen, indem dasselbe Materialkapital durch die geliefereten Produkte eine Bereicherung erhält; und in so fern würde beides nicht bloß sich heben, sondern es würde für die Gesellschaft offenbar noch ein Vortheil statt finden, indem durch die Aufopferung des entbehrlichen Materials das minder entbehrliche erlangt ist.

Ein eigentlicher Verlust für die Gesellschaft wird vielmehr nur unter folgenden Umständen eintreten: nämlich,

a) wenn der ganze Betrieb gar keine Ausbeute mehr gewährt hätte. Denn es ist klar, daß unter diesen Umständen das ganze darauf verwendete Materia-

lien- und Arbeits-Kapital, so fern ersteres theilweise nicht noch anderweitig benutzt werden könnte, im eigentlichen Sinne verform gegangen wäre. Oder

b) wenn beim Verbauch, sowohl der Materialien als der auf den Betrieb verwendeten Arbeit nicht häuslicherisch zu Werke gegangen, und davon mehr verwendet wird, als der haust. und regelgerechter Bau notwendig gemacht hätte. Denn offenbar würde alsdann eine Verschwendung Statt gefunden haben, und im ersten Falle von dem Materialien-Kapital mehr als recht vergeudet, im andern Falle aber der Industrie und dem übrigen Staatsleben mehr Menschenkraft entzogen seyn, als die Nothwendigkeit des Baues erfordert hätte.

Derselbe Fall würde selbst schon dann eintreten, wenn durch die giftbehaltenen Mineralien der Gesellschaft kein anderweitiger oder gar ein geringerer Nutzen geleistet würde, als ihr ohne dieselben durch die bereits vorhandenen Materialien zu Theil geworden wäre. So würde es z. B. das Uebermaß von Theer und für die Gesellschaft mit mehr oder weniger Verlust verbunden seyn, wenn beim Bau eines Steinlofenbergwerks der Einbau an Holz im Innern der Erde wenigstens eben so viel oder gar noch mehr betrüge, als durch einen Gewinn an Steinkohlen, selbst bei der reichlichsten Ausbeute, wieder ersetzt werden könnte.

Ein reiner Verluft für die Gesellschaft würde aber auch

c) selbst in dem Falle eintreten, wenn der Bergwerksproducte mehr, als das Bedürfniß und die Industrie der Gesellschaft notwendig machen, gefördert

würden, und dieselben folglich ungenützt liegen bleiben müßten, indem auf solche Weise gleichfalls eine Verschwendung von einem Theile des auf die Gewinnung verwendeten Materialien, und Arbeits-Kapitals verursacht wäre.

In allen übrigen Fällen aber kann, sobald das Bedürfniß der Gesellschaft die Gewinnung der in der Erde verborgen liegenden Mineralien notwendig macht, der Bergbau nur mit Vortheil für die Gesellschaft verbunden seyn, und schlechterdings kein anderweitiger Kostenaufwand dabei in Betracht gezogen werden, als wie wir ihn so eben angegeben haben. Denn, wie gesagt, das bare Geld steht, wie überall, so auch in dieser Beziehung, ewig nur als allgemeines Ausgleichungsmittel da, und kann nur in dieser Eigenschaft hierbei berücksichtigt werden; wenn gleich nicht zu vergessen ist, was es außerdem zugleich als Element der Circulation liefert. Denn wo gäbe es im ganzen Staatsleben etwas, das überhaupt die Quelle eines regern und thätigern Verkehrs wäre, und folglich eine vermehrte und schnelleren Circulation veranlaßte, als der Bergbau?

Wie aber beim Bergbau von einem anderweitigen Verlust nicht die Rede seyn kann, eben so wenig wird auch zunächst ein anderer Gewinn für den Staat daraus herfließen, als welcher durch das gedehnte Product und dessen weitere Benutzung für das innere Leben der Gesellschaft erlangt wird. Denn worin sollte dieser andere Gewinn bestehen? Das allgemeine Bedürfniß hat die Gewinnung von Mineralien notwendig gemacht, und der Regierung, oder in dieser Beziehung der ober-

dem Vergnügtsbedürfe, legt die Sorge ab, das Bedürfniß zu befriedigen. In dem Maße hat sie das Materialien- und Arbeitskapital der Gesellschaft in Anspruch genommen, und die zur Föderung nöthigen Materialien und Arbeiten aus demselben geschöpft. Da indessen nicht die Totalität der Gesellschaft zu gleichen Theilen Materialien zum Betrieb hergegeben, noch gleiche Arbeiten dabei verrichtet hat: so wird jetzt die Gerechtigkeit und Billigkeit erfordern, daß, wie im ganzen gesellschaftlichen Verkehre überhaupt, so auch hier, die gegenseitige Ausgleichung zu Stande gebracht, und sowohl denen Individuen, welche Materialien zum Betrieb hergeben, als denen, welche Arbeiten dabei verrichtet haben, der Werth jener Materialien ersetzt und die Leistung dieser Arbeiten remunerirt wird. Das wird aber nicht anders geschehen können, als indem manmehr, vermittelst des allgemeinen Ausgleichungsmittels, dem Bedürfniß und der Industrie die genommenen Materialien zu denen Preisen überlassen werden, welche durch den Werth jener Materialien, und durch den Preis des Arbeitslohn's sich ganz von selbst festgestellt haben. Wenn einem Gemeine für die Staatsklassen wird hierbei an und für sich eben so wenig die Noth setzen können, als, wie wir eben gesehen haben, zunächst ein Geldverlust *) dabei Statt finden kann.

*) Schon hieraus ist klar, daß es im Grunde nicht gesagt ist, wenn bei dem Uebergang von einem Zustand aus dem Staatlassen getheilt wird. Denn, um geradezu die Frage aufzuwerfen: Wozu lassen dem Staatslassen andere, als aus dem Nothwendigen, von sich die Regierung eines Staats zum Wohl beizubringen von der

Sorg, wie wir auch die Sache betrachten mögen, so liegt in dem Bergbau an und für sich nichts, was — sofern die Gesellschaft Unternehmer desselben ist — zu der

Erwerbsfähigkeit und Industrie seiner Vorräthe — in so fern die Vorräthe derselben durch hohes Gold repräsentirt werden — anerkennen zu müssen glaubet. Wäre die Industrie der Vorräthe ist es, was wirklich die Fällung der Staatskassen anregt. Das muß wohl auch unweiblich den Bergbau? Was antwortet, als eben diese Industrie. War doch für gewöhnlich der Bedarf zum Verkauf der Bergwerke unmittelbar gegen den Verkauf der Produkte durch den besten angelegten Preis gegeben wird; in dem Falle aber, wo dieser Preis nicht hoch genug bezahlt war, hat Industrie mittelbar auf andere Weise von der Industrie erhalten, und ist durch das Willen der Staatskassen in den Bergbau-Grund liegt. Was also bekannt, daß der Preis der geschickten Produkte nicht hoch genug bezahlt war (mag bei der geringfügigen Lage der Dinge Unfälle manchmal ist, Handels-Conjuncturen u. dgl. die Veranlassung geben können), wird der solcher Zustand aus den Staatskassen notwendig gemacht. Wäre nicht nicht zu langem ist, daß mit der Vermuthung: Zustand aus den Staatskassen, dem Bergbau ein großer Nutzen zufließen und nur zu häufig die Einnahme darunter verkümmern werden, welche erst eine weitere Wende aus dem Abbruch der Bergbau, um die weitere, vielleicht wieder möglich, aber warum für das Bedürfnis und den Kauf der Vorräthe nicht wieder notwendiges Werk zu erhalten. Das man aber mit dieser Vermuthung einen so großen Nutzen trifft, hat in nicht anderen keine Grund, als weil noch die allernachsten sich genügt haben, den Bergbau eines Staats als ein großes Ganze zu betrachten, und weil man sich noch immer nicht von der Idee trennen kann, Vorräthe mit Wunden an einer Gesellschaft auf eine Sache zu stellen.

Was würde wohl ein großer Kaufmann oder Fabrikant dazu sagen, wenn man ihm zuweisen wollte, dann, nämlich für das Ganze seines Handels oder seiner Fabrik den notwendigen Preis für die Vorräthe zu zahlen. Was muß derselbe, für sich allein, nicht gleich ein wenig werden?

Anforderung berechnen könnte, daß derselbe, außer dem, was er für die Befriedigung des Bedürfnisses und die Erhaltung und Verbesserung der Industrie liefert, noch baares Geldüberschüsse zu den Staatskassen abliefern müßte.

Dennoch aber ist bekannt, daß, bis jetzt wenigstens, in allen Staaten an den Bergbau diese Anforderung gemacht wird. Es dürfte daher die Fortsetzung dieser Untersuchung vielleicht nicht ohne alles Interesse seyn, in dem wir gegenwärtig einen Versuch zur Beantwortung der Frage machen wollen: „ob der Staat überhaupt wohl daran thue, wenn er, außer den gar nicht zu berechnenden Vortheilen, welche der Bergbau durch die Gewinnung der im Innern der Erde verbergen liegenden Urproducte dem ganzen Staatsleben an und für sich gewährt, denselben außerdem in einer Quelle des Einkommens für die Staatskassen machen will.“

Sollen nämlich durch den Bergbau baares Geldüberschüsse zu den Staatskassen abgeführt werden, so wird solches nicht anders bewirkt werden können, als indem

1) die gewonnenen Producte, noch über den Selbstkostenpreis hinaus, dem Bedürfniß und der Industrie überlassen, und also mehr oder minder mit einer indirecten Steuer belegt werden; und

2) daß man auch das Ausland, so viel nur immer möglich, an den gewonnenen Schätzen des Mineralreichs Antheil nehmen läßt.

Was den ersten Punkt betrifft, so glauben wir nicht, daß wir nöthig haben, das Nachtheilige dieser Maßregel wirklich auf einander zu setzen. Wenn

allerdings bei der Einführung des Bergwerks-Negals nie die Bedrückungen und selbst Grausamkeiten Statt gefunden haben, die z. B. früherhin in Frankreich durch die Saltpacht (Gabelle) veranlaßt wurden, und welche durch das Salz-Negale in vielen Ländern mehr oder minder noch Statt finden; aber wenn es als erwiesen angenommen werden kann, daß die wichtigste Kraft des Staats in dem größtmöglichen Flor seiner Industrie und seines Kunstfleißes besteht: sollten wir wirklich eine Maßregel als weise und gütigmäßig preisen können, wodurch gerade Das, was eben der Industrie und dem Kunstfleiß den hauptsächlichsten Stöß zu ihrem freieren Arbeiten darbietet, gleich bei seinem ersten Ursprunge über die Schätze vertheuert wird? Unsere neuesten Lehrer der Staatswirtschaft sind einverstanden, daß man selbst die Posten nicht als eine für die Finanzen zu be-
nutzende Aufsicht behandeln solle, bloß weil durch diese Einnahme das Verbrechen unter den Staatsbürgern erschwert wird; kann nun aber hindurch dem Staatsleben so viel Nachtheil entstehen, als ihm nothwendig daraus erwachsen muß, wenn die Industrie und der Kunstfleiß gleich das rohe Materiale zu einem viel höhern Preise bezahlen müssen, als es die auf die Production desselben verwendeten Kosten erfordern? Wer kann berechnen, welcher Nachtheil und welche Fähr-
nung dem Staatsleben dadurch gerade in vielen seinen empfindlichsten Theilen zugefügt wird!

Uebrigens, in welchem, wir möchten fast sagen, un-
verhüllten, Lichte erscheint hier die Regierung, wenn
sie, nicht zufrieden mit dem Gewerksseyn, durch die Zöb-

berung und erste rohe Verarbeitung der im Innern der Erde verborgen liegenden Ueberschüsse dem ganzen Staate und seinen Bewohnern das Mittel zu frohlichem Leben und Gedeihen an die Hand gegeben zu haben, nun noch abentheuerlich den spekulirenden und fein berechnenden Kaufmann machen will, dessen Beruf es freilich erheischt, seine Waaren zu den möglich-höchsten Preisen auszuverkaufen, um aus ihnen den größten Gewinn zu ziehen! Ja, wir möchten hier nicht bloß bei dem Nachtheiligen stehen bleiben, sondern möchten geradezu behaupten, es sey hart und zum Theil grausam von der Regierung, wenn sie vieles von dem, was die Natur, ohne alles Zutun des Menschen zu seiner Erquickung, als freies Geschenk für Jedermann hingiebt, ohne Noth den Staatsbürgern verhehrt, und namentlich von der ärmern Klasse zu einem höhern Preise bezahlen läßt, als die Nothwendigkeit erfordert. Was würde man von einer Regierung denken, die, da die Natur in den wärmsten Ländern reines, frisches Trinkwasser frei offen hat fließen lassen, jetzt nicht zufrieden, Brunnen zu graben, und die zur Anlage und zur Unterhaltung derselben nöthigen Kosten von den Land- und Stadtbewohnern zu erheben, nun abentheuerlich noch eine Steuer auf das Wasser selbst legte! oder die, wenn es darauf ankäme, Cümpfe und Moräste auszutrocknen, um den Bewohnern eines Landes frische, gesunde Luft zu verschaffen, nicht bloß die zur Ausdrottung erforderlichen Kosten aufbringen läßt, sondern nun die frische Luft selbst besteuert! Sind aber die von der Natur erzeugten Mineralien wenigstens Gemeingut, und zum Leben und zum

Wohl der Gesellschaft weniger unentbehrlich, als frisches, reines Trinkwasser und reine gesunde Luft? Und haben wir also Unrecht, wenn wir es als eine Härte unserer Regierungen ansehen, daß sie viele dieser Mineralien oft über alle Gebühr vertheuern, und das Leben und die Möglichkeit der Existenz Einzelner dadurch erschweren und auf mannigfache Weise mißthätig machen?

Dech! hierin haben wir, ohne weitere Auseinandersetzung, die neuesten staatswirthschaftlichen Schriftsteller auf unserer Seite, indem sie uns ohne Mühe pugeben, daß die Producte des heiligen Reiches der Natur weder als Regalien betrachtet, noch mit einer indirecten Steuer belegt werden sollen. Denn es kann von den Nachtheilen, sowohl der Regalien, als auch der letztern Art von Steuererhebung, Niemand mehr überzeugt seyn, als sie. Dafür aber sollen, ihrer Meinung nach, Bergwerke, gleich Wäldern, Wiesen, Gärten und andern Grundstücken, mit je derjenigen Steuer belegt werden, die, nach ihnen, die einzig wahre und natürliche Steuer ist: die Grundsteuer. — Wir wollen uns über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser ganzen Theorie der Steuererhebung hier nicht weiter auslassen; aber, was wir billig tadeln müssen, ist, daß von diesen Schriftstellern häufig die heterogensten Dinge für Eins genommen und fortwährend mit einander verwechselt werden. Wir haben uns schon bei einer andern Gelegenheit über den Reichthum und die Oberflächlichkeit ausgelassen, womit namentlich Vergewerke mit dem auf der Oberfläche der Erde befindlichen ansehnlichen Grundstücken für Eins genommen und mit diesen in gleiche

Klasse gestellt werden. Das geschieht nun auch hier,
 wo gefordert wird, daß Bergwerke einer gleichen Grund-
 steuer, wie die übrigen Grundstücke, auf welchen Natur-
 producte des Thier- und Pflanzenreichs gewonnen wer-
 den, unterworfen seyn sollen. Wenn nämlich jene
 Theoretiker den Satz aufstellen, daß alle Steuern, ohne
 Unterschied, am Ende auf Grund und Boden fallen,
 und allein von dem Grundeigentümer getragen werden
 müssen: so kann man ihnen dies ohne Bedenken zuge-
 stehen. Denn es dürfte sich leicht gegen jenes Raisson-
 nement, daß jeder andere Arbeiter, jeder Kaufmann und
 Gelehrter, wegen der Abgaben, die er bezahlt, den
 Lohn seiner Arbeit und den Preis seiner Waaren noch-
 wendig erhöhe, daß aber der Oekonom auf keine Weise
 Steuern, die er bezahlt, auf den Preis seiner Producte
 schlagen könne — nicht einwenden lassen. Wenn
 nun aber die Gründe, womit dieses Raisonnement un-
 terstellt wird, auch auf Bergwerke ausgedehnt werden, und
 man auf eben diesen Gründen ruht, daß auch sie der
 Grundsteuer unterworfen werden sollen: so erscheint das-
 selbe in seiner gleichgültigen Wichtigkeit und Größe. Man
 sagt nämlich: der Oekonom, oder der Erwiner von
 Naturproducten, könne aus dem Grunde auf keine Weise
 Steuern, welche er bezahlt, auf den Preis seiner Pro-
 ducte aufschlagen, weil sein Vorrath durch den Nach-
 stich seiner Erze, nicht durch seine Waaren, bestimmt
 werde. Darum müsse er immer den Preis nehmen,
 welchen der Markt festsetzt. Der Arbeiter und der Kauf-
 mann können selbst die Menge des Vorraths ihrer Ge-
 bühren und ihrer Waaren bestimmen; aber der Oekonom

habe keine mittelbare Einwirkung auf die Größe seines Betrachs; die Witterung vielmehr bestimme sie, nicht irgend eine Bestellung von Kunden: er könne also auch durchaus nicht den Preis seiner Producte bestimmen, und es sey folglich unmdglich, daß er die von ihm erhabene Steuer je wieder auf den Preis seiner Producte aufschlagen könne; und sonach sey es klar, daß, da jeder Arbeiter und Kaufmann für seine Steuern die Preise aufschlage, der Landmann aber dies nicht könne, alle Steuern einzig und allein von ihm getragen werden müßten.

Wie gesagt, es wird sich in Hinsicht des Besitzes von Grundstücken auf der Oberfläche der Erde, mögen diese nun in Aekern, oder in Gärten, Wiesen, Wäldern u. s. w. bestehen, nichts gegen dieses Raisonnement einwenden lassen. Aber sobald dasselbe auf die Producte des dritten Naturreichs bezogen wird: wie kann doch hier nur die geringste Vergleichung Statt finden! Zugesehen, daß bei dem Landbau die Hauptsache von der mehr oder minder günstigen Witterung abhängt, und daß kein Bauerbesitzer zur Zeit der Bestellung auch nur mit Wahrscheinlichkeit auf den Ertrag schließen kann, noch die Bestellung von Kunden und das Bedürfniß irgend einen Einfluß auf denselben haben: was hat dies alles mit dem Bergbau gemein! Wornach anders richtet sich denn das Quantum der Förderung, als nach dem Bedürfniß, und wie hätte man es denn hier — vorausgesetzt, daß nur die Natur nicht plötzliche Hindernisse in den Weg legt — bei vielen Werken, wenigstens auf eine Reihe von Jahren, nicht gänzlich in seiner Gewalt, so viel zu fordern, als man

nur immer wolle? — Hiernach würden ja aber Bergwerke nicht in die Kategorie von Grundeigenthum, sondern von Fabrikten gehören, „wo der Eigenthümer selbst die Menge des Vorraths seiner Fabricate bestimmt.“ — Doch abgesehen hiervon: wonach soll denn die Festsetzung der Grundsteuer bei Bergwerken geschehen? Es klingt allerdings herrlich, wenn es heißt: „Die Grundlage der sämtlichen Grundsteuer ist eine genaue Vermessung und Abschätzung der sämtlichen Grundstücke und ihres reizen und reinen Ertrages. Letztere muß nach Verlauf einer gewissen Reihe von Jahren immer von neuem geschehen, um die Zunahme oder die Abnahme des Ganzen oder des Einzelnen zu wissen.“ Aber, wenn die richtige Veranlagung dieser Steuer überhaupt zu den schwierigsten Aufgaben gehört: wie soll diese Vermessung, diese Abschätzung unter der Oberfläche der Erde nur mit einiger Sicherheit geschehen, oder welchen Maßstab will man bei Ausmittlung des Ertrages anwenden, da nichts in der Welt dem Wechsel mehr unterworfen ist, als die Ausbeute, die der Bergbau gewährt! — In solche Widersprüche verwickelt man sich, sobald man Dinge vermengt, die ihrer Natur nach nicht zusammen gehören *).

*) Das sollte man in einem gewissen Grade, bei Veranlagung dieser Steuer, sehr gut. Man habe allen Incommoditäten zu weichen, sehr man sich, daß Bergwerke nur nach Verkauf der Erzfälle im Ertrage, welches durch den Bau bewirkt wird, und auch noch für die vorliegenden Wege angemessenen Ertrage, veranlagt werden sollten.

Aber sollen denn von Bergwerken gar keine Steuern erhoben werden?

Wir haben uns hieüber bereits geäußert, und dürfen uns hier nochmals auf das Bestimmteste darüber, daß, unserer Ansicht nach, allerdings von Bergwerken gar keine Steuer erhoben werden sollte. Die Güter des bräuen Naturreiches sind Gemeingut, so gut wie die Luft, die wir einathmen, und das Wasser, welches wir trinken: sind wie das andere hat die Natur dem Menschen, ohne alles sein Zuthun, zum freien Besitze gemacht; er kann zu ihrem Hervorbringen nicht das Geringste wirken. Nicht zu rechtfertigen bleibt es daher von den Regierungen, wenn sie diese, dem Menschen zu seiner Existenz unentbehrlichen, Gaben der Natur ohne Noth vertheuern, und sich nicht mit den anderweitigen, gar nicht zu berechnenden, Vortheilen begnügen, welche durch ihre Gewinnung für das ganze Staatsleben erreicht werden.

Aber, wird man hieraus folgern, so sollte billig auch der Privateigenthümer von Bergwerken seinen Zehnten noch anderweitige Abgaben entrichten. — Hierauf haben wir nur zu antworten, daß, wenn es gleich, bei der gegenwärtigen Lage der Dinge, der Konkurrenz wegen, wünschenswerth bleibt, daß auch Privatpersonen die Theilnahme am Bergbau gestattet ist, dennoch der Staat leigern den Bergbau, da er ihnen denselben doch nie anders als unter sorgfältiger Aufsicht anvertrauen kann, lieber gar nicht überlassen sollte (so wenig wie der Staat, um die Gesellschaft nicht zu gefährden, Privatpersonen das Prügen von Münzen erlaubt)*), weil offen-

*) Auch bei den Münzen begnügt sich ja kein aufgeklärter Ko-

ber das ganze Geschäft sich nicht für die Privatindustrie eignet. Es würden aber auch Privatpersonen von selbst sich nicht damit befassen, sobald der Staat den ganzen Bergbau nicht als eine Quelle des Gewinns für die Staatskassen, sondern als das betrachte, was er seiner Natur nach einzig und allein seyn soll. Thäte der Staat dies letztere, und wolle er nicht, außer dem gewöhnlichen Product, noch obendrein die Staatskassen dadurch bereichern: welcher Gewinn sollte alsdann für den Privatbesitzer noch Statt finden können! Wie der Staat, so würde auch dieser die gesicherten Producte zu dem Selbstkostenpreise bezeichnen müssen: ja, da der Privatmann nothwendig das Grundkapital mit in Anschlag bringen muß, so entstände wohl noch obendrein offenkundiger Schaden für ihn; und es folgt also von selbst, daß unter solchen Umständen Privatpersonen sich wohl hüten würden, ihre Kapitalien auf den Bergbau anzuwenden.

Doch wir haben, außer dem Angeführten, einen ganz andern Nachtheil noch nicht in Anschlag gebracht, der nothwendig entstehen muß, so wie die Regierung, außer dem Erlage der Selbstkosten, noch ein Mehreres aus den Bergwerken ziehen will; was das ist der Widerspruch, in welchen alsdann die oberste Bergwerksbehörde nothwendig mit sich selbst versetzt wird. Einzig und allein nur zu dem großen Zweck vorhanden, dafür zu sorgen, daß der Betrieb der Bergwerke dem Bedürf-

stung mit dem kleinen Entlohnung, als dem Fabricationskosten, ohne weiteren Verlust für die Staatskassen.

nisse der Gesellschaft angemessen, und zugleich den Regeln der Vergeltung und Gerechtigkeit vollkommen gemäß geleitet werde, eben damit die Gesellschaft wegen der möglich-längsten Dauer derselben gesichert sey, hat sie im Grunde keine andere, als eine relativwissenschaftliche Bestimmung, fern von jeglicher andern Kunst des Staatsmannes, und am weitesten von der des Finanziers. Nun aber macht der Staat auch an den Bergbau die Forderung, er solle zu seinem erforderlichen Bedürfnisse mit beitragen und die Staatskassen mit füllen helfen. Wegen auch Bergwerke die mislichste und unsicherste Quelle des öffentlichen Einkommens bleiben, und am wenigsten eine nur einigermaßen sichere Berechnung im Voraus zulassen *): — so wie von andern Zweigen der Staatseinkünfte, so wird auch von den zu erwartenden Bergwerkserträgen durch sogenannte Staats oder Budget

*) Man sieht nur an den obigen Andeut. daß der Staat bei der Sache nach, der Betrag eines jeden Bergwerks mit der Zeit immer mehr und mehr abschätzen muß, indem theils die Natur selbst allmählig immer mehr erschöpft wird, theils die Betriebskosten, wegen der nach und nach steigenden Löhne und der größten Wasserhaltungskosten, immer beständig werden. Wenn schon hierbei nicht die reichsten Gruben der Welt, die Gold- und Silberminen Persiens, sind! — Schauen aber, wie viel ist bei dem ganzen Ertrage eines Werks, wie die Lage der Dinge gegenwärtig ist — der andern Zufälligkeiten gar nicht zu erwähnen — von der Handels-Conjunktur, oder von dem goldenen oder silbernen Fieber, von dem Ertrage und Fellen der Wolle und Wollstoffe in einem Lande abhängig! — Kann man mithin, wenn man, nach dem Aussprache des vorerwähnten Economie, berechnigt ist, Staats oder Budget überhaupt für eine Art von Gesetz zu halten. Bergwerke sind wohl für etwas mehr, als die Preise der Perlen anzusehen?

die Summe festgestellt werden, welche aus dem Ertrage des Bergbaues zu den Staatskassen fließen soll, und der obersten Bergwerksbehörde aufgegeben, diese Staats- zu vertriebslichen und das künfte Salzquantum zu beschaffen. Was bleibt nun der obersten Bergwerksbehörde übrig? So lange sie gemissermaßen das Monopol in einem Lande hat, und allen mineralischen Producten des Auslandes, sobald sie im Lande selbst erzeugt werden, der Eingang verboten ist, wird sie sich unflätig zu helfen wissen und die Debit-Preise erhöhen. Aber setzen wir den Fall, jenes Monopol werde aufgehoben, und dem Exportirten des Auslandes der freie Eingang erlaubt. — Jetzt stehen ihr nur noch zwei Wege offen: entweder, daß sie Gleiches mit Gleichem vergilt, und nun auch das Ausland, so viel möglich, an den gewonnenen Schätzen des Inlandes Theil nehmen läßt; oder daß sie auf den sogenannten Landbau ausgeht, und die in der Erde verborgen liegenden Urproducte an denselben Punkten zu fördern sucht, welche die wenigsten Vertriebskosten verursachen.

Was den ersten Punkt betrifft, so möchte das eine ganz eigene Untersuchung verdienen, ob es recht gehandelt sey, wenn überhaupt beim Bergbau nicht bloß auf das Bedürfnis des eigenen Staats gesehen, und diesem gemäß die jährliche Förderung veranschlagt wird; sondern wenn man ohne weitere Rücksicht und zwar allen Umständen auch dem Auslande einen Ausfluß zur Versorgung mit den im Lande gewonnenen Mineralien eröffnet. Wir wollen hier gar nicht aufzählen, zu welchen verkehrten Maßregeln Regierungen zur Zeit der Erd-

noch in dieser Hinsicht verläßt sind, wo man wohl gesehen hat, daß, während die eignen Unterthanen die bergmännischen Producte zu den einmal angesetzten hohen Preisen einkaufen müssen, die Bewohner fremder Staaten sie zu den möglichst wohlfeilsten Preisen erhielten, und wo die Werke von ihren Besätzen in kurzer Zeit so entleert wurden, daß man sich genöthigt sah, zur Deckung der fernern Bedürfnisse, die eisernen Bestände in den Magazinen anzugreifen. Aber wenn wir das Einzige erwägen, daß diese unterirdischen Schätze nothwendig mit der Zeit ein Ende nehmen müssen, und daß mithin die stärkste Aufforderung dazu vorhanden ist, mit weiser Mäßigung und Sparsamkeit zu Werke zu gehen: sollte es nicht sehr sehr, wenn hier schonungslos im Innern der Erde gewühlt, und von diesen Producten so viel zu Tage gefördert wird, als der Absatz in und außer dem Lande nur immer gestatten will? Meint man aber, dies gebe zu leeren Besorgnissen Veranlassung, und es werde an dergleichen Mineralien einem Lande eben so wenig fehlen, wie, trotz allem Holzverbrauche, bis jetzt keine eigentliche Holznoth eingetreten ist: so wollen wir hier nur die beiden Beispiele Spaniens und Englands anführen. Spanien war, nach den übereinstimmenden Nachrichten der Alten, einst das silberreichste Land der Erde. Auch Gold, Zinn und Eisen ward dort in großer Menge gefunden. Namentlich war, um das Silber zu gewinnen, nicht ein künstlicher Bergbau nöthig: das Silber lag vielmehr zu Tage, und man brauchte bloß Schürfe zu machen, um dasselbe in großer Menge zu gewinnen. Kurz, Spanien gab in jenen Al-

testen Zeiten das vollkommenste Gegenbild zu dem Peru der neuern Zeit. Und welches Bild stellt Spanien in dieser Hinsicht in unsern Zeiten dar, nachdem Phönizier, Karthager, Römer und Mauren diese Schätze schonungslos dem Schooße der Erde entrissen haben! Mag Spanien noch Mineralien in Menge enthalten, und läßt es vielleicht nur auf eine neue Belebung des seit der Entdeckung Amerik's gänzlich vernachlässigten Bergbaues an, um seinen Bewohnern alle die Vortheile wieder zu Theil werden zu lassen, die ein lebhaft und kunstgerecht betriebener Bergbau nothwendig jedem Lande gewähren muß; so sieht doch ein jeder ein, daß in Hinsicht der Ausbeute an edlen Metallen Spanien nie wieder einen Vergleich mit jenen frühern Zeiten aufstellen wird. Ein vielleicht noch traurigeres Beispiel wird aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, England unsern Nachkommen liefern. Es ist nämlich bekannt, daß Englands ganzes Habelwesen, und mithin die Hauptquelle seines Wohlstandes, auf den unermesslichen Schätzen von Brennstoffen beruht, welche die Natur im Innern seines Bodens niedergelegt hat. Nun ist aber, den glaubhaftesten Nachrichten zufolge, noch ehe 300 Jahre werden verlossen seyn, menschlichem Anschen nach, diese Quelle des Wohlstandes verstopft, indem alldann diese unermesslichen Kohlenkohlenschätze erschöpft seyn werden. Und wodurch? Nicht bloß, weil die Consumtion im Innern des Landes selbst alljährlich ungeheurer ist, da, um das einzige London zu versorgen, nicht weniger als 666 Schiffe und über 6000 Matrosen in steter Bewegung sind; sondern weil außerdem jährlich für mehr als drei

Millionen Thaler Eisenpfähle in das Ausland wandern, indem selbst die Bewohner der Antillen und die nord-amerikanischen Seefahrer englische Eisenpfähle brauchen, da sie dort nöthiger sind, als das Holz ihrer unermesslichen Wälder, welches der Landtransport verschleut. Was aber wird aus England und seinem ganzen Handels-Systeme werden — falls nach 300 Jahren überhaupt noch von einem solchen die Rede seyn wird —, wenn diese Schätze erschöpft und England genöthigt seyn sollte, dasselbe Brennmaterial, welches es jetzt seinen Manufacturen und Fabriken zu spottwohlfeilen Preisen liefern kann, aus dem Auslande zu beziehen! Doch, wir gesagt, dieser Punkt erfordert eine ganz eigene Untersuchung, und wir behalten uns vor, darüber in Zukunft vielleicht unsere Ideen vollständig an den Tag zu legen. Aber wichtiger, als selbst diese rücksichtslose Züchterung, bleibt jener Raubbau, zu dem auch die einsichtsvollste und reichlichste Vergewaltigungsbehörde mit der Zeit nothwendig kommen muß, wenn sie, gedrängt von allen Seiten, und um den Vorwürfen von oben herab zu entgehen, am Ende kein anderes Mittel übrig steht, den steten Aufseederungen nach Ueberschüssen zu genügen, als die einzelnen Werke da anzugreifen, wo es mit den wenigsten Umständen und mit den geringsten Kosten verknüpft ist *). Mag sie auch

*) Eine Zeit Raubbau findet selbst gegenwärtig Statt. In dem Jahre 1847 war so lange gehaust, als die Eisenpfähle an Materialien und Arbeit des Ziehungs-Quarzes, nach den bestehenden Lohn-Preisen zu Gelde gerechnet, nicht überflügen.

überzeugt seyn, daß vielleicht mehrere Werke in kurzer Zeit auf solche Weise gänzlich zu Grunde gerichtet werden, und der Gewinn dadurch der Gesellschaft für alle Belohnung entzogen wird: sie mag sich prähen, so lange sie will, endlich muß sie zu dem, leider in unsern Tagen nur zu gewöhnlichen, Grundsatze hingeführt werden: Εὐὴ Σάκκοτος γὰρ μὴ μὲν πρὸς! *); zumal, wenn ihr durch ein solches Verfahren von der obersten Hinausgehende wohl noch abdrücken, wegen der allzuweit richtig abgesetzten Lebensschätze, Lob und Ehre ertheilt wird. Denn wer ist im Stande, in technischer Hinsicht ihre Verfahren zu beurtheilen!

Daß man überhaupt unter solchen Umständen an Verbesserung des Bergbaues selbst nicht zu denken ist, bedarf keines Beweises. Denn wie sollten dazu noch Funds übrig bleiben, oder zu außerordentlichen Versuchen, Demonstrationen für neue Entdeckungen u. s. w., noch Gelder bewilligt werden! Mag auch dadurch Nachlässigkeit und Schläffigkeit unter den Offizianten bewirkt, mag dadurch ein offenes Verschlechtern der Knappschaften zu Wege gebracht werden, indem bei erstem durch alle

Wie die Gesellschaft als Unternehmer des Bergbaues dasthet, sollte diese Ansicht nicht Statt finden. Wie zum Theil schon unsere gegenwärtige Situation, so werden noch mehr unsere Nachkommen gezwungen seyn, Baux, welche die Silberwerke verlassen haben, wohl zu den Zehntelstücken nicht mehr für gelbst stellen, von Neuen wieder aufzunehmen.

*) Zu deutsch: Was soll es und können, was nach unserm Tode geschieht, und wie es unsern Nachkommen geht! Nicht nur die Welt, so lange wir leben, sehen, und haben nur wir genug!

ihre Bemühungen zur Verbesserung des Vertriebes — und wo ist denn wohl das Fortschreiten der Kunst und Wissenschaft notwendiger, als beim Bergbau! — kein hinreichender Lohn und Dank mehr einzuwirken; bei letztem aber eben so wenig an eine Verbesserung ihres armseligen Zustandes zu denken ist *). Alle diese nachtheiligen Folgen werden sich freilich nicht auf einmal zeigen; aber notwendig müssen sie später oder früher da eintreten, wo man alle andere Rücksichten bei Seite setzt, oder doch zur Nebenache macht, und den Bergbau nur als eine Fundgrube für die Finanzen betrachtet, und bloße Goldüberflüsse als das höchste Ziel ansieht, welches man durch ihn zu erreichen suchen muß.

Doch wir sind es müde, so reichlichen Stoff wir auch noch vor uns haben, dies Gemälde weiter aufzuführen. Wir mit den Gegenstand auch fortwährend betrachten mögen, immer scheint es uns, als könnten unter den gegebenen Umständen nie andere Resultate zum Vorschein kommen, und als sollten daher Verfügungen, um hier alle Mißgriffe zu vermeiden, Ein. für

*) Oben hier bereits Beispiele angeführt, werden gariz alle Bergwerks-Effizienten darin mit uns einverstanden seyn, daß, selbst wenn in einigen Ländern den Bergleuten die ihnen sonst bewilligten Freiheiten mehr oder weniger genommen hat, theilweise eine Verschlechterung dieser so respectablen Klasse von Staatsdienern eingetreten ist. Man hätte das schon aus äußerlicher Weise sehen und Nachforscher nicht thun sollen. Denn, wahrlich, wo trachtet man den fleißigen Lohn des Bergmanns, und sieht ihn schmerz, saurer Tagelohn: so ist unfehllich das Loos der Bergwerksleute und Salinenknechte — das elyge Geschick der Zerkheit abgesehen — gegen sein Loos auf manchen Strichen, glücklich zu prüfen.

allmal auf bare Geldüberflüsse Verzicht leisten, und den großen Werth des Vergebens in nichts Anderes setzen, als worin er seiner Natur nach gesetzt werden muß, nämlich in die gar nicht zu berechnenden Vorteile, die er an und für sich durch die höchste Belebung und Vermehrung der Industrie dem ganzen Staatsleben gewährt.

Indeß wir sind auf der andern Seite auch im Voraus überzeugt, daß durch alles Raisonnement über diesen Gegenstand, und so sehr uns der Unbefangene bei sich Recht geben mag, für den gegenwärtigen Augenblick nichts zu erreichen steht. Gold scheint bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge in fast allen Staaten Europa's das Hauptbedürfnis und das Lösungswort zu seyn, und alle Künste des Finanziers werden also nur darauf hingerichtet seyn müssen, die größtmögliche Summe dieses Metalls in die Staatskassen zu fördern. Wir mögen unsere wahre Meinung hierüber nicht auslassen, so schädlich vielleicht auch der Ort dazu wäre, unsere Ideen über Staatsmaßnahmen und Staatsausgaben an den Tag zu legen *). Aber wann denn doch das ein-

*) Es ist unstreitig eine herrliche Sache um das Gold, und die meisten Argumente sind zu aller Zeit darauf beobacht worden, ihren Staaten das erforderliche Quantum dieses Metalls zu erhalten, und auch wohl für den Reichthum einen angemessenen Beitrag zu leisten. Wer weiß aber nicht, daß sie zu gleicher Zeit für etwas ganz andres sehr wohl sorgen, was am Ende doch die Quelle aller modern Staatskraft und aller modern Staatsglorie hat seyn müssen; und das ist die größtmögliche Beförderung von Freundschaft, Handel und Gewerbe aller Art. Sollte jedoch Woburn l., bei noch größerer Freiheit große Vahr, zu gleicher Zeit nicht auch besser Sorge getragen: er würde trotz der Sparsamkeit,

jige Dichtern und Trachern dahin gerichtet seyn soll, Gold herbei zu schaffen, und die Staatsinkünfte zu erhöhen, und wenn mit Recht oder mit Unrecht auch der Bergbau hierzu benützt werden soll: warum geschieht nun nicht alles, was geschehen muß, um diesen Zweck zu erreichen! Warum verfährt man denn vielmehr in mancher Hinsicht nach Art der Wilden, die, um zum Genuße der Früchte zu gelangen, sich nicht begnügen, den Baum zu erklimmen, sondern die ohne Schonung den Stamm selbst umhauen! Ja, warum geht man in mancher Hinsicht noch über die Tharheit der Wilden hinaus, und verlangt von dem umgehauenen Stamm, daß er fortwährend die Früchte tragen solle, wenn er als festgenurzelter, wohlgearteter Baum seinem Besitzer erfreute! — Sollen Bergwerke für die Staatsklassen ein neu bautes festgesetztes jährliches Geldüberfluß abwerfen, so haben wir eben gezeigt — vorausgesetzt, daß nicht beim Verleb selbst Verschwendungen Statt finden, oder daß man auf den Ruin der Bergwerke losarbeitet —, daß dies nicht anders geschehen kann, als wenn die Regierung sich das Monopol mit dem Handel der Bergwerks-Producte im eigenen Lande vorbehält, und wenn sie diesen Producten einen möglichst großen Absatz im Auslande zu verschaffen weiß. Nun ist aber bekannt,

daß er in allen Theilen der Verwaltung theilhat, und trotz der Schwere, die er ausübt, wenig für das Wohl seiner Unterthanen sorgt: so wenig wie in unsern Tagen die gemeinen Pächter glücklich zu werden sich dürften, dessen Theil die Staatskasse selbst ist, und wo es doch nur durch glückliche Wägen der Zeit, um das Volk seiner Unterthanen nicht weniger als durch-
 durchzusetzen zu können.

wie gegenseitig in mehreren Staaten das System des freien Handelsverkehrs allmählig immer mehr die Oberhand gewinnt. Wir sind weit entfernt, das Bestehehde dieses Systems in der Theorie läugnen zu wollen, und preisen im Voraus die Zukunft glücklich, wo, bei naturgemäßen Staatsbegrenzungen, naturgemäßen Verfassungen und naturgemäßer Industrie eines jeden Volkes, dasselbe seine allgemeine Anwendung finden wird. Aber eben so fest sind wir auch davon überzeugt, daß, so lange diese Bedingungen fehlen, die Anwendung dieses Systems, in einem einzelnen Staate zur Ausübung gebracht, und das Volk plötzlich, nachdem dieser Staat vielleicht viele Jahre hindurch gerade das entgegengesetzte System befolgt hat, zu dem ärgsten Mißgriffe gehet, und nichts andres, als Unglück und Elend seiner Gleichen, zu Wege bringen kann.

Nach im preussischen Staate scheint jenes gezeigte System des freien Handelsverkehrs immer mehr die Oberhand gewinnen zu wollen. Aber warum will man vor allen den preussischen Staat den Ersehnen einer solchen plötzlichen Umwandlung aussetzen? Es ist bekannt, wie England durch seine Zollgesetze unsern Erzeugnissen, so gut wie ganz und gar, den Eingang bei sich verbietet; Holland und Frankreich haben uns ihre Grenzen gesperrt; Rußland erschwert auf andere Weise die Ausfuhr unserer Fabricate: und wir allein scheinen gütwillig genug, allen Nationen Europa's einen freien Markt bei uns eröffnen zu wollen, so sehr auch der unbesangene Verstand sich gegen diese Anordnung auflehnt,

und so laßt alles um Repressalien gegen die Maßregeln unserer Nachbarstaaten stehen. „Über mögen die Völker schreien und einstweilen zu Grunde gehen,“ so hören wir unsere neuesten Theoretiker ausrufen: „der Erfolg wird einst wohl zeigen, wie Recht alle diejenigen Staaten gehabt haben, die unserem System unbedingt gefolgt sind, und daß nichts unseren Ideen zu widerstehen vermag.“ — Nun, in Gottes Namen denn! So möge in jenen Staaten eine Unrast nach der andern dahinschießen, so mögen Kunstleiß und Industrie zu Grunde gehen, und mit ihnen auch Bergwerke und Hütten verfallen! Nur wundere man sich alsdann nicht darüber, wenn von den letztern verhältnißmäßig zu den Staatsklassen nicht mehr die Ueberschüsse abfließen sollten, welche sie bei ganz andern Regierungsgrundätzen würden abgeworfen haben *). Aber, wie das im mensch-

*) Wir erinnern uns, gehört zu haben, daß, namentlich die Bergwerke und Hütten des preussischen Staats zum Theil kaum noch im Stande wären, sich zu erhalten. — Das scheint uns bei weitem zu viel behauptet, und wir sind überzeugt, daß, läßt es darauf an, es gewiß ein Leichtes sein würde, zu beweisn, daß der Werth der gelebten Produkte und gelebten Löhne im Ganzen bei weitem mehr, als die Kosten deckt, welche der Produktions- und Fabrikations-Beschäft verursacht. Aber sieht man auf das Einzelne: wie sollten da doch wohl mehrere der Ueberschüsse des Reichthums noch dergleichen Ueberschüss abwerfen können, da das benachbarte Belgien für die Durchfuhr des Eisens nach Frankreich ungeheure Prämien fordert, die Befuhr aber, durch den geringen Preis und die Natur der Waare, unendlich gemacht wird! Kann es in Verwunderung stehen, wenn viele Werke, zum Ueberschuß zu liefern, sich nicht zu halten noch bei lange, aber wohl gar nach dem höchsten Zuflusse erfordern, sobald man sie, in Vertheilung auf bessere Zeiten, nicht sogleich zum Stillstand kommen lassen will!

lichen Bösen so häufig der Fall ist: man sucht den Grund eines Übels selten da, wo er eigentlich liegt! — Zu den ersten Grundätzen scheint nun auch hier zu gehören, daß die Regierungen wohl daran thun, die Bergwerke gleich den Domänen zu verkaufen oder zu verpachten, weil alsdann ein ganz anderer Ertrag von ihnen zu erwarten steht. Wie nun aber, wenn der vorurtheilsfreie Verstand am Ende auch hier die Oberhand haben trägt, und sich Niemand auf den Kauf oder die Pachtung eines so kostbar möglichen Dinges einlassen wollte? Wer sollte am Ende auch die Kapitalien, welche der Ankauf mancher Werke erfordern dürfte, besitzen? Die jetzt ist wenigstens, so viel uns bekannt ist, den Befehlern menschlicher Religion der Besitz von Bergwerken nicht erlaubt — und von andern christlichen Leuten, wie viele würden da noch anzurehen sein, die sich des Besizes so großer Kapitalien rühmen könnten! Und selbst die schlauen und feinsinnenden Kinder Ijtac's, wir sind überzeugt, auch die würden sich schwerlich auf den Kauf oder die Pachtung von Bergwerken und Häuten einlassen wollen. Wie könnten sie auch in unseren Tagen, wo, bei einem noch nicht hinlänglich befestigten politischen Systeme, eben so wenig an dauerhaft, dem Handel betreffende Anordnungen zu denken ist!

Also das Einzige, was übrig bleibt? — Der Staat ließe seine Häuten und Bergwerke gänzlich liegen, und betriebe sie gar nicht, da uns das Ausland Kupfer und Eisen, und was wir sonst an Metallen und andern Mineralien gebrauchen, unfehlbar im Ueberflusse und zu möglichst wohlfeilen Preisen liefern wird! Stöhnen jene

Thesensteller doch im Hinblick der übrigen Fabriken- und Manufaktur-Erzeugnisse keine andere Massregel an, sobald dergleichen Waaren aus dem Auslande wechselfähig bezogen werden können! Möge denn auch mit der Zeit alle Industrie und, mit ihr, die wahre Kraft der Staaten zu Grunde gehen; mögen Tausende von Arbeitern, welche Fabriken und Manufakturen, und namentlich auch der Bergbau und Hüttenbetrieb, gegenwärtig beschäftigen, und welche Nahrung und Unterhalt dadurch erhalten, brotlos werden, und zum Betteln und zum Wandern sich gezwungen sehen: was kümmert das, sobald es darauf ankommt, eine einmal festgestellte Meinung zu verteidigen, oder eine Theorie durchzuführen, die, so wahr sie an und für sich seyn mag, doch durchaus nicht eher zur Wirklichkeit kommen kann, als bis alle die Hindernisse aus dem Wege geräumt sind, welche ihrer Ausführung bei der gegenwärtigen Lage des europäischen Staaten-Systems auch nur möglich machen!

Indeß, ohne und hier weiter lästlichen Besorgnissen zu überlassen, wollen wir erst die Wünsche unserer Regierungen betrachten. Nicht bloß durch die Schule, sondern zugleich durch das Leben im Dienste des Staats selbst ausgebildet, werden sie unfehlbar am besten zu beurtheilen wissen, was gegenwärtig noch thut, und was das Wohl der ihrer Leitung anvertrauten Völker wahrhaft und bleibend sichert.

Berlin, im Mai 1818.

H. W.

Die leusche brandenburgische Nonne.
Eine historisch • kritische Untersuchung
vom Prof. Valent. Heinr. Schmidt in
Berlin.

Im ersten Theil des märkischen Provinzialblattes vom Jahr 1818 befindet sich eine Dichtung von L. W. Bouque, überschrieben: „der Luthauersfürst und die brandenburgische Nonne.“ Hierin ist von dem Herausgeber des Blattes, Hrn. Pädiger Pfischen in Berlin, bemerkt, daß sich die Geschichte also verhalte: „Die Luthauer fielen 1326 in die Mark Brandenburg ein, errichteten auch ein Kloster, und eine Nonne entging ihrer Schicksalung dadurch, daß sie versprach, ihrem Verfolger einen Zauberspruch zu lehren, wodurch er unvernünftig bliebe. Sie betete: Vater, nimm meinen Geist auf; und der Luthauer, ihrem Versprechen trauend, ließ ihr das Haupt ab. Die Begebenheit hat auch Bardou in einem Sonnette dargestellt.“

Gegen diese Anmerkung erklärte ich mich im zweiten Theil des gedachten Blattes, und behauptete: daß die leusche brandenburgische Nonne ein erdichtetes Wesen sey; daß Ragnald, Wacchus, Schöb und Angelus aus dem polnischen Geschichtswerke

Ermer geschöpft und einer dem andern aufgeschrieben habe. Ich bemerkte, daß Thormin die Erzählung nicht habe, ungeachtet er des Einflusses der Zuhauer umständlich gedenke, und mutmaßte, daß Ermer, um seine Nation zu schonen, das Böse auf die Zuhauer geschoben habe. Ich bemerkte ferner: die berühmten brandenburgischen Geschichtsforscher Wechsen und Gerdien müssen nichts davon, und der letzte erklärte es in der allg. deutschen Bibliothek für ein Märchen. Ich vermisse auch die innere Glaubwürdigkeit, da das Kloster nicht benannt sey, der Zuhörer das lateinische Gebet nicht verstanden habe, und seine eigene Schwande nicht würde aufposaunt haben. Ich fügte hinzu, daß ein ähnliches Märchen in Italien bekannt sey, sich in der Novellen-Sammlung des Giraldo Giraldi, der am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lebe, befinde, so wie bei Ludovico Domenichi und bei Ariosto. Letzterer habe es benützt im rasenden Roland, indem Isabella sich auf ähnliche Art den Vorträgen des wachenden Medomonte entziehe.

Herr Fischer läßt meinem Aufsatz eine Zusage folgen, und meint, die Sage von der Nonne blühe dennoch immer eine Geschichte, auch wenn sie erdichtet sey. Ich nehme den Ausdruck Geschichte in der Bedeutung, daß sie wirklich vorgefallene Begebenheiten enthalten soll; Sagen oder Gerüchte sind nämlich fortgepflanzte, oft verfälschte und dann keinen Glauben verdienende Nachrichten. Wir war das Märchen lange widerlich; er hingegen gesteht, daß er diese Geschichte gern gehört und sich des fremden Mädchens gefreut habe. Ich hatte das Wort widerlich in dem meinen Aufsatz be-

gleichen, nicht zur Öffentlichkeit bestimmten Schreiben gebraucht, und beschränke sich dazu, wenn von der Königin, als Verächter behandelt, die Rede ist. Urkunden und glaubwürdige Zeugnissen sind die sichersten Quellen historischer Wahrheiten. Herr Pischon fragt: „wer erzählt solche Geschichten in Urkunden? —“ Gerdien hat in seinem cod. diplomatico B. 2 allein 134 Urkunden aus dem Zeitraum der Regierung Ludwigs des Letzten abdrucken lassen. Kann ein Meister, das sich einer solchen Heiligkeit rühmt, nicht nach dem Brande wieder erbaut und mit Säulen begnadigt sein? Dies findet sich wohl in den Urkunden mit Aufzählung der Ursachen. Schenkstücke aus jener Zeit sind auch vorhanden. Herr Pischon behauptet: Maximilian Schwegen beweise nichts; denn er habe den Vorfall nicht wissen können, der sich nur bei den Polen, Lithuanen, Persen und Pommeren erzählt habe. Ich führe den Kaiser Maximilian absichtlich an, weil er ein unerschütterliches Auctorität Ludwigs IV. hat, in welchem die Gewalt der Lutherei in dieser Streitsache mit den schärfsten Tügen gezeichnet sind. Sollte eine solche auffallende Schwärze des Luthers bei dem Hass der Kaiser gegen die Heiden nicht von ihm heraufgehoben sein, um die Gegenpartei eines verabscheuungswürdiger darzustellen? Sollte sich der Vorfall allein bei Polen u. s. w. erhalten haben, ohne daß die Kaiser, deren Fürstenthum Kriegte, davon wußten *)? Herr Pischon sagt: die Polen würden ihn

*) Herr Pischon hat Recht, wenn er behauptet; Maximilian klagte sich von Luthern. Ich habe die von 1520 und 1525.

keine Vergeltungen kaum abgefragt haben. Ich hatte gefragt: sollte der Pole Tremier die Barbaren nicht absichtlich auf die Bühne geworfen haben, um seine Namen davon frei zu sprechen? Conring urtheilt ja so schon von den polnischen Schriftstellern. „Sie sind,“ sagt er, „deshalb verachtet, weil sie, von zu großer Liebe zum Vaterlande verblendet, ihre Angelegenheiten mehr erheben, als Noth ist; Vieles hingegen, was den Nationalruhm herabgewürdigen scheint, entweder verschweigen, oder darüber hinwegsehen, so daß ihre Glaubwürdigkeit verdächtig wird.“ Herr Pischon sagt: daß seine Opern, das Kleister nennt, ist nicht auffallend; denn den Namen mögen die Polen und Bühnen wohl nicht gewagt haben, wie ihn die Kosaken von vielen französischen Soldaten nicht wissen mögen. Ich behaupte, wenn sich eine so auffallende Begebenheit in Frankreich ereignet hätte, so würden französische Schriftsteller den Ort und den Namen der Thanne wohl nennen, wenn auch die Kosaken sie nicht selbst angeben können. Wenn eine ähnliche Geschichte, sagt Herr Pischon, in italienischen Schriftstellern vorkommt, so mag sie dort eine Bebel sein. Aber er findet so viel Uandglicher nicht darin. Sind doch, fährt er fort, alle Gegenden von Eagen ähnlicher Art voll, von der vor Spall stehenden Daphne an; daß doch hier und da Geschickliches zum Grunde liegen muß. Noch meiner Mythologie ist Daphne ein Lorbeerbaum verwandelt, und hat sich nicht den

Zweiter Theil zu lesen bei Herrn Hartung und in der ersten noch eine Anzahl; sehr mein Verlangen.

Kopf abschlagen lassen, um ihre jugendliche Ehre zu retten. Herr Pischen traut mancher brandenburgischen Jungfrau das freiwillige Opfer zu, wenn sie zwischen Verlaß ihrer Unschuld und dem Tod wählen sollten. Ich halte auch fest an Brautwacht und Tugend; ich spreche aber von geschriebenen Dingen, und a posse ad esse non valet consequentia. Herr Pischen sagt: Es kommt gegen die Erzählung kein Zweifel vor, bis auf die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wo man an Allem zu zweifeln anfing. Dies ist unrichtig. Harsdörff zweifelte schon im sechzehnten Jahrhundert an der Wahrheit der Erzählung. Den Verfall auf die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts übergehe ich; aber Dant, verdienener Herrscher, Diplomatiker und Kenner der Geschichte, die die Freiheit historischer Untersuchung sich nicht rauben lassen, und lieber zweifeln, als leichtgläubig dem Vorgänger folgen. Schlegel sagt in seiner Einleitung in die Geschichte: Es ist dinstlicher, an sonderbaren Erzählungen eine Zirkung zu zweifeln, als sie soquick zu glauben. Herr Pischen will mir den Sieg nicht gar zu leichtem Kaufs geben, die Könne verhandeln, und sie doch als eine hebbliche Geschichte jener frühern Zeit nicht nehmen lassen, bis schlagenderer Beweise ihn dazu zwingen. Ich verlange den Sieg über Herrn Pischen nicht, weder wohlfeilen noch theuren Kaufs. Siegen soll die Wahrheit. Sie herrscht im Reiche der Geschichte.

Die Liebe zur vaterländischen Geschichte, die ich seit 30 Jahren zu meinem Haupt-Studium machte, veranlaßt mich, diese Erzählung nach Kräften gründlich

zu prüfen. Ich bin mir bewußt, getrennt und unabhängig zu Werke gegangen zu seyn, und habe daher nach der Forderung des Herrn Pischen polnische, lithauische, preussische, pommerische Schriftsteller des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts verglichen. Ich war berechtigt, einen allein schließlichen Chronikanten aufzuföhren, weil damals Schlesien mit Polen vereinigt war. Die Chronik eines Franzosen aus dem sechzehnten Jahrhundert überging ich nicht, und saß alle von mir zu Rathe gezogenen Schriftsteller entgegen in der Hauptsache gegen mich. Ich würde, wenn ich von der Wahrheit des Vorfalls überzeugt geworden wäre, meinen Irrthum öffentlich eingestanden haben; aber mir blieb erst übrig, die gedachten Schriftsteller genannt zu prüfen, und die Quelle zu erforschen, welcher die brandenburgische Kunde entsprang ist. Dann mußte ich ferner untersuchen, ob diese Quelle in historischer Hinsicht sich als lauter bewähre. Der erste, der die brandenburgische Kunde erwähnt, ist Plügos. Die Bekanntschaft mit demselben dankte ich dem um die brandenburgische Geschichte unsterblich verdienten Senken *). Plügos lebte im fünfzehnten Jahrhundert. Seiner Angabe folgten die Chronikanten und Annalisten des folgenden Jahrhunderts mit mehr oder weniger Abweichung, aber, wie Herr Pischen es nennt, Ausschmückung in den Benennungsständen. So pflanzte sich die Erzählung fort, bis in die neuesten historischen Schriften des Vaterlandes. Woher diese Fabeln gekommen ist! wie Herr Pischen

*) Allg. hist. Taschen. B. 81. St. 1. S. 169.

fragt, werde ich nicht ausmitteln. Dlugosch hat sie auf märkischen Boden verpflanzt. Sie stammt aus Asien.

Um mit Unbefangenheit urtheilen zu können, werde ich vorzüglich die älteren Schriftsteller in auffälliger Linie anführen. Sie haben fast alle die Erzählung. Von den Neuern erwähne ich nur den geistreichen Hübner und Herrschers Schlichter *). Er sagt bei Gelegenheit des Streifzuges der Polen nach Litauen: „Eine Heldenthat übte auf diesem Zuge eine Weane aus. Ein Litauer wollte sie schlagen. Litauern hassen nichts; aber endlich das Versprechen, das sie dem Soldaten that, ihn frei zu machen, falls er sie verschonte. Zum Vermeid, daß ihre Kunst erprobt sey, brachte sie ihm den jungfräulichen Hals dar, und der dumme Litauer rieb ihr den Kopf ab.“ Man sollte hiernach glauben, daß Schlichter dies als eine Uebersetzung niedergeschrieben habe; er that aber nichts weiter, als daß er den *Kojalomicz* **) ausleg, ja sogar die Seitenzahlen des Originals an den Rand setzte. Er sagt in den *Vermerkungen* S. 8.: „Hier alles, was ich von Litauen erzähle, muß der Litauer *Kojalomicz* haben. Mit andern litauischen Geschichtschreibern konnte ich ihn nicht vergleichen; vergleichen giebt es nicht; also sind der *Vermerkungen* sehr wenige.“ Ferner ebendasselbst S. 6.

*) *Fortsetzung der allg. Welt-Gesch. 24. Jn. Heft 1786.* S. 64.

**) *Historia litwana. P. 1. Danilow 1660. P. 2. Antwerpina 1663. 4.*

„Daß ich in der lithauischen Geschichte bloß den Kopalowitz extractweise darlege, und diesen Schriftsteller eine Menge Fehler und Eide lasse, die unendlich leicht durch ein paarhundert Notizen aus Bellignac, Pauli u. s. m. hätten können berichtigt, ergänzt und vermehrt werden, wird beim ersten Anblick eine Frage seyn, die ich vorläufig nur mit halben Worten, nach Vorstellung meines Plans, die gesammte nordische Geschichte kritisch und harmonisch zu bearbeiten, beantworten kann.“^{*)} Ferner in der Einleitung S. 22. „Die lithauische Geschichte nehme ich aus dem Kopalowitz, und diesen Schriftsteller lasse ich hier fast ohne Abkürzung.“ Aus diesen Stellen ergibt sich unbeyweifel, daß die Erzählung von der Königin nicht Schölyers, sondern Kopalowitzs Angabe ist, die jetzt der Prüfung unterworfen werden soll.

Der Jesuit Albert Bijul Kopalowitz, Professor und Prediger der Kloster-Academie in Wilna, gestorben 1677, gab den ersten Theil seiner lithauischen Historie 1650, den andern 1663 heraus. Sie ist schon^{*)}. Insbesondere urtheilt von ihm in der russischen Erläuterung der Reichs-Historie S. 37., „daß er der Lithauer vornehmster Geschichts- und Staatskundler sey, der des Striptomelli Historiam Lithuaniae, die bisher polnisch geschrieben, in einem so neuen und sinnreichen Latein

^{*)} S. Vogt anal. libror. rarior. Hamburg. 1768. p. 335. Kopalowitz ist auch abgedruckt in script. rerum polonicarum. in unum corpus congest. collectione C. T. L. Amstel. 1693. Tom. III. P. 1. Lib. 7., wo die Erzählung von der Königin S. 276 befindet.

habe stehen lassen, daß man dieselbe auch nur der bloßen Sprache wegen lesen möchte.“ Kojalewicz bestätigt dies selbst im Vorworte des Buches, und sagt noch, „daß die polnische Schrift Striptkowski's selbst im Inlande, nach Verlauf der Exemplare, fast untergegraben schien. Uebrigens wäre sie wegen der polnischen Sprache für Ausländer ohne Nutzen, er habe sie daher übersetzt.“ Er hat die Erzählung von der Nonne Th. 1. B. 276. Von einem Gelehrten erwähnt er nichts, wohl aber von einem Schmeißer, das die Nonne leben sollte, sich gegen jedes Geschick unverwundbar zu machen. Also ist Kojalewicz nur Uebersetzer. Die Nachricht von der Nonne hat er von Striptowski.

Matthias Oselewicz Striptowski, ein geborner Pole, Dombler zu Wjedenitz in Schamaiten, ließ 1500 seine polnisch-lithauische Chronik in polnischer Sprache drucken. Dies Buch ist, wie Herr Pischon richtig bemerkt, sehr selten, so daß es selbst Schütz bei seiner 1785 herausgegebenen lithauischen Geschichte nie gesehen hatte. Da Herr Pischon sich darauf bezieht, so will ich die Angabe desselben, (sie befindet sich S. 406) aus der Handschrift übersetzt, mittheilen. „Es ereignete sich in diesem Kriege eine des Andenkens würdige Begebenheit mit einer gewissen Nonne, welche von einem Lithauer gefangen genommen wurde. Da er ihr Gewalt anthun wollte, so bat sie, ihr diese Schande nicht zuzufügen, indem sie ihm versprach, ihn eine solche Kunst zu lehren, daß er auf keine Art und Weise durch Eisen verwundet werden könnte. Da nun der Lithauer dies gern lernen wollte, trüßte sie ihm ihren

aufgestreckten Hals hin, sprechend: Wenn du es nicht glaubst, so versuche vorher deinen Edel an meinem Halse. Der Erbauer traute ihr, und hieb ihr mit dem sogleich gezogenen Edel den Kopf ab. Starowolski *) nennt den Scriptowelli zwar einen aufgeschwungenen polnischen Historiker und Dichter, und erhebt seine elegant Schreibart; aber dennoch ist er ein sehr unsicherer Gewährsmann. Hier ist das Urtheil eines berühmten Geschichtskenners von Engel **). „Scriptowelli hat die lithauische Geschichte vor Gedwinski seinen gar sehr entzweit, aus allen chronologischen Zügen herausgebracht, und sowohl mit fabulösen Alterthumsstücken, als mit erdichteten Fürsten, Namen und Generationen beladen.“ Engel beweiset ausführlich und mit einschneidenden Beweisen, welcher Unachtsamkeiten und Verwirrungen sich Scriptowelli schuldig gemacht habe; auch bei späteren Begebenheiten, da er als gebornet Pole die Jersbamer des Dlugos, Cromer, Winkowelli nachgeschrieben, und die späteren Führer, die handschriftlichen russischen und lithauischen Annalen, verfaßt habe. Von den genannten Vorgängern war Scriptowelli ganz eingenommen. Er führt sie an den meisten Orten als seine Führer an. Nach dieser Ansicht nennt er auch im Quellenregister Dlugos, den Vater der polnischen Geschichte, und Cromer, den Aufklärer derselben. Von diesen seinen künftigen Vorgängern hat er auch die Erzählung von der Rone.

*) E. hssm script. polonic. inarvra No. XXX.

**) Forts. der allg. Hist. bibl. Th. 43. S. 334. f.

Alexander Guagnini, ein geborner Venezianer, Kommandeur der Festung Wörpöl, Zeitgenosse des Strigonski, gestorben 1614, gab 1573 eine Chronik der polnischen Regenten, und 1581 *Descriptionem Sarmatiae* heraus. In der vor mir liegenden seltenen Schrift: *Rerum polonicarum*, tomus tres. Frankfurt. 1584. 8.^o), hat er bei der Geschichte des polnischen Königs Michael III. die Kunde nicht aufgenommen, wo sie sich doch ereignet haben soll. Dieser Guagnini ist ein großer Plagiatör und Abschreiber des Strigonski. Schöyer sagt: „Er plünderte den Strigonski bei lebendigem Lebe.“ Strigonski sagt selbst in seiner Chronik den Unverschämten an, und sagt, daß ein Italiener, Kommandeur in Wörpöl, seine 1573 angearbeitete Schrift: *Descr. Sarmatiae Europaeae* habe unter seinem Namen abdrucken lassen. Er bezeugt vor Gott und seinem Gewissen, daß Guagnini, der ganz unverschämter gewesen, ihm die Frucht seiner Arbeit gestohlen, und ein Exemplar seiner Schrift mit Veränderung einiger Wörter und Bemerkungen in den Druck gegeben habe.

Ein anderer Zeitgenosse Strigonski's ist Blaise de Vigenère, geboren zu St. Pourcain 1523, gestorben zu Paris 1596**). Er gab 1573 in Quart heraus:

*) Basel bibl. libr. universum. 2 P. p. 64 und Engel bibl. libr. universum 1. p. 63. Der Erste versichert auch, daß die Verfasser der Schrift Strigonski sey.

**) Nach sein Lebensjahr hat die Biographie nicht weiter angegeben. Ich finde noch nach dem Journal Schmidt IV., wo es heist, d. 19. Jahr. 1596 starb in Paris Blaise de Vigenère 73 Jahr alt.

Les chroniques et les annales de Pologne jusqu'à Henri de Valois. Ich konnte diesen Annalen, ob er gleich ein Franzose ist, nicht übergeben, da er die Sage von der Renne ebenfalls aufbewahrt hat. Sie würde, heißt es, den Läscher ein Mittel oder Rezept geben u. s. w. Darauf habe sie sich gestellt, als wenn sie den Hals mit irgend einem Pulver marcite, und gesprochen: Haut creiß zu, u. s. s. Es ist gewiß, daß Vignerot's Annalen aus Johann Herber's polnischer Chronik frei übersetzt sind mit einigen Ausschmückungen, und daß er sie bis auf die Zeiten Friedrichs von Habsburg fortgesetzt hat. Als Swobrodemann hat er also in der streitigen Sache keine Stimme.

Johann Pistorius, von Schurt ein Hess, geboren 1546, gestorben 1608, gab in Basel 1582 drei Bände heraus unter dem Titel: *Poloniae historiae corpus*, darin befinden sich u. a. die Wiczerische Chronik und Bauguin's *compend. chronica*. Da er nur seine Vorgänger hat abdrucken lassen, so kommt er hier nicht in Betracht.

Ich führe hier zugleich an *Odolrici Raynaldi annales ecclesiasticos*. Im 3ten Bande, Lucca, 1750 steht S. 321. die Renne verzeichnet; daher Raynald auch von Pauli *) als Quelle angegeben wird. Pauli hätte aber, um genauer und gründlicher zu verfahren, nicht den Raynald, sondern Cremer citiren müssen. Dieser führt ja selbst Cremer als Quelle in der Handgloss an, und sagt auch im Text: „Cremer erzählt

*) Desin preussica Staatsgeschichte B. I. S. 407.

u. s. f.^{*)} Raynald kann also ebenfalls nicht als Erzschreiermann gelten. Bei beiden Schriftstellern sind die Worte gleichlautend. Ein ähnlicher Mithreiber ist

Stanislaus Carnicius, von Lips in West Preußen gebürtig, Prediger zu Rypin in Polen. Er gab 1587 heraus: *Annales, sive de origine et rebus gentis Polonorum et Lituanorum*, und berichtet dasselb. S. 307 was wir von der Nonne wissen. Aber wie? so wie es ihm Johann Herbert und Ermer vorgeschrieben haben. Er nahm sich nur die Freiheit, einzuschalten: „Die Nonne sagte, was man thun müsse, (um sich unverwundbar zu erhalten) und that dies zuerst an ihrem Körper.“

Joachim Tureus, ein Arzt, geboren in Stralsund in Schlesien 1532, gestorben 1573 schrieb die erste schlesische Chronik^{**)}. Er spricht von barbarischen Soldaten ehe die Nation zu bezeichnen, die in's Jungfrauen-Kloster eingedrungen wäre. Die Nonne redet von einem Zauberspruch, den sie ihn lehren wolle. In der deutschen Ausgabe steht S. 99 „dann ich spreche diesen Segen dafür, den ich darnach sagen und ertheilen will. Der Uebersetzer verstand der Jungfrau List nicht. Die Jungfrau lachet nieder, befehle im Hergen ihren Segl dem Sohn Gottes. Da hawet der Knecht sich hin, und hawet ihr den Kopf ab.“ Ich bin bei den Worten des Originals stehen geblieben, und habe statt Segen Zauberspruch^{**)} geschrieben.

*) *Annales althecae*, Wismar, 1571. Die deutsche Uebersetzung ist im J. 1601 erschienen.

**) *Munio me hac locutione, quem poma ubi patet faciam*.

Es ist in der That eine traurige Wahrnehmung, von einem Abschreiber auf den andern übergehen zu müssen; allein wir müssen uns genöthigt sehn, dem Ursprung der Erzählung, indem wir weiter hinaufsteigen und begreifen dem Zeitgenossen des Lucius.

Johann Herbart *), ein polnischer Senator. Er gab eine polnische Chronik heraus, die mehrere Auflagen, auch eine französische Uebersetzung von Franz Balthus erlebte. Die erste Ausgabe erschien Basel 1571. Er hat nur einen Auszug von Cremer geliefert. Die Erzählung des kaischen Mädchens findet sich in der gedruckten ersten Ausgabe Cap. 9. S. 155. Wörtlich, wie Cremer, auf den ich jetzt komme. Welche unglaubliche Trägheit dieser Buchmacher!

Martin Cremer, Bischof in Wormsland, gestorben 1589, schrieb de origine et rebus gestis Polono-rum. Die erste Ausgabe erschien Basel 1555. Die vor mir liegende Ausgabe ist gedruckt in Elben 1590. Unsere Notiz findet sich darin S. 196. Die deutsche Uebersetzung von Pataillon trat 1562 in Basel an's Licht.

Ich gehe nun zu der von Herrn Gschon erwähnten pommerschen Chronik des Thomas Rangow (um 1540) über. Wir treffen unsere Notiz Th. 1. S. 326 nach der Besigamerschen Ausgabe. Ich kann so bestimmt, wie bei den meisten vorigen Schriftstellern Rangows Quelle nicht angeben. Der Herausgeber sagt aber, daß Rangow Auszüge aus ältern historischen

*) Starcewicz schreibt ihn Herbart, und führt ihn in Schediasma de script. lit., Poloniacae herbart von Buslin.

Schriftstellers gesammelt habe. Auch steht B. VI der Vorrede: „Kangew bemerkt zum öftern am Rande seiner eignen Handschrift, daß er dies oder jenes aus der letzten ihm von Herrn Kallas (Klumpke) zugesandten Verzeichniß, oder aus diesem oder jenem Buche, so er hie auf der Bibliothek gesehen, genommen habe.“ Einige Randanmerkungen hat Kallagarten in den Text aufgenommen, andere weggelassen, oder dieselben in den angehängten Fußnoten erwähnt. Weiter ist

Matthias von Wischew (Wischow) aus Wischew in Polen gebürtig, gestorben als Canonikus in Kraken 1503. Er schrieb eine *chronicam Polonorum*. Die älteste Ausgabe erschien in Kraken 1501. Die Erzählung von der brandenburgischen Könne *) stimmt fast wörtlich mit Dlugosß überein. Von diesem ist er also entlehnt, und so sind wir endlich gelangt zu dem ersten Geschichtschreiber, der die brandenburgische Könne aufgenommen, und wie prior gezeigt ist, in Umlauf gebracht hat. Ich übergehe einige minder wichtige und jüngere Schriftsteller, da ich hinlänglich dargezogen zu haben glaube, daß die Nachricht von der Könne aufgeschrieben ist, und auf den Dlugosß hingeleitet werden muß.

Johann Dlugosß, auch Longinus genannt, Domherr in Kraken und zuletzt ernannter Erzbischof in Luberg, geboren 1413 in Bygnall, gestorben 1480, ist ein bekannter Schriftsteller. Seine *Historia polonica* enthält in der neuesten Ausgabe **) zwölf Bücher. Die

*) B. 4 S. 203.

**) Leipzig, bei Cleschke und Widmann, 1711. 8^{te}.

ersten sechs Bücher kamen schon 1613 allein heraus. Er hat zuerst die Erzählung von der Nonne, B. 9. S. 990. Sie lautet also: „Eine gewisse Nonne versprach einem Barbaren, um dessen gewaltthätiger Entehrung zu entgehen, daß sie ihn lieben wolle, wenn er ihre Ehre unterlegt erbitte, auf welche Weise er nie durch irgend ein Eisen verletzt werden könne; er werde einen Beweis ihres Versprechens dadurch erhalten, daß er sie in ihren Hals stecke. Indem der Barbar dieses versichert, u. s. w.“

Der Dlugosß waren noch zwei polnische Schriftsteller, die ich nicht übergehen darf. Der erste ist Vincentius Kadlubko, Bischof in Krakan, gestorben 1226 *). Er kann nicht in Betracht kommen, da er hundert Jahre vorher gestorben ist. Doch habe ich auch in dieser Hinsicht verglichen die Schrift mit dem Text: Cadlubko et Martinus Gallus, scriptores historiae Poloniae vetustissimi cum duobus anonymis, die Lengnich 1749 in Danzig herausgab. Von unserer Nonne ist darin nichts enthalten. Der Zursolge nach schrieb Hans Badke eine polnische Hystorie um das Jahr 1370. Da sie aber nur in der Handschrift **) existirt, so kann ihr Jragniß nicht angegeben werden. Beide hat Dlugosß benutzt.

Eine wichtige Quelle ist der preussische Chronikant Peter von Dalsburg, Priester des deutschen Ordens. Er schrieb nach dem Jahre 1326 *Chronicon Prussiae*

*) Nach Wahren 1203.

**) Vergl. Hasknoch Catal. quarundam script. Polon.

das *), welches bis zum gedachten Jahre geht, und von einem Unbekannten bis 1445 fortgeführt ist. Duschburg hat im 334. Kap., wo er die Verteidigung der Mark Brandenburg durch die Heshauer schildert, nichts von der Renne. Da er aber einer edlen Jungfrau erwähnt, um deren Eheschick sich zwei Heshaueranken, und die von einem dritten gespalten wurde, damit ein jeder seinen Theil erhalte, so sagt Hartnoch, sein Herausgeber, in der Anmerkung: „Möchte schrieben hier eine andere Geschichte ein, und erzählt man von der Renne, die sich gescheit habe, u. s. w. Weil aber Duschburg und sein Dollmetscher Jeroschin,“ fährt er fort, „nichts von dieser Sache haben, so können wir annehmen, daß aus Irrthum dieser Jungfrau beigelegt werde, was nach den Nachrichten die Jungfrau Euphrasia gethan hat.“ Nach meinem Urtheil hat der Geschichtschreiber Hartnoch, auch Herausgeber der preussischen Alterthümer und der preussischen Kirchenhistorie, einen richtigen Blick gehabt.

Simon Grunau **) hat die Erzählung auch, wie schon Herr Fischen bemerkt hat.

Dingelß bleibt daher allein unser Mann. Bei

*) Der preussische Historiker Hartnoch, Professor in Thorn, gab Duschburgs Chronik 1679 heraus. Sie wurde schon um 1350 in deutsche Verse überetzt von Nikolaus Jeroschin, darauf von einem Magistermeister. Welche Uebersetzungen sich handschriftlich in der Königl. Bibliothek in Königsberg. Eine vollständige freie Uebersetzung mit Zusätzen und Anmerkungen hat Stülpenerst im 7ten B. seiner preussisch-lithuanischen Chronik.

**) Chron. ordin. Tuer. XI. 13.

allen Verbindungen *), die einige seiner Verdienste von ihm machen, ist dennoch seine Autorität äußerst bedeutend. Er zeichnet die Ereignisse bis zum Jahre 1444 auf, und nur die spätern dürfen dem Historiker geaden. Er scheint seine Quellen sorgfältig verborgen zu wollen, und hat sie daher vorher nicht einzeln angegeben; aber legenden und handgreifliche Poesien, abergläubische schwärmerische Ansichten, dem Geiste des Mittelalters angemessen, finden sich im Buche zerstreut. Die von ihm allegirten wenigen Geschichtsdarstellungen, denn er läßt auch, wie gesagt, absichtlich im Dunkeln, sind Hieronymus, Bernardus, Augustin, Martin Gallus und Hieronymus; und diese können nicht entscheiden. Selbst sein eigener Landmann Gomer, sonst ein treuer Jünger und Anhänger desselben, schreibt von Dlugosch **): „Ich habe bemerkt, daß Dlugosch ***), Dlugosch ****) und Dlugosch besonders dem Dlugosch gefolgt sind; daß dieser aber nicht sehr bewundert ist in der Geschichte des Landes, welche einem, der über die polnische Angelegenheiten schreibt, von großem Nutzen seyn konnte; daß er auch urtheilen verwehrt ist, nicht immer sich consequent bleibt, und auch die Zeitfolge nicht genau beobachtet, und mehr, was nicht zur Sache gehört, als zur Sache

*) u. a. Erasmus in den Centum Illust. polon. scriptis et viris. S. 29.

**) In der Dedicatio. epistola ad Sigism. Augustum apud Pistorium. T. II. p. 402.

***) Annales regni Poloniae ab ipso Lecho ad ann. 1523.

****) De rebus polonicis, apud Pistorium. T. II. p. 260.

gehöriges beigetragen, und da er vor Vollendung des Werkes gestorben, keine Zeit gehabt hat, dasselbe wieder durchzusehen. Doch glaube ich nicht, daß er deshalb, weil er nicht Alles geklärt hat, mehr Tadel verdient, als Lob, weil er zuerst mit höchstem Fleiß und unermüdlichem Eifer das Eis, wie man sagt, gebrochen hat."

Ich lasse nunmehr das Urtheil geübter neueren Geschichtsforscher über Dugos folgen. Der Erste ist Schöpper *). Dugos und Greiner, sagt er, sind beide Stoppler und keine Geschichtsforscher, die nach andern ihren spätern Tauschwerk durch Fleiß, Einsicht und Patriotismus aus der alten geschätzten Geschichte einen Saft des Nugos machen." Den Ausdruck Stoppler erklärt er also: „Stoppler nenne ich ein unfähiges Geschlecht von Annalisten aus dem Mittelalter, das sonderlich in der nordischen Geschichte unglaubliche Verwöhnungen angedeutet hat. Wo holt er die Data dazu? Entweder aus einem andern Werke, das noch einfältiger, noch unrichtiger war er ist, den er aber nicht nennt, nicht beschreibt, oft unrichtig versteht, und Dinge aus ihm nimmt, an die jener nicht gedacht hatte; oder aus seinem eignen wägen Gehirn, durch Etymologisiren, durch Scholastik gegen alle menschliche Logik, durch terminus technicus, die er einander verbedet, oder die, wenn er so unling ist, sie zu verstehen, den fremdsprachigen Text beistehen müssen."

Der Zweite ist der Wiener Historiker Engel. In

* Vergleichung der allg. Weltgeschichte. B. 31. S. 223.

seiner Geschichte von Syrien und Libanien *) unter-
wirft er den Flugel einer harten Kritik. „Man muß
sich, heißt es, über den historischen Werth des Duges,
den er als Schriftsteller des 15ten Jahrhunderts in
der alten Geschichte von Syrien behauptet, mit den Wis-
senforschern in Einkerkerung setzen. Wir müssen sein
Ansehen erkennen, sobald er Umstände erzählt, die in
keinem andern bekannten älteren Schriftsteller vorkommen;
denn hier müssen wir vermuthen, daß er Quellen be-
nutzt habe, die uns unbekannt geblieben sind. Wenn
wir aber ältere Erzählungen vor uns haben, denen er of-
fenbar widerspricht, oder wozu er einen ungeschickten
Ausleger macht, da müssen wir es uns erlauben, ihn
zu verbessern: so in diesem Theile der Geschichte **).
Die alten Annalen haben bloß die Reize hergegeben, er
setzt That aus seinem eignen den Zuschlag hinzu, und
so erfand das ganze Gewebe. Er setzt Jahre und
Namen nach Willkür; er beschreibt Schlachten und Be-
lagerungen, die in älteren Schriftstellern nur angezeigt
werden; er setzt Umstände hinzu, wozu die Kürze der
Chroniken nichts weiß, weil er das Wahrscheinliche und
Gewöhnliche zum Geschehen macht. Die Chronologie
ist ganz kindisch bei ihm. Aus Einer Ereignißzeit macht
er zwei, oder theilt die Thaten Eines Jahres auf zwei
aus, um doch bei jedem Jahre etwas erzählt zu
haben, und so wird er mit allen diesen Geschichtern erst

*) Zerstörung der alt. Weltk. Bd. 24. S. 301. f.

**) Im Text ist die Note von Michael Jacobsonitz am
Ende des ersten Jahrhunderts.

beim Jahr 1193 fertig, da wir doch gesehen haben, daß es schon 1185 ruhig in Rußland sein magte.“ Hierauf führt Engel einen unflüchtigen Beweis aus Dlugos selbst, und gibt seine vielen Zusätze, Unrichtigkeiten und falschen Erklärungen.

Ich will jetzt mein Urtheil der Prüfung unterwerfen. Ich halte Dlugos in den letzern Büchern des fünfzehnten Jahrhunderts für zuverlässiger, und als die sonstige Quelle zu gebrauchen; aber nicht in den frühern. Er erzählt Dinge, die dem gesunden Menschenverstande entgegen sind. Viele Erfahrungen hatte er in seinem unruhigen Leben gemacht, und hatte Prüfungen bestanden. Er war drei Jahr aus Polen verwiesen, dann von seinem Könige zurückgerufen und mit der Würde eines Befehlshabers an auswärtigen Höfen bekleidet. Er hatte Reisen gemacht nach Rom, Venedig, Jerusalem zum Grabe Christi, hatte die bischöfliche Würde in Prag ab, wurde aber nach Lemberg als Erzbischof berufen. Er starb noch vor Eintritt dieses Jandes, am 10. Mai 1480. Er war ein frommer, der katholischen Religion und dem Wunderglauben sehr ergebener Mann; daher finden sich in seinem Werk viele Nachrichten von Päpsten, Cardinälen, Bischöfen, Theben, Klöstern, Kirchen und ihren Einrichtungen und Sitten, so wie von Heiligensprechungen. Uebrigens war er, wie aus seiner Zueignungsschrift an Sigmund erhellt, sehr bescheiden, ermaunt und lobet alle gelehrte und sachverständige Männer ein, seine fehlerhafte Angaben zu verbessern. Er werde sich Eddel wünschen, und jedem danken, der das, was er unversichtig, ungeliebt und erdichtet

dargestellt habe, abändert; denn er sey nicht so eigensüchtig, zu wünschen, daß auch Andere durch seinen Thaten zu Verhöhnern verleitet würden. — Diese Aeußerungen erzeugen Scherz. Dlugosz Namen werden es daher nicht bloß verzeihen, sondern gut heißen, wenn ich Nichts in seinem Buche als Irrig ansehe. Hier nur ein paar Beispiele: „Am 23. Oct. 976 wurden in Polen die ganze Nacht hindurch feurige Schlachten am Himmel erblickt. — Am 19. Jan. 1000 war ein Comet in Polen, der am größten Himmel gleichsam als eine kleine brennende, ihr Feuer weit verbreitende Fackel, mit seinem Glanz Alle so sehr erschreckte, daß nicht allein diejenigen, die im Freien waren, sondern auch die, welche sich in den Häusern befanden, wie von einem Blitzstrahl getroffen wurden. — Als der Bischof von Sulda Bruno zur Übernahme der päpstlichen Würde nach Rom reiste, hörte er die Engel sagen: „Ich denke Gedanken des Friedens, nicht der Klümmerniß.“ Als derselbe einen armen Ausflüchtigen vor der Thür des Palastes gesehen hatte, erkannte er, daß er Christum in der Person eines Dürstigen aufgenommen habe. Noch seinem Tode that er viele Wunder. — Pepiel, dessen Gattin und beide Söhne wurden von Mäusen heimgesucht und gebissen. Soldaten und Diener trieben sie fort, aber neue Mäuse kamen hervor. Pepiel ließ Feuer anzünden, setzte sich mit den Seinigen in die Mitte, aber die noch so hoch lebenden Flammen halfen nichts. Die Mäuse gingen mitten durch. In einem höheren rings dem großen See umgebenen Thurm folgten sie ihm schwimmend nach. Seine Diener verlaß-

sen ihn. Man besetzt er in einem festen Schlosse einen hohen Thurm, die Mäuse kommen ihm nach, zerfressen ihn und seine Familie so, daß keine Spur von einer Person oder einem Gebein mehr vorzufinden wird.“ — Der Wander des Bischofs von Krakau, Stanislaus, sind sehr romantisch, um seine Heiligsprechung in Rom zu bewirken. Ein Cardinal Reginaldus widerlegt sich der Canonisation und wird tollkrank. Der verstorbene Bischof erscheint ihm des Nachts bei verschlossenen Thüren und wirft es ihm vor. Der Cardinal büttet ab, Stanislaus macht ihn gesund. Sogleich reist der Cardinal nach Rom, und bewirkt die Heiligsprechung. Stanislaus erwirkt einen Lebern u. dgl. m. *) —

Diese wenigen Beispiele, die mit vielen vermehrt werden können, mögen hinreichen, die Glaubwürdigkeit des Dlugosz zu beurtheilen. Pöbste, Cardinäle, Bischöfe führt er oft vor, und legt ihnen Aeten in den Mund. Von Kämpfern und Wunderrthaten unterhält er häufig. Das Leben der Heiligen magte er wohl kennen. Schon vorher ist gesagt, daß Dlugosz Justiz gemacht, und Manches eingeschaltet habe, was ihm in der Ausbildung verschwiegen. Aber den Krieg konnte er nicht einmal grübeln, in dem die Romane eine Rolle spielen. „Blasius, König von Polen,“ sagt er, „zog mit russischen, wallachischen und lithuanischen Heerschaaren in die Mark gegen Waldemar 1326, verführte und

*) Dlugosz veröffentlicht 1464 eine besondere Schrift unter dem Titel: *Vita St. Stanislaw, Episcopi Cracoviensis et Martyris*.

verbrannte von der Stadt Brandenburg bei Frankfurt, so weit es geschehen konnte.“ Die Brandenburg sind die Feinde nicht gekommen. Gegen Waldemar? Der echte Markgraf Waldemar war aber schon 1319 *) gestorben, und der falsche Waldemar trat zuerst 1348 auf. Gegen Waldemar wollten die Polen auch nicht kämpfen, sondern gegen Markgraf Ludwig den Älteren (den Vater). Dlugosch sagt ferner: „die brandenburgischen Markgrafen hätten es nicht gewagt, sich gegen den Feind in's Feld zu stellen oder ihm ein Treffen zu liefern.“ Abermals irrig. Der Feind hatte es nur mit Ludwig dem Älteren zu thun, nicht mit dessen Brüdern; denn es ist diplomatisch erwiesen, daß Ludwig der Ältere erst am heil. Christ-Abend 1351 die Mark Brandenburg an seine Brüder Ludwig den Älteren und Otto abtrat **). Da Dlugosch nun die Hauptpersonen und Vorfälle in diesem Streifzuge nicht kennt, wie könnte er dann bei der angehängten Erzählung von der Renne Glauben verdienen, da er doch näher bezeichnende Umstände hätte beibringen müssen? Seine Nachfolger weichen zwar nicht in der Hauptsache, wohl aber in Nebenumständen ab, sprechen zum Theil vom Sehet, Pulver u. s. w. wie vorher gesagt ist, nennen bald einen Eschauer, bald einen Andern, oder einen Wojaren (Hauptmann). Wie unbestimmt! Sollten so abweichende Angaben nicht Zweifel erregen? Dlugosch nennt den Ch-

*) Jellinek den 15. Aug. und 16. Sept. S. Gedruckt in der k. k. Hofbibliothek. Th. 1. S. 196.

**) Gercken's Diplomatarium Vm. march. I. p. 113.

vielleicht im Allgemeinen einen Barbaren, fügt auch hinzu, um den Ruf des pelaischen Namens nicht zu vermindern, daß Blasidius sich vergebens bemühet habe, die Kirchentrüder und andere Schandheuben von ihren Frevelthaten abzuhalten. Zwei Mönche, *) und zwei Nonnenklöster wurden eingeäschert.

Ich habe getreu die Schriftsteller angeführt, die für die Noene sprechen. Die Einwendung, daß wenn ein Schriftsteller die Noene nicht hat, sie dennoch wahr seyn könne, dürfte nicht allermal passen. Der Schriftsteller schaltet ja niemals ein: „Die Erzählung von der Noene halte ich für eine Fabel.“ Gellius läßt die Erzählung nach erlangter besserer Uebersetzung seet, ohne dabei etwas zu erinnern. Ich will zur Wagners lithauische Geschichte **) namhaft machen. Er beschreibt den Einfall Blasidiens mit lithauischen Hülfswölfen in die Mark, weiß aber von der Noene nichts.

Woher hat nun Dlugos die Erzählung? Oder wo ist sie hergetommen? fragt Herr Pötkon. Ich ant-

*) Dlugos sagt: Duo priorem monasteria exorta sunt. — Nach der Zeit wurden drei Mönchorden genannt 1) Ordo niger, (Benedictiner) 2) Ordo albus (Canon. regul. St. Benedicti) 3) Ordo griseus, Mönche in schwarzem Kleider (qui coloris cineris, seu pseudolactis vultus induebantur.) Dies waren die Cistercienser-Mönche, von welchen Jacobus de Voragine in hist. occid. Cap. 14. erzählt: Cistercienses monachi, qui nigrum habitum primo in griseum commutarunt,

**) Allgemeine Weltgeschichte: nach Gutsch und Geop. B. 14. 2. Bsp. S. 37.

werke: Die Jungfrau ist aus Athen, und zwar aus Nikomedien in Bithynien, hat im Anfang des vierten Jahrhunderts gelebt, und verlor ihr Leben in der zehnten allgemeinen Christenverfolgung unter den römischen Kaisern Diocletian und Maximian. Ihr Name ist Euphrasia. Ich werde ihre Märtyrergeschichte aus den Quellen beifügen.

Die älteste Quelle ist das *menologium Graecorum*, das auf Befehl des Kaisers von Constantinopel, Basilius des Jüngern, geschrieben ist, vor dem Jahre 984, nach der Precht Ausgabe (Urbani 1727. P. 2. unterm 19. Jan.) Es enthält ein Kupfer der Euphrasia, die mit dem Schein der sie umstrahlenden Glorie den Todesstreich bewand erwartet. Es heißt darin also: „Die heilige Märtyrin Euphrasia war gebürtig aus Nikomedien, von reicher Familie und unerschütterlichem Wandel. Sie wurde unter dem Kaiser Maximian ergriffen, sollte gequemen werden, den Gözen zu opfern; beharrte aber bei ihrer Weigerung, und wurde einem Barbaren zur Schändung überliefert. Als da sie nun die Noth sah, erfaßte sie Folgendes. Sie sagte zu ihm: Wenn du mich loslassen willst, will ich dir ein Zaubermittel (*pharmakon*) geben. Wenn du dieses trinkst, so wird weder ein Schwert, noch irgend etwas anderes dir schaden, noch dich verwunden, sondern du kannst dich gesund erhalten vor Wurfspeisen, Degen und jedem Geschoss. Er aber sagte: Ich möchte dieses wohl lernen. Sie hingegen ihrem eigenen Hals hinstreckend, sagte: Hebe zu mit dem Degen, und du wirst mich nicht lossetzen können. Dieser aber glaubend, daß sie die Wahr-

geht nicht, hieb mit dem Degen noch ihr, und erschauerte sie. Auf die Art wurde sie von ihm gemordet.^{*)} Diese Darstellung stimmt in einigen gebräuchern Ausdrücken und Beifügungen mit Dialog überein.

Die zweite Quelle ist Nicophorus Callistus ^{*)}, der um's Jahr 1335 schrieb. Seine Erzählung ist noch unständlicher und folgenden Inhalts. „Euphrosia, eine sehr schöne und tugendhafte Jungfrau, wollte den Widern nicht opfern. Sie wurde Wollüstlingen übergeben. Da sie fortgeführt wurde, kam ihr auf dem Wege der Heteromedische Bischof Anthemus ^{**)} entgegen. Sie fragte ihn, welches von beiden Uebeln er ihr lieber vorgebe? Er antwortete: Keine Tochter, sehr schön ist die Hute der Jungfräuschaft; aber weit heftlicher ist der gebozene Ehrstenglaube. Denn, wenn die Noth es mit sich bedachte, so würde es doch weit besser sein, den Klädern den Mantel als den Körper preis zu geben, und eben so muß man bei dem gegenwärtigen Unglück und bei den Versuchungen die Sache ansehen. Kannst du nicht beides behalten, so rathe ich dir, deine Seele unberührt

^{*)} Lib. 7. Cap. 13. und auch ihm Baronius Tom. 3. anno 303 No. 35. Dieser stimmt bei der Gelegenheit zugleich, daß Erntz die Geschichte einer Heiligen anerkent habe, indem er sie in eine positive Richtung umwandelt. (Non sine dedecore placuit in fabulae causa ut transferret, quia canit, non veritas sola ac vera tranda multis acta in poetica signentiam convertere.)

^{**) Anthemus wurde auch in dieser Verfolgung enthauptet. O. Pauli Gesch. groß. Mährst. Band, 1817. S. 17. und manul. grecorum 1. p. 2. (3. Sept.)}

zu bewahren, und seinen Körper den Schändungen der Geierlosen zu überlassen.“ Erst hin- und her wankend und nachdenkend über den erhaltenen Rath, folgt sie endlich, entschlossen, beides zu bewahren. Im Zimmer mit dem Fensterhasten verschlossen, giebt sie sich für eine Zauberin aus, und verspricht ihm ein Mittel. Er willigt ein, und sie beschmiert ihren Hals mit in Oel erweichtem Wachse. Er hauet ihr den Kopf ab.“

Welche erhabene Tugend! welche Starkkraft! Der Bischof rieth ihr, sich entweihen zu lassen, aber ihrem Glauben zu bewahren. Sie hingegen opferte ihr Leben, und blieb bis an ihr Ende eine Christin und unbesleckte Jungfrau. Sie wurde von der griechischen Kirche als Märtyrin unter die Heiligen versetzt. Der Tag ihrer Weibung ist der 19te Januar *).

Diese Heilige des vierten Jahrhunderts hat Dlugosz aus Wilkomiedien in die Mark Brandenburg verpflanzet, und sie im vierzehnten Jahrhundert wieder aufleben lassen.

Ich trete daher den Geschichtsforschern Hartnoch und Gerden bei, und erkläre die Erzählung von der brandenburgischen Nonne mit allen Haupt- und Nebenumständen für eine Legende.

*) E. Bellandi vita sanctorum. Antwerp. 1643. Jan. Tom. 2. p. 226. Zuerst hat ausführliche Heiligen-Listern. Köln und Frankfurt 1719. Col. 625.

Nachschufe des Herausgebers.

Wissen wir einen großen Theil unserer Leser um Verzeihung bitten, wegen der Unvollständigkeit, die in dem vorstehenden Aufsatze enthalten ist?

Es ist in der That nicht gleichgültig, was ein Volk zu seiner Geschichte rechnet; denn, da es sich nie in seiner Geschichte zur Anschauung bringen kann, so muß auf alle Weise dafür gesorgt werden, daß dieser Spiegel rein und lauter sey.

Darum darf die historische Kritik nie ruhen; und unerbittlich muß sie alles fortschaffen, was nicht factische Wahrheit in sich schließt.

Der Hr. Verf. ist zu der Vermuthung gelangt, daß die Geschichte von der preussischen Könne einem Jahrhunderte angehört, wo sich weder an eine Mark Brandenburg, noch an ein Königreich Preussen denken läßt; mit einem Worte: daß die preussische Könne jene Euphrasia sey, welche im vierten Jahrhunderte während der sogenannten zehnten Christenverfolgung in Mediomedica ihren Untergang fand.

Diese Vermuthung hat allerdings sehr viel für sich. Wie die preussische Könne gehandelt haben soll, so handelt man nur in Zeiten, wo die Begeisterung noch frisch ist, nicht in Zeiten, wo Formeln, Ceremonien u. s. w. an die Stelle der Begeisterung getreten sind. Vielleicht ist die Behauptung nicht zu lähn, daß nie eine Könne den Versuch gemacht habe, sich so aufzuopfern; der Zwang des Klosterlebens hat zu allen Zei-

ten den Enthusiasmus gedämpft und zur Unterwerfung unter das Schicksal geneigt gemacht. Ihre Euphorie von Rikemedien war eben so wenig eine Monne, als das Mädchen vom Orkan, Charlotte Corday, und welche andere Heldin man sonst noch nennen mag; und es verräth einen Mangel an Urtheilskraft, wenn man annehmen will, daß ein Mädchen, dem himmlischen Verhängnis zur Liebe, auf Leben denken solle, sich den Kopf abschlagen zu lassen. Mädchen dieser Art können in einem Kloster ausgebeutet werden; aber Handlungen dieser Art werden nie von einem Kloster ausgehen.

Über wie ist es geschehen, daß ein Mädchen des vierten Jahrhunderts hat in die Gefängnisse der Mark Brandenburg versetzt werden können?

Wie einzelne Eagen sich erhalten und forterpflanz haben, wie aus einzelnen Jüngen der Geschichte Mädchen, und aus Mädchen wieder Jünger der Geschichte geworden sind: dies läßt sich freilich nicht immer nachweisen. Daß aber dergleichen geschehen ist, unterliegt für den Geschichtsforscher keinen Zweifel; und was ist natürlicher, als anzunehmen, daß die Verurtheilungen, welche die Geschichte auf diese Weise erfahren hat, von Mönchen herrühren, d. h. von Geschichtsschreibern, welche von allen Entbehrungen am meisten davon eiferst waren, in dem Wahren das Evidente zu sehen und darzustellen.

Dem großbritannischen Völkchen ist etwas noch weit Bitteres durch den Mangel an historischer Kritik widerfahren, als den Brandenburgern. Der Heilige Georg, welcher noch jetzt von den Elitabigen in England als

Schutzherr verehrt wird, stammt aus dem vierten Jahrhunderte hie. Und wer war denn dieser Heilige? Ein Bischof, der, nachdem er einen nicht unbedeutenden Theil seines Vermögens angewendet hatte, sich die Patriarchen-Stelle von Alexandria am Hofe des Constantius zu erlangen, durch seine Verbindungen es dahin brachte, daß die Beherrscher der Hauptstadt Aegyptens ihn tödteten und in's mitteländische Meer warfen. Der Gegenstand, worin Arianismus und Ketzergläubigkeit im vierten Jahrhunderte standen, brachte es mit sich, daß Georg zu einem Märtyrer und Heiligen gemacht wurde. Als solcher lebte er unter den Wergesandten fort, ohne daß von seinem Thun und Treiben als Bischof und Erzbischof von Alexandria die Rede war; und als während der Kreuzzüge für die Christen das Bedürfnis entstand, einen Schutzheiligen zu haben, ließen sie sich, acht hundert Jahre nach dem Tode desselben, den heil. Georg annehmen, der es bis auf diesen Tag geblieben ist.

Sollte Dr. Heylin nie die Geschichte dieses Heiligen schreiben sollen, damit der abgelschubigte Theil seines Volkes nicht in seinem frommen Wahn geßet werde, und fortsehen, in dem heil. George ein Muster aller Tugenden zu verehren? Preussens Renne ist zwar unschuldiger, als Großbritanniens Schutzheiliger; doch muß sie von der kaiserlichen Kritik nicht anders behandelt werden, als der heil. Georg. Jeder Beitrag zur Aufklärung vaterländischer Geschichte verdient Beifall, selbst wenn dadurch etwas weiter geleistet wird, als Ausscheidung des Heiden thums von dem Heilmischen.

Druckfehler im sechsten Hefte.

Seite 176 Zeile 8 von unten liest statt er, es. Seite 180
Zeile 2 von unten liest Ludwig, Karl.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

W i e r z e h n t e s K a p i t e l .

Von der eigenthümlichen Beschaffenheit der spani-
schen Monarchie im siebenten Jahrhundert.

Indem die Araber sich im Osten und im Westen zugleich der europäischen Welt näherten, lief diese ganz augenscheinlich Gefahr, von ihnen eben so verschlungen zu werden, wie Asien und Afrika. Durch eine Kette von Afrika's Nordküste gezogen, bildete Spanien die Vorkammer Europa's im Westen. Wurde diese Vorkammer geöffnet, so durften die Eroberer hoffen, die schwachen Königreiche der Franken und Longobarden in Gallien und Italien zu zertrümmern und die Einheit Gottes am Altar des Vaticanus zu vertheidigen. Ausgehend von Italien, konnte Afrika, oder wer immer an seiner Stelle die Araber anführen mochte, die barbarischen Bewohner Deutschlands ohne große Mühe unterjochen und zur Annahme des Islam zwingen; und wenn er dann dem Laufe der De-

nan bis zu ihrem Ausfluß in die europäische See folgte und das römisch-griechische Kaiserreich auch in Europa über den Haufen warf, die neuen Erwerbungen mit Antiochien und den Provinzen Syrien in Verbindung setzen. Ein bestimmter Befehl des Kalifen Walid gebot die Eroberung der nördlichen Länder. Wie weit die geographischen Kenntnisse der Araber reichten, ist nicht wohl auszumitteln. Doch ein Volk, das von einer großen Idee beherrscht, sein Verdrach in Befehlen zu vertheilen setzt, ist hinaus über tausend Schwierigkeiten, weil es ihrer sogar bedarf, um sich selbst genug zu thun. Unstreitig würden die Bewohner des nördlichen Europa ihre Freiheit und Unabhängigkeit eben so sicher gerettet haben, wie die des nördlichen Asien; doch schwerlich hätte das südliche und mittlere Europa widerstehen können. Der Zusammenhang, wenn die Völker dieses Erdtheils gegenwärtig stehen, war im achten Jahrhundert nicht einmal in der Annäherung vorhanden; und je schwächer jedes einzelne Volk durch seine Verfassung war, desto schwerer unterlag es den arabischen Horden.

Freierlei retrat Europa in dieser gefährlichen Lage: einmal die Untodigung, welche die arabische Welt selbst durch den Untergang der Omniaden litt; zweitens die persönlichen Eigenschäften der fränkischen Könige dieser Zeit. Als die Nothung selbst erfolgt war, wurde die Nähe der Araber sogar zu einem Hauptmittel, Europa's Einheit zu sichern. Nach der Eroberung Spaniens durch die Saracenen standen zwei theologische Systeme einander gegenüber, die sich nur bekämpfen konnten.

Die Haupt-Idee des einen war der einzige, die Haupt-Idee des andern der dreieinige Gott. Alles, was Volkstheulichkeit genannt zu werden verdient, lodtste sich an die eine oder die andere von diesen Ideen; und indem die Verehrer des dreieinigen Gottes in den arabischen Manuskripten ihren Gegensatz fanden, war Dasjenige da, was sie allein vereinigen konnte. Vaterland, Besitz und was sonst noch den Wildern Eigenthümlichkeit giebt, kam in keine Betrachtung, weil es in sich selbst etwas Untergeordnetes war. Die Furcht vor dem Sabel der Saracenen gab also der christlichen Kirche eine Einheit, welche sie früher nicht gehabt hatte; und indem die Freigebigkeit eines fränkischen Königs, den die Noth in einem abendländischen Kaiser verwandelte, die römischen Bischöfe zu Fürsten mit einem nicht unbedeutenden Beherrschungsmacht machte, wurden, nach und nach, alle die Mittel gefunden, erst den Arabern zu widerstehen und sie dann wieder aus der europäischen Welt zu vertreiben. Mahamed, von der ganzen christlichen Priesterschaft als ein Verräther verschrien, hat also zur Gründung des Papstthums, d. h. der theokratischen Universal-Monarchie, weit mehr beigetragen, als der Verstand der Päbste; aufs Bräutigste hat jener die Umsände herbei geführt, deren Bewegung allein ein großes Ansehen verschaffen konnte. Die Unantastbarkeit gegen die Gegenkraft ist zu allen Zeiten dieselbe gewesen, während sie nirgends fehlen darf, wo sich etwas bilden und gestalten soll.

Man ersieht hieraus, daß die Eroberung der spanischen Halbinsel durch die Saracenen unumgänglich notwendig war, wenn Europa zu der Entwidlung

gefangen sollte, die ihm im Laufe der Jahrhunderte zu Theil geworden ist. Die Eroberung selbst, mit sehr geringen Kräften bewirkt, war das Werk der Ausländer. Um sie aber als solches zu fassen, muß man auf die Beschaffenheit der westgotischen Monarchie in Spanien zurückgehen. Diese Untersuchung läßt sich um so weniger zurückweisen, da sie, gehörig angestellt, nicht bloß die Erscheinungen des achten Jahrhunderts, sondern auch die des ganzen Mittelalters aufzudecken vermag.

Die Könige der germanischen Völker hatten bei weitem mehr den Charakter von Herrführern, als den von Oberhäuptern der Gesellschaft, d. h. von Fürsten. Die natürliche Folge davon war, daß, als die germanischen Völker im römischen Reiche ansäßig geworden waren und die Begierde nach Erwerb sich in die Liebe für Besitz verloren hatte, das Wesen dieser Könige sich aufs Wesentlichste verminderte. Was gegenwärtig Volkshauptmann genannt wird, war, seinem Ursprunge nach, schwerlich noch etwas mehr, als Kriegsrath. Die erste Niederlassung der Franken, Gothen, Longobarden in Gallien, Spanien und Italien muß man sich als ein Cantonniren denken; und hiernach war die früheste Regierungseform nichts mehr und nichts weniger, als ein auf die Gesellschaft übertragenes Militair-System. Die Verwaltung der Provinzen übertrugen die Könige Soldaten, welche in dem Heere den ersten Platz nach ihnen einnahmen, d. h. den Edlen, welche das Unternehmen mit dem höchsten Gefolge von Freien oder Leudigen unterstützt hatten. Solche Personen wurden Herzoge genannt; und, als Statthalter in den größten Districten

vereinigtes Er, mit der Verwaltung der Justiz, und der Handhabung des Landesrechts, die Erhebung und Verrechnung der Steuern und Zölle, so weit dergleichen für den König Statt fanden, und die Befestigung des Herkunds. Ihnen untergeordnet, hatten Grafen in kleineren Districten dieselbe Bestimmung, und unter der Aufsicht der Grafen hielten die Centenarien oder Centgrafen, die im Orte gewöhnlich nur hundert Mann führten, in noch kleineren Districten oder Centen, die Untergerichte. Es gab also zur Sicherung des königlichen Anspruchs eine Abstufung der Autorität. Allein diese Abstufung schloß den bedeutenden Fehler in sich, daß sie nicht zu dem Mittelpunkte zurück führte, von welchem sie ausgegangen war. Alle Staatsämter waren Lehen, und als solche waren sie an und für sich nicht erblich; doch sie wurden es auf eine unabweisliche Weise dadurch, daß die Aussetzung des Staatsamts mit legenden Gründen gemacht war, deren Verwirthschaftung den Beamten überlassen blieb. So wie der Herzog, wenn ihm einmal seine Provinz angewiesen war, aus derselben nicht verdrängt werden konnte, eben so wenig konnten der Graf und der Centgraf verdrängt werden; und so wie jener ein fester Vasall des Königs war, so waren diese seine Vasallen des Herzogs. Hiernach war die Stärke der Regierung im Umkreise, die Schwäche derselben im Mittelpunkte. Nur ein kriegerischer und geistvoller König saß mit Ehren auf dem Thron; jeder andere war in sich selbst ein leeres Nichts. Ein bloßer Schatten von Zusammenhang wurde in den Regierungen dadurch erhalten, daß man jährlich Zusam-

manuskripte veranstaltete, in welchen man die Angelegenheiten des Staats besprach. Diese Zusammenkünfte waren in sich selbst unstreitig eine Festsetzung früherer Verfügungen. Man fand sich auf denselben zahlreich ein, so lange der Herrbann eine Sache der Ehre war; aber die Vereinstigkeit dazu verschwand, als derselbe Herrbann zu einer Sache der Pflicht geworden war, und zwar einer Pflicht, die man nicht unterlassen konnte, ohne sich einer Geldstrafe oder dem Verluste des Amtes oder Lebens auszusetzen. Da diese Strafe nicht leicht vollzogen werden konnte, so trübte man ihr, und die jährlichen Versammlungen wurden allmählig so schwach, daß die National- und Staatsangelegenheiten am Hoflager am hohen Feßen, oder gar auf den Epochen der Heißlichkeit, abgethan werden mußten. Von ihrem ersten Werkzeuge verlassen, konnten die Könige ihr Ansehen nur dadurch behaupten, daß sie Personen an sich zogen, die, sofern sie keine andere Bestimmung hatten, als dem Könige Olan und Auszeichnung zu geben, einen besondern Hofadel bildeten. Diese Palatiner nun wollten nicht umsonst dienen; und da die Könige sie nur mit Grundstücken belohnen konnten, so begreift man leicht, daß darüber alljährlich ein nicht unbeträchtlicher Theil von der Existenz der königlichen Ausstattungen verloren ging. Die Könige waren also in einer verpfändungs- vollen Lage. Geringste durch das Regierangs- System, vereinzelten sie sich auch durch eine Freigebigkeit, welche nothwendig geworden war, wofür sie sich nicht ganz verlassen sehen wollten. Ganz Europa war monarchisch; aber Europas Könige waren ohne Macht, ihr Thron

häufig ohne Schutz, ihr Ziel oft nicht weiter, als ein leerer Name.

Auf der pyrenäischen Halbinsel kamen sehr früh noch andere Gebirgen hinzu. Kein Land hatte das Christenthum weniger als Lehrer, und mehr als Mittel, eine Herrschaft auszuüben, aufgesetzt, denn Spanien. Hier waren von jeher die strengsten Synodal-Beschlüsse gefaßt worden. Wie der Beweggrund dazu in der Schlaffheit der römischen Regierung lag, läßt sich nicht wohl bestimmen. Auf jeden Fall fehlte es den Bewohnern Spaniens an dem Grade von Aufklärung, welcher dem hierarchischen Geiste einer gegebenen Priesterchaft die nöthigen Schranken setzt. Eben deswegen wurde es den Vorstehern der christlichen Kirche in Spanien leicht, zu Reichthümern zu gelangen. Schon im Anfange des fünften Jahrhunderts war die spanische Kirche reich an Gütern der Welt, und die Priesterchaft beflüßigte sich, diese in eben dem Maße zu vermehren, als sie in sich selbst den Mangel an Gütern der Religion — an Weisheit, Erlernung, Bredsamkeit und Sittenreinigkeit verspürte. Je mehr ihre Einkünfte zunahmen, desto mehr wuchs die Abfassung des kirchlichen Ansehens; die steigende Anzahl der Kirchendiener selbst aber forderte genaue Bestimmung ihrer Unterordnung, an welcher es die Bischöfe, wie man leicht denken kann, nicht fehlen ließen. Sie errichteten, nach dem früheren Beispiele auswärtiger Kirchen, Provinzial-Synode, und unterwarfen sich selbst in jeder Provinz einem ihrer Bischöfe. So entstanden die Metropolen zu Oviedo, Saragossa, Tarragona, Toledo und Lissabon.

In dieser Richtung lag eine unbefleckbare Schugwehr gegen die Gewalt der Westgothen; denn das Geordnete allein schließt eine Widerstandskraft in sich. Größere Absonderung von den Laien war von einer sehr einfachen Politik vorgeschrieben; aber so weit waren die römischen Bischöfe in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts von ihren späteren Annahmen entfernt, daß Celsinus der Erste, als er zuerst von der Einführung einer unterscheidenden Kleidung und einer Tonfur unter den Kirchenvorstehern Spaniens unterrichtet wurde, dagegen als unchristlich eiferte, und statt derselben Belehrensamkeit und reinere Sitten empfahl. Noch kräftiger, als durch die eben genannten Mittel, wurde der Standesgeiz der spanischen Priesterchaft durch die Strenge genährt, womit man auf ihre Ehelosigkeit oder Enthaltensamkeit drang. Wie viel dadurch in einem warmen Klima geleistet wurde, bleibt hier unerörtert; doch so weit ging die Strenge, daß ein Rector, der sich mit einer Witwe verheiratete, höchstens zum Subdiaconat befördert werden konnte, wodurch er von den Weihen ausgeschlossen blieb. War ein Subdiaconus zu einer zweiten Ehe geschritten, so wurde er seines Grades beraubt und in die Reihe der Excommunicirten oder Excommunicirten gesetzt; und verheiratete er sich zum dritten Male, so wurde er auf zwei Jahr von aller kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen, und nach der Wiederbesserung auf immer in den Laienstand versetzt. Nur unter der Bedingung einer strengen Enthaltensamkeit war es gestattet, verheiratete Priester zu Diakonen und Presbytern zu weihen; und bevor ein solcher

geweiht wurde, mußte er die Einwilligung seiner Mutter beibringen, und erst, wenn er sich der Wohnung noch von ihr getrennt hatte, und sie in die Klasse der Büßenden getreten war, erfolgte die Weihe. Die Bedingungen der Aufnahme in den geistlichen Stand wurden immer höher geschrieben. Erwachsene gelangten höchst selten zu dieser Ehre, und Knaben, welche Aufnahme fanden, erhielten auf der Stelle die Tonfur, damit sie keinen Augenblick an ihrer Bestimmung zweifeln, und sich desto leichter an das Joch des Scherens gewöhnen möchten. Hatten die Knaben das achtzehnte Jahr erreicht, so wurden sie, in Gegenwart des Klerus und des Volks, gefragt, ob sie sich weihen wollten. Wenn sie dies, so mußten sie das Gelübde der Keuschheit ablegen, und wurden dann in ihrem zwanzigsten Jahre zu Subdiaconen, im fünf und zwanzigsten aber zu Diaconen geweiht. Da sie von Jugend an nichts weiter gelernt hatten, als die sinnliche Schauspielerkunst, so versetzte sich wohl von selbst, daß sie, welches auch ihrer Neigungen seyn mochten, dem gegen ihren Willen ergriffenen Stande fern blieben.

Eine Priesterchaft, welche durch ihren Reichthum gebildet, der immer eine große Macht aus, selbst dann, wenn sie von keiner Seite die Befürderung der Einlichkeit und Religiosität ist. Daher die Schonung, welche der Priesterchaft Spaniens von Seiten der Westgothen widerfuhr. Der Arianismus der Erzbischofe mochte den Rechtgläubigen anstößig seyn; doch führten sie darüber keine Klage, so lange sie nicht wußten, wie viel sie zu erwarten hätten. Außer der Metropolitans-Verfassung

bestanderte die Niederlassung der Bischöfe in Spanien jenes Aufschließen an den Bischof von Rom, welches in der Folge, den Klagen Päbsten benutzte, zu einer Grundlage der theokratischen Universal-Monarchie ausgebildet wurde. Vermöge der Metropolitane-Verfassung gebührte dem Metropolitane das Recht, Provinzial-Synoden zu versammeln, den Vorsitz dabei zu führen, neugeborene Bischöfe mit dem Scaue zu belegen, neugewählte zu weihen, straffällige abzusetzen, die Einkünfte der Priesterseelschaft zu schlichten, die Klagen des niederen Klerus wider die Bischöfe anzunehmen, ihre Widersen zu bereinigen, und über die Verlassenschaft der Verstorbenen, den Kirchengesetzen gemäß, zu verfügen. Man sieht hieraus, daß das Kirchenrhum sich zu einer förmlichen Macht ausgebildet hatte. Indes reichte das Ansehen der Metropolitane nicht allenthalben hin, die Bischöfe in Zaum zu halten; und da schon im vierten Jahrhundert Hosius, Erzbischof von Sevilla, gegen die Einmischung des Imperators Constantius in die Verwaltung göttlicher Dinge protestirt hatte: so bezeugt man, warum die spanische Geistlichkeit des fünften und sechsten Jahrhunderts in freizeigen Fällen ihre Zuflucht lieber zu dem Bischof von Rom, als zu einem arianischen Könige nahm. Eulranus, Bischof von Calahorra, und Mundinarius, Bischof von Barcellona, hatten sich gegen die Metropolitane-Verfassung vergangen: jener, indem er, ohne die Einwilligung des Metropolitane, einen Bischof eingesetzt; dieser, indem er, ohne dieselbe Einwilligung, kurz vor seinem Tode den Jernandus, Bischof einer anderen Kirche, zu seinem Nachfolger ernannt hatte. Der beiden Fälle

waren neu. Auf der Provincial-Synode zur Sprache gebracht, veranlaßten sie einen heftigen Streit unter den Bischöfen, je nachdem sie zur Partei des Metropolitens gehörten, oder nicht. Anstatt nun die Entscheidung dem Könige zu überlassen, wendete man sich an den römischen Bischof Hilarius in einem Schreiben, welches, merkwürdig von Seiten der Anerkennung eines Vorrechtes, noch weit merkwürdiger ist durch den eigenthümlichen Geist, der aus demselben spricht. „Wir erkennen, so heißt es, das hervorragende Ansehen Eures Stuhles; denn da die Lehre des seligen Petrus, der die Schlüssel des Reiches empfing, die ganze Welt erschüttert hat, so erhebt sich der Vorzug des Stellvertreters dieses Apostels über Andere, und wird billig von Allen geachtet und geliebt. Wir beten also Gott, dem Ihr dienet, in Eurer Person an, und bitten um Antwort; denn die Anweisungen, die von Eurem Stuhle kommen, sind nicht in Irrthum und Verurtheilen befangen, sondern sie fließen aus wahrer bischöflicher Ueberlegung.“ Sie baten also um ein Urtheil über die Annahmung des Eulvanus, und um die Bestätigung des Jrenäus für Barcelona, weil Klerus, die Bürger der Stadt, und Edle der Provinz es also wünschten. Doch Hilarius verfügte das Gegentheil: der von Eulvanus geweihte Bischof mußte abgesetzt werden, und Jrenäus in seinen Sprengel zurückkehren. Die Beweggründe des römischen Bischofs liegen am Tage: durch die Bestätigung Jrenäus von dem Eulvanus angelegenen Bischofe vernachlässigte er sein Amt; durch die unbedachte Zurückversetzung des Jrenäus verletzte er das Ansehen der Metropolitau-Bischofs. Auch

hier sieht man, wie die Achtung vor dem angeblich Heiligen auf menschlichen Einrichtungen und Ansichten beruhte, und wie wenig die Beschäftigung mit dem Ewigen die Leidenschaften zurückdrängte.

Verlassen von einem Adel, der, indem er das Leben oder Amt in Eigenthum verbandelte, nach Unabhängigkeit rang, verlassen zugleich von einer Priesterschaft, die, bei großen Mächten Gewalt zu üben, die Absonderung der Kirche vom Staate zu einer Gewissenssache erhob, mußten sich Spanisch Könige sehr abel befinden. Um nun aus der Verengung, worin sie sich versetzt sahen, hervorzugehen, blieb ihnen schwerlich ein anderes Mittel übrig, als dem Arianismus zu entsagen und zur Rechtgläubigkeit überzutreten. Wenigstens gewannen sie hierdurch den römischen Theil der Bewohner Spaniens, und durch diesen durften sie auch den geistlichen, der in einem weit höheren Maße für sie verloren war, wieder zu gewinnen hoffen. Der Uebertritt Ricards zum katholischen Kirchenthume war also in jedem Betracht das Werk der Nothwendigkeit; er war es um so mehr, weil die Eroberung Spaniens bis auf wenige Städte durch seinen Vater Ferdinand war vollendet worden; denn im Jahre 570 vertrieb er die Sarracinen aus Murcia, Granada und Cordoba, im Jahre 573 eroberte er Biscaya, 582 Navarra, und 585 den Heberst des Erbenreichs. Nur durch seinen Uebertritt zu der rechtgläubigen Lehre vermochte Ricard diese Erweiterungen zu sichern; denn jetzt wurden ihm Kräfte zugewendet, die bis dahin nur der Geistlichkeit gekannt hatten. Der größte Vortheil, welcher die Wirkleistung auf den Lehren

griff des Arius gewöhnte, bestand unstrittig darin, daß Römer und Gothen durch Ehen in einander floßen, und folglich nicht mehr in der bisherigen Absonderung lebten. Wie Ricared sich sein Verhältniß zu beiden Völkern dachte, und wie sehr er den Römern den Vorzug vor den Gothen gab, geht auch daraus hervor, daß er den Beinamen Flavius annahm, den die meisten seiner Nachfolger beibehielten, als eine Edulung, welche, an den großen Constantin erinnernd, den Römern angenehmer seyn mochte, als den Gothen. Ricared, in Allem von der Gesslichkeit begünstigt, trachtete dahin, die Königswürde erblich zu machen; doch die Mittel, die ihm zu Gebote standen, reichten zu einem so großen Zweck nicht hin: die Stellung, wodurch die Königswürde unverleglicher werden sollte, brachte dieselbe sogar in größere Abhängigkeit von der Gesslichkeit; und von den frühesten Zeiten her gewohnt, in ihren Königen Gescköpfe ihrer Wahl zu sehen, verschworen sich die gotischen Großen nur um so wüthender gegen die Erblichkeit des Throns, weil verhasste Priester die Sünden desselben seyn wollten. Hieraus erklären sich alle die Veränderungen, welche im Laufe des sechsten Jahrhunderts den spanischen Thron erschütterten, bis er im achten zusammenstürzte.

Ricared hinterließ, nach einer fünfzehnährigen Regierung, drei Söhne, von welchen der älteste, Liusa, (Go.) sein Nachfolger wurde. Seine Regierung war von kurzer Dauer; denn nach drei Jahren wurde er, in einem Alter von zwanzig Jahren, von einem gotischen Großen, Namens Witerich, ermordet. Witerichs Gemahl war,

den Ariandmus wieder herzustellen; doch, indem er sich hierdurch die ganze Geistlichkeit zu Feinden machte, fiel er, nach einer siebenjährigen Regierung, unter den Töbsten solcher Großen, die sich von ihm bedröhrt glaubten. Ihm folgte (610) Sumbamar, der, nachdem er die raubsüchtigen Ostrogothen zurückgetrieben und in der fünften und sechsten National-Synode zu Toledo die königliche Obergewalt in geistlichen Dingen behauptet hatte, nach einer zwölfjährigen Regierung starb. Durch freie Wahl der Palatiner ward Eusebius zu seinem Nachfolger ernannt; und, abhängig von der Priesterchaft, wie kein seiner Vorgänger, warf er sich zum Verfolger der Juden auf, welche in Spanien zahlreicher waren, als in irgend einem anderen europäischen Königreiche. Ohne hier zu wiederholen, was bereits im vierten Kapitel dieser Untersuchungen über diesen Gegenstand gesagt worden ist, bemerken wir nur, daß das höhere Maas von Freiheit, welches die Geistlichkeit durch die Verschärfung der Gesetze auf den Ariandmus gewann, sehr früh verdarblich wurde; daß alles, was Befugung genannt werden kann, dadurch in ihre Hände gerieth, daß sie an geheimen Versammlungsorten verabredete, was in den National-Versammlungen beschlossen werden sollte; daß, auf diese Weise, die Reichstage zu Kirchen-Versammlungen wurden, auf welchen es sich kaum um etwas Anderes handelte, als um Vernehmung der Jammerrufen, so daß die Geistlichkeit zuletzt frei wurde von allen Auflagen und Bürden; daß, als durch Verbedung sehr vieler beehrter Herren von diesen Reichstagen die Geistlichkeit zur Unumschicklichkeit er-

pergesiegt war, ihr Verderben sogleich seinen Anfang nahm. Vielleicht wollte Eusebius entgegen wirken. Doch was vermog der Einzelne, wenn eine große Bevölkerung durch schlechte organische Verfaßte ihrem Verderben entgegensteht! Nichts erreichte Eusebius in Beziehung auf die Christlichkeit, und das Einzige, was seine Regierung auszeichnete, war, daß er, in Kraft der zwischen den Ost-Römern und Persern obwaltenden Verhältnisse, die Abtretung der zwischen Galzie und Balencia gelegenen ost-römischen Besitzungen von dem Imperator Heraclius erzwang, wodurch auf der pyrenäischen Halbinsel von jetzt an nur Algarbien übrig blieb; und daß er, um den Kapereien der mauritanischen Verräther Einhalt zu thun, Eroberungen auf der afrikanischen Küste machte, wo ihm Uta und Tanager abgetreten wurden. Seine Regierung währte acht Jahre, und ein ruhiger Tod beendigte dieselbe.

Ihm folgte (601) Recared der Zweite, sein Sohn; doch nur auf kurze Zeit, da er schon drei Monate nach dem Antritt seiner Regierung starb. Die Palatine wählten hierauf Suintila, Recareds des Ersten Sohn, der sich unter Eusebius's Regierung durch seine Tapferkeit im Kampf mit den Ost-Römern und Hispanern ausgezeichnet hatte. Ist die Charakter-Schilderung, welche Isidorus von Sevilla von ihm macht, unparteiisch, so war er einer von den vorzüglichsten Königen der Gothen: streng gegen die Großen, voll Mitleids gegen die Armen und Unterdrückten, unerbittlicher, als alle seine Verfahren, in Bestrafung von Verbrechen, aber um dieser Eigenschaften willen auch wenig geliebt von ei-

dem Volke, bei welchem es herrschte war, Willkür für Recht, Fügellosgkeit für Freiheit zu halten. Er bändigte die Vasallen, welche, aufgeregt von einzelnen Mißvergnügten unter den gotthischen Großen, alles verheerend bis nach Tarragona verdrungen waren; er zwang sie sogar zur Erkennung der Grundsatzung Olegis (Olite in Navarra). Nach mehreren Gefechten mit den Ostfränkern brachte er es durch kluge Unterhandlungen mit ihrem Anführer dahin, daß sie ein Land, worin sie sich nicht länger behaupten konnten, ohne Vordringen auf immer elumten; und so ward er der erste gotthische Herrscher von ganz Spanien. Die Unzufriedenheit mit seinem Verfahren kam zum Ausbruch, als er seinen Sohn Nicimer zum Mitregenten annahm. Stolz auf ihr Wahlrecht, ohne zu sehen, wie gefährlich dies für sie selbst und für das ganze Reich war, maßbilligern die Palatine diesen Schritt, und erließen so dem Statthalter von Septimania, d. h. aller der Landstriche, welche die Gothen diesseits der Pyrenäen besaßen, die Abschied. Siferaud — dies war der Name des Statthalters — verbündet mit Dagobert, König der Franken, ging (631) über die Pyrenäen, drang bis Saragosa vor, wo die feindselig gesinnten Palatine sich versammelt hatten, und betrieb die Absetzung des um Spanien verdienten Königs mit so gutem Erfolge, daß Quintila ausschied, ohne sich gegen den Rebellen vertheidigt zu haben. Dieser folgte ihm; und die ganze National-Assemblee entsetzte die Königsfamilie durch Bestätigung der Usurpation. Zehn Tage darauf starb der Usurpator, ohne daß sich irgend etwas Bedenkliches

von ihm sagen laßt. Rhinilla, welcher ihm folgte, (636), wurde von den Vätern der sechsten National-Synode wegen des Eifers gelobt, womit er die Juden aus Spanien verbannte; Weiter weiß man von seiner vierjährigen Regierung nichts. Sein Sohn Tulga folgte ihm, konnte sich aber nicht behaupten. Rhindasvintb, der ihn verdrängte, bestämpfte ihn dadurch, daß er ihm die Haare abschneiden ließ: eine Strafe, welche bei den Gothen für immer entehrte und zu allen Reichwürden unfähig machte.

Um sich auf dem gewaltsam errungenen Thron zu behaupten, griff Rhindasvintb das Staatsübel an der Wurzel an. Zwei hundert Geöße, welche in einer langen Reihe von Jahren die Königswahlen gestört hatten, wurden hingerichtet, und gegen fünf hundert von geringern Range aus dem Reiche verwiesen. Wie der Tyrann dies möglich machte, darüber schweigt die Geschichte. Viele Palatine und Bischöfe verbannten sich selbst im Bewußtseyn ihrer Schuld; sie gingen nach Gallien, von wo aus sie Verschwörungen anstifteten. Doch Rhindasvintb mußte alle ihre Anschläge zu vereiteln; und, indem er fortfuhr zu sprechen, bestimmte er die Bischöfe, ihn auf der sechsten National-Synode von Toledo als rechtmäßigen König anzuerkennen. Als solcher, ernannte er seinen Sohn Recesvintb (649) zum Mitregenten, und zog sich dann zurück, um den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben.

Es ist zu glauben, daß Rhindasvintb's Verfahren der Königswürde eine bessere Grundlage gab, als sie bis dahin gehabt hatte. Da nämlich die Königswürde

nur entweder auf ein großes Verdictum oder auf die Natur der Gesellschaft gegründet werden kann, die letztere Art der Grundlage aber in einem gesellschaftlichen Zustande, wie der der Westgothen in Spanien war, unmöglich ist: so muß man annehmen, daß die Umwälzung, welche Chindasvintz veranlaßte, hauptsächlich entweder in Confiscationen oder in Verlegung der Lehen mit neuen Creaturen bestand. Auf jeden Fall erntete sein Sohn davon den Vortheil, daß er sich, unter dem Beistand einsichtsvoller Männer, zum Befehlshaber der Westgothen aufwerfen konnte. Der von ihm herrschende Codez verdient noch jetzt Verwunderung wegen der vielen gründlichen Abstractionen, die er enthält. Doch ist zu glauben, daß er nie zur Vollziehung gediehen sey: denn, um Befehle zu vollziehen, bedarf es der Macht; und da diese für einen König des sechsten Jahrhunderts nicht möglich war, weil es ihm an dem Mittel fehlte, die Staatsbeamten von sich abhängig zu erhalten: so war das Daseyn eines Befehlshabers in diesen Zeiten die überflüssigste Sache von der Welt.

Receasvintz's Verwaltung dauerte drei und zwanzig Jahre. Sein Nachfolger war Wamba, den man mit dem Schwerte zur Annahme der Königswürde zwingen mußte: so sehr hatte diese aufgehört, ein Eigenthum des Erbgribes zu seyn. Da diese Wahl ohne die Genehmigung der Gothen in Septimanie zu Stande kam, so versagten ihm Hilderich, Graf von Nîmes, Gummild, Bischof von Maglene, der Abt Raimier und andere Große den Gehorsam. Wamba sandte seinen Feldherrn Paulus wider die Rebellen aus; doch der

Treutest stand mit ihnen schon früher in Verbindung,
 und nachdem er noch Marsaud, Grafen von Tarragona,
 auf seine Seite gebracht und die meisten Städte Cata-
 loniens zum Abfall bewogen hatte, nahm er sogar den
 Königsdienst an. Ein Bürgerkrieg war die Folge dieses
 Verraths. Er erlegte sich, nach der Eroberung von
 Narbonne, mit der Gefangennehmung des Paulus,
 welchem Wamba den Kopf abschlagen lassen wollte,
 als der Bischof von Narbonne ihn zum Verzeihen be-
 trog. Von jetzt an hatte Wamba nicht länger mit He-
 beln zu kämpfen; allein im achten Jahre seiner Re-
 gierung betrug ihn die List eines Liebings um die Kö-
 nigstrone. Erwig, in Einverständniß mit dem Bischof
 von Toledo, trichtete, wie die spanischen Geschichtschrei-
 ber erzählen, dem König einen Trank, dessen Wirkung
 sehr genau berechnet war. Wamba lag im plötzlicher
 Vermirrung der Sinne und des Geistes, wie man an-
 nahm, mit dem Tode nahest. Es wurde der Bischof
 von Toledo gerufen, um ihn in den letzten Augenblit-
 ten mit seinem Troste beizustehen; und dieser, der sehr
 wohl wußte, daß Wamba nicht sterben würde, versetzte
 ihn plötzlich, durch Abschneidung der Haare und Anle-
 gung eines Mönchsanzuges, in den Zustand eines Kö-
 nigen. Durch dies Verfahren war Wamba als König
 getödtet, während er als Mensch fortdauerte. Zur Be-
 sinnung gelangt, entsagte er gern einer Herrschaft, die
 ihm aufgedrungen war; und indem er den Palatinen,
 wie den Bischöfen, seinen Liebling Erwig als den schä-
 tigsten Thronbesteiger empfahl, suchte er zugleich in

eine friedliche Zelle des Klosters Pamphiege, wo er noch sieben Jahre lebte.

Erwig, der Sohn eines gewissen Wörchoß, den man für den Sohn Jugendkraft und Hermenegildes ausgab, wurde zwar gewählt und gekrönt; indeß mußte er die Königsmürde durch Opfer erkaufen, welche diefelbe vernichteten: er mußte das Wahlrecht der Großen aufs Neue bestätigen, d. h. der Erbkönige förmlich entsagen, ferner den Hofbeamten oder Palatinen neue Vorrechte zugesichern, ferner jenen Defertoren vergeben, welche sich unter Wamba geweigert hatten, an der Vertheidigung des Königtums Theil zu nehmen, endlich die Juden aufs Neue der Verfolgung einer Priesterhaft weichen lassen, welche, ausgeartet und von ihrer wahren Bestimmung verkehrt, sich wegen der Anklagen rächen wollten, die sie täglich von jüdischen Schriftgelehrten erfuhr. War es ein Wunder, wenn von einem Könige, der sich so die Hände binden ließ, nichts Wackwürdiges ausging?

Seine Regierung dauerte sieben Jahre, und ging im Jahre 687 nicht auf seine Söhne über, sondern auf Egiza, einen Sohn Wambas, der, mit Echildenen, einer Tochter Erwigs, vermählt, sich durch einen Eid verbinden mußte, seine Schwäger nicht zu tödten. Von diesem an Erwig geleisteten Eid ließ sich Egiza, unmittelbar nach seiner Thronbesteigung, von den Bischöfen des Reiches unter dem Vorwande entbinden, daß er mit dem heiligen Eide, seinen Unterthanen gleiches Recht widerfahren zu lassen, in Widerspruch stehe. Gleich darauf setzte sich er seine Gemahlin Echildene; und Alle, welche

an Bamba's Absetzung Theil genommen hatten, wurden ein Gegenstand seiner Ungnade, we nicht seiner Verfolgung. Hierin machte die Verschwörung gegründet sein, welche Eibert, Metropolit von Toledo, wider ihn anzettelte. Da die Meuterei vor ihrem Ausbruche entdeckt wurde, so war es leicht, sie zuverfolkommen. Eibert, des Verraths angeklagt, wurde in der sechshnten National-Synode zu Toledo seiner Würde entsetzt, und seine Mitschuldigen zum Theil begnadigt, zum Theil des Landes verwiesen. Noch immer kämpfte man mit den Juden, indem die Maßregeln, welche man wider diese Menschenclasse genommen hatte, als unzulänglich befunden wurden. Eine Vollständigkeit zu Erreiche zu bringen, hielt man kein Opfer für zu groß; und so geschah es, daß man den freien Entschluß zum Uebertritt in die christliche Kirche mit Edel diplomen und Befreiung von Zöllen belohnte. Hierbei vergaß man aber, daß nur die aus dem Innern hervorgehende Verheerung Wirth hat. Der spanische Adel, durch gekaufte Juden vermehrt, konnte nur dieser fröhnen; und bald machte man die Entdeckung, daß die neugeborenen Christenjuden mit ihrem nach Afrika ausgewanderten Glaubensgenossen in gefährlichen Verbindungen standen, von welchen für die Fortdauer der weltgeschöpflichen Monarchie alles zu befürchten war. Da sich die Kirche davon am meisten bedrohet fühlte, so wurde auf der sechshnten National-Synode zu Toledo der Beschluß gefaßt, daß alle Juden zu Elleren gemacht, ihre Güter eingezogen, sie selbst im Kriege vertheilt, die Kinder, von dem sechsten Jahre an, von ihren Aeltern getrennt, von benachbarten

Christen erjagen und in der Folge mit Christen verhehlicht werden sollten. Wenn irgend ein König die spanische Regierung in ihrer Schwäche darstellt, so ist es dieser. Wiederum geht daraus hervor, daß gerade die schwächsten Regierungen die grausamsten Maßregeln ergreifen, ohne jemals zu ihrem Zwecke zu gelangen.

Als Egijs die Beschwerden des Volkes zu fühlen anfang, bemerkte er sich bei dem Adel und der Geistlichkeit um die Gunst, seinen ältesten Sohn Wamba zum Koenig zu erheben zu dürfen. Sein Wunsch wurde erfüllt, und im Jahre 701 trat Wamba's Thron seine Regierung an. Der Anfang derselben zeigte Klugheit und Milde. Doch bald traten Umstände ein, die ihr den entgegengegesetzten Charakter gaben. Die Nachkommenschaft Kerdewin's hatte ihren Ansprüchen auf den spanischen Thron nie entsagt, und, im Geheimen thätig für die Erreichung ihres Endzwecks, unterstützte sie jede Empörung. Die Söhne Kerdewin's waren Theodisich, Herzog von Cordoba, und Basila, Herzog von Cantabrien. Beide, von gleichem Eusse befeelt, schloßen einen Bund an; und, um sich Macht zu verschaffen, mußte derselbe damit endigen, daß er jenen blenden, diesen ermorden ließ. Rudrich, ein Sohn des ersten, und Pelago, ein Sohn des letzteren, retteten sich durch die Flucht. Wamba's Regierung dauerte zehn Jahr. Was von seinen Ausschweifungen in der Wollust gesagt wird, mag auf sich beruhen; die Ermahnungen des frommen Metropolitans Gunderich, deren Vergeblichkeit von einigen Schriftstellern bejammert wird, konnten leicht einen andern Jovd haben, als den König zu Besserung sei-

nes Wandels zu bewegen. Es war dahin gekommen, daß ein westgothischer König seine Bestimmung gar nicht mehr erfüllen konnte, weil die Grundlage der Macht beinahe gänzlich versunken war. Unter diesen Umständen hatten die Araber ihre Eroberungen bis nach Mauritanien erweitert, und Walid der Erste, Kaliph von Damascus, dem Statthalter des ganzen Mauritanien den Befehl ertheilt, alle in dieser Provinz gehörigen Festungen zu erobern. Schon hatte Musa Tangar genommen; schon beschäftigte er sich mit der Eroberung von Ceuta. Zurückgeschlagen durch den kräftigen Widerstand, welchen Graf Julian, Befehlshaber dieser Festung, leistete, mußte Musa sich verstärken, ehe er zu neuen Angriffen scheitern konnte. Inzwischen schied Biliza aus, es sey nun durch einen natürlichen Tod, oder weil Roderich, der Kaiser Neuchainth's, ihn bezwung. Nach Rodericus Teletanus, warf sich dieser Roderich, unterstützt von den eingebornen Spaniern in Biscaya, Biscapa und Cantabrien, damals noch Nómex genannt, in eine offene Empörung gegen Biliza; und nachdem er sich seiner bemächtigt hatte, behandelte er ihn, auf den Rath seiner Freunde, wie sein eigener Vater von Biliza war behandelt worden, d. h. er ließ ihn blenden.

So beschloß Biliza seine Bahn. Sein Nachfolger auf dem westgothischen Throne ward Roderich, indem für dem Hause Chindasvint'h's ergebene Parthei von Bischöfen und Palatinen den Sieg davon trug über die Einrentungen der Gegenparthei, welche aus Anhängern oder Nachkommen eines Suintila, eines Sescaud und

Erwig bestand. Spaniens größtes Unglück in diesen Zeiten war, daß die kaiserliche Würde sich nie zu derjenigen Selbstständigkeit habe erheben können, von welcher die Erblichkeit mehr die Wirkung, als die Ursache, ist. Die nicht unbedeutende Zahl Vener, welche Anspruch auf diese Würde machten, verbunden mit den übrigen Erbseihen des Staats, erlaubte den Partheien keinen Einfluß; und indem sie alles vereinigte, mußte eine Kraftlosigkeit entstehen, welche das westgothische Reich zu einer leichten Beute vorwegener Eroberer machte. Wie häufig also auch die Nachrichten sind, welche wir von der zweihundert und fünf und funfzigjährigen Regierung der gothischen Könige in Spanien haben: so reichen sie doch vollkommen hin, die Eroberung dieses Reiches durch die Araber begreiflich zu machen.

F u n f z e h n t e s K a p i t e l.

Von der Eroberung Spaniens durch die Araber.

Der größte Theil der Menschen, unbekant mit dem Segel des Streits und des Fallens der Reiche, hält sich, um Erscheinungen dieser Art zu erklären, an den persönlichen Eigenschaften der Fürsten und ihrer ersten Diener, während diese etwas sehr Untergeordnetes sind und immer nur in so fern wirksam werden können, als es an Dem fehlt, was sie gänzlich unschädlich machen würde, nämlich einer guten Verfassung, welche verhindert, daß ein Gemeinwesen zu einer Privatfache

werde. Man darf sich also nicht darüber wundern, daß auch der Untergang des westgothischen Reiches einer solchen Ursache zugeschrieben worden ist.

Nach einer, in spanischen Romanen fortlebenden Sage, hatte Graf Julian seine Tochter Loba als Pfand seiner Treue gegeben. Als solches lebte die Schöne an dem Hofe Rudolphi. Dieser, von ihren Reizen bezaubert, entehrte sie; und, hierüber aufgebracht, veranlaßte Graf Julian den Statthalter des Kaiserthums Walid zu einer Landung in Andalusien, die, nachdem Rudolphi's Heer an den Ufern des Guadalkivi geschlagen war, sich mit der Eroberung der ganzen Halbinsel endigte. Solche Erzählungen befriedigen den Leichtgläubigen, während sie den Forscher ansteln. Die spanische Loba ist nur eine Nachbildung der römischen Lucretia.

Die allgemeinste Ursache des schnellen Unterganges der westgothischen Herrschaft in Spanien lag einzig und allein in der Unfähigkeit der Gothen, ein bleibendes Königthum zu gründen. Es mußten Mittel gefunden werden, das Königthum erblich zu machen; und wenn diese gefunden waren, so mußte man die Erblichkeit durch solche Schritte beschleunigen, welche ihr unbedingte Achtung verschafften. Statt dessen machte man die königliche Würde von der Wahl der Großen abhängig und — verlor sie dadurch in ihrem Reize. Der größte Vortheil, den ein Caesardynast gewährt, besteht darin, daß er den Kampf um die Macht verhindert; dieser Vortheil aber geht da verloren, wo er das Geschöpf — nicht eines stehenden Gesetzes, wie in den Erbmönarchien, sondern das einer Wahl, wie in den

Wahrscheinlich ist. In der letzteren Ordnung der Dinge hört die Regierung niemals auf, den Charakter einer Partei zu haben. Verlegte Familien-Interessen, welche daraus entspringen, daß der Bewährte, um sich dankbar zu beweisen, bald den einen, bald den andern verdienten Staatsbeamten zurücksetzen muß, werden zu einer Grundlage aller der Zwistigkeiten, welche die Monarchie untergraben; und da diese Zwistigkeiten unsterblich sind, so gehen aus ihnen alle die Thronveränderungen hervor, die das Wahrscheinliche bezeichnen. Wahrscheinlich, welcher Umfang ihnen auch eigen seyn mag, sind also ihrer Natur nach niemals kurz. Sie können von langer Dauer seyn, weil hierüber die Umstände entscheiden: doch ein einziges Ereigniß, auf welches nicht gerechnet werden ist, kann sie über den Haufen werfen; und, im Allgemeinen genommen, haben sie das mit förmlichen Const. Monarchien gemein, daß man sich vor der Gegenpartei zu bemächtigen braucht, um die Partei mit Leichtigkeit zu besiegen.

Dem Spanischen Geschichtsschreiber hat keiner anzu-
gehen vermocht, was den Grafen Julian bewegt
habe, den Arabern die Pforten Spaniens zu öffnen,
nachdem er Costa mit so großem Nachdruck verthei-
digt hatte; aber durch Vermuthungen vermag man
den Schlüssel zu diesem Räthsel zu finden.

Witiza's Ehre, auf den Stufen des Thrones
erogen, sich selbst verdrängt und in den Feindarm
geschleudert. Ihr Oheim Oppas, in früherer Zeit
Erzbischof von Sevilla, durch die Gunst seines Bru-
ders Witiza zugleich zum Erzbischof Toledo erhoben,

und um so mehr Feindes des Reiches, da durch die achtzehnte National-Synode zu Toledo, man weiß nicht auf welche Veranlassung, der Zusammenhang der spanischen Geistlichkeit mit dem Bischof von Rom gänzlich aufgehoben war, — ihr Oheim Oppas hatte keine Aussicht, auf seinem Alles beherrschenden Posten fernzubauern unter einem Könige von einem feindselig gesinnten Geschlecht. Welchem Interesse Graf Julian diente, läßt sich zwar nicht bestimmen; aber er gehörte zu den vornehmsten Familien, und da er seine Aufstellung in Afrika dem Könige Witiza verdankte, so war nichts natürlicher, als daß er das Schicksal von dessen Söhnen bedauerte. Von Verrath an dem Vaterlande war nicht die Rede, sondern nur von Witsia, einem verhassten König zu verdrängen und dessen Parthei zu besiegen. Julian konnte, als er dem Statthalter des Kaliphen die ersten Anträge zu einer Landung in Andalusien machte, sich sogar einbilden, daß er es in seiner Gewalt habe, die Sträter zu plündern; die wenigsten Begebenheiten sind aus dem bösen Willen der Menschen hervorgegangen, und die meisten beruhen auf falschen Berechnungen und auf Unbekanntschaft mit der Gegenkraft. Als das Unglück geschehen war, machte man den Grafen für dasselbe verantwortlich; und so geschah es, daß er ganz allgemein in dem Lichte eines Landesverräthers betrachtet wurde. Aber dies Unglück lag nicht in seinem Abscheen — man sieht auch daraus herabgeht, daß er, um es zu weichen, als ein in Andalusien reich begabter Mann, ein sein eigener Feind hätte werden müssen, ehe er

mit den Arabern gemeine Sache zur Zerstörung des römisch-christlichen Reiches machen konnte.

Das Reich der Araber hatte sich im Osten bis nach Indien ausgedehnt, und bis über Indiens Gebirge hinaus waren die reichsten Gegenden der Welt, wenn gleich auf kurze Zeit, dem Kalifen von Damaskus unterworfen, als Kays, der Statthalter Kalids in Afrika, Verhaltungsbeefehle in Ansehung des von dem Grafen Julian gemachten Antrages forderte. Sein Vortrath lehnte mit der Erlaubniß zurück, daß er die unbekannten Königreiche des Westens mit der Religion und dem Theocras des Kalifen verbinden sollte. Indes war dadurch nicht jede Bedenklichkeit gehoben. Der Widerstand, welchen Graf Julian als Vertheidiger von Ceuta geleistet hatte, die Niederlage der arabischen Flotte im Jahre 708, als ihre Landungsversuche an den Küsten von Vandalunien durch Theodemer, den Beherrscher der Westküste von Malaga bis Valencia, vereitelt wurden, selbst der Widerstand, welchen die Gothen den Römern leisteten, als es noch eine Vertheidigung Carthago's galt: dies alles rückte dem afrikanischen Statthalter die Furcht ein, daß Graf Julian ihn in ein Unternehmen verwickeln wolle, dessen Ausgang leicht den Verlust der in Afrika gemachten Eroberungen nach sich ziehen könnte. Um mit einiger Sicherheit zu Werke zu gehen, und um zugleich die Redlichkeit seines neuen Bundesgenossen zu prüfen, ließ Kays seinen Feldherrn Tarif mit vierhundert Mann Fußvolk und einhundert Reitern nach Spanien übersetzen; dies waren angeworbene Afrikaner, deren Verlußt, wenn er Statt fand, leicht ver-

schmerzt werden konnte. Tarik landete an demselben Orte, auf welchem in der Folge Alghirah erbauet wurde, und das Datum dieser merkwürdigen Begebenheit wird in des Monats Julius des ein und neunzigsten Jahres der arabischen Zeitrechnung gesetzt, welches mit dem sechshundert und sechsten Jahre nach der Geburt Christi übereinstimmt *). Von der Partei des Grafen Julian empfangen und begünstigt, ging Tarik landeinwärts; da er aber viel zu schwach war, um etwas Wichtiges zu unternehmen, so kehrte er nach Afrika zurück, ohne noch etwas mehr verkürzen zu können, als die Aufrechterhaltung der Verbindeten, die harte Beschaffenheit des Landes, das erobert werden sollte, und die Möglichkeit des Wiedereingehens der wichtigen Unterstützung vermöge der Trennung, welche zwischen den Eingebornen und den Gothen bestand, und des noch größeren Zwispals unter den Gothen selbst. Und mehr bedurfte es nicht, um Kaysa's Entschluß zu bestimmen.

In dem nächsten Frühling bemannte Kaysa die von dem Grafen Julian herbeigeschafften Fahrzeuge mit einem Heere von polystrosch Mann, welchen nach der ersten Landung fünf tausend Berberinnen nachgesendet wurden. Tarik, dem der Oberbefehl übertragen war, hatte das Berggebirge Calpe zum Landungsdeck gewählt;

*) Robertus Lestanus, Eusebius und Marius setzen die erste Landung Tariks in das Jahr 713. Dies beruht auf einem Fehler, den der erste von diesen Geschichtschreibern in der Vergleichung der Arabischen der Hebräer mit den Consequenzen der christl. Zeitrechnung begangen hat.

und dies ward in der Folge die Ursache, daß die Benennung Calpe sich in Gebel el Tarik, von den Spaniern abgeleitet Gibraltar genannt, verwandelte. Sobald er die Städte Calpe und Cartago in seine Gewalt gebracht hatte, verheerte er die Küste vandalisirend. Bald sah er sich durch die Scharen Dorer verflecht, die sich gegen Ruderic verschwoeren hatten. Ein gothisches Heer, das sich seinen Fortschritten widersetzen wollte, wurde von ihm auf's Haupt geschlagen, und erst von den Flüchtlingen vernahm Ruderic die Größe der Gefahr, welche dem westgothischen Königreiche bevorstand. Ein allgemeines Aufgebot erging im Lande, und nicht gering war das Heer, womit Grafen, Bischöfe und Edle dem Könige zu Hülfe eilten. Es bestand aus nicht weniger als neunzig tausend Mann: so freigebig hatte die Furcht vor den Saracenen gemacht! Unglücklicher Weise konnte man in diesem zahlreichen Heer nur ein Zehntel als gekübte Krieger bezeichnen; und selbst unter diesen mochten Viele seyn, welche das, was sie der allgemeinen Sache schuldig waren, nicht so deutlich dachten, daß der Partzeigist geschwiegen hätte. Von Ruderic's Anzug unterrichtet, lagerte sich Tarik am südlichen Ufer des Guadalete. Am entgegengesetzten Ufer dieses in die See von Cadix ausfließenden Flusses, bei Isla Regia, jetzt Puerto de la Frontera genannt, stellte der westgothische König seine Scharen auf. Drei Tage verstrichen unter Scharmügeln, in welchen man Erbreich gewann oder verlor. Am vierten Tage (26 Jul.) wurde die entscheidende Schlacht geliefert. Lange machten die Horden den Arabern den Sieg streitig:

Tarik's Heines Heer schnell mit jeder Stunde mehr zusammen. Schon hatte er Ursache, an dem Siege zu zweifeln; schon eripierte er sich mit Schreden, daß er den Feind vor sich, das Meer hinter sich hatte; schon wollte er zwischen Kampf und Flucht. Doch in dem entscheidendsten Augenblicke gingen Bilgis's Söhne und der Erzbischof von Toledo zu den Arabern über; und dieser Abfall, im Angesicht des gescheiterten Heeres ausgeführt, wirkte so entscheidend, daß die Schlacht plötzlich stille stand. Nur auf persönliche Sicherheit bedacht, ergriffen die Weichen die Flucht, ohne daß es ihnen Anführern möglich war, dieselbe zu hemmen. Rudolph selbst, außer sich vor Entsetzen, sprang von seinem Wagen, und bestieg sein schnellstes Ross, Orilla genannt. Ob er auf der Flucht ermordet, oder in den Wellen des Guadalquivir untergegangen sey, ist ungewiß; sein Diadem, sein Leibrock und sein Renner wurden am Ufer dieses Flusses gefunden, ihn selbst aber, oder vielmehr seinen Leichnam, vermochte man nicht aufzufinden, und so entstand die Sage, daß er sich nach Portugal gewendet und daselbst sein Leben in einem Kloster beschlossen habe.

Nach der Schlacht bei Alja Regia war Schrecken der reichsamste Bundesgenosse der Araber. Graf Julian mochte sich schwemeln, mit welchen Hoffnungen er wolle, oder, was wahrscheinlicher ist, nach einem seine Erwartungen übertreffenden Erfolge sogar geheimen Befürchtungen Raum geben: seine ganze Lage brachte es mit sich, daß er den arabischen Unterfeldherrn zur Verfolgung des Sieges ermunterte. Tacil folgte seinem

Kath. Von den Ufern des Guadaluquivir nach denen des Tago vorgehend, sandte er Abtheilungen aus, welche sich der Städte bemächtigten mußten. Wenige von diesen widerstanden, da Oypas die arabischen Waffen durch seine Ermahnungen unterstüßte. Ein Unternehmen gegen Sevilla, die Hauptstadt Vandaliniens, schien sehr viel Zeit zu kosten, und wurde daher aufgeschoben. Cordoba sah sich von einem arabischen Parteigänger überrascht, der mit sechshundert Pferden durch den Guadaluquivir schwamm und die Stadt bis auf eine große Kirche eroberte, worin sich die Besatzung noch mehrere Monate verteidigte. Die Festung von Sevilla leistete beinahe gar keinen Widerstand. Als Tacit mit seinen Schaaren vor den Mauern von Toledo erschien, waren die vornehmsten Bewohner dieser Hauptstadt des westgothischen Reiches bereits mit den Ueberbleibseln der Heiligen nach Asturians Gebirgen entwichen, und die Zurückgebliebenen verschloffen die Thore nur, um mit größerem Vortheil unterhandeln zu können. Tacit bewilligte: freien Abzug Jedem, welcher auswandern wollte; sechs Kirchen für den Gottesdienst der Christen; dem Erzbischof und seiner Geistlichkeit freie Ausübung ihrer geistlichen Verrichtungen; den Mönchen Befolgung oder Nicht-Befolgung ihrer Regel; den sämmtlichen Gottern und Männern Ertheilung ihrer Gesetze und Obergelt in allen bürgerlichen und peinlichen Fällen. Von Toledo aus verheerete der arabische General seine Eroberungen über die nachmaligen Königreiche Castilien und Leon, und die Hauptstadt Oyon war das Ziel seiner Züge, so daß diese von dem ge-

geringeren Widerstand bis zur Bay von Sidcaga reichte. Nicht, daß er auf diesem langen Weg rechts und links alles erobert hätte, was zur pyrenäischen Halbinsel gehörte; aber er hatte eine solche Eroberung eingeleitet, und nicht ohne ihn, außer dem Erzbischof Oppas, so sehr unterlag, als das Heer von Juden, welches, auf die erste Nachricht von dem Ausgange der Schlacht bei Ulla Regia, von Afrika zurückgekommen war, um gewaltthum getriebene Verbindungen wieder anzuknüpfen. Von Larif begünstigt, trugen sie zur schnelleren Eroberung der Städte bei, und als die Eroberung Spaniens vollendet war, blieben sie in stetem Zusammenhange mit den Arabern, bis sie endlich nach acht Jahrhunderten, gleichzeitig mit den Arabern, wieder vertrieben wurden.

Larif wurde aus dem Norden Spaniens nach Toledo zurückgerufen, um dem Statthalter des Kaliphen, der inzwischen dorthin aus Afrika angelangt war, Rechenschaft von seinem Betragen zu geben. Derselbe Mann, der ein großes Königreich erworben hatte, sah sich genöthigt, Kleinigkeiten zu verantworten; und da er nicht jeden Verdacht befürzen konnte, so mußte er sich einer Prügelung von Maya's Hand unterwerfen. Dem theokratischen System ist die Eher fremd, wie überhaupt dem Despotismus. Obgleich die Strafe öffentlich an Larif vollzogen wurde, so schadete sie doch seinem Ansehen als Feldherr nicht. Er fuhr fort, unter Maya zu dienen, der ihm die Verwaltung der taragonensischen Provinz übertrug.

Am der Spitze von 10,000 Arabern und 3000
 Baum. f. Deutschl. XI. Bd. 48. Heft. 3 f

Wefitanern, umgeben von drei wackeren Söhnen und den Edelsten unter den Kornischen, war Ruja nach Spanien gekommen, die Eroberung dieser Halbinsel zu vollenden und dann nach Gallien vorzugehen. Soldate, welche Land aus Mangel an Mannschaft hatte unberührt lassen müssen, wurden von ihm erobert. Dahin gehörten vorzüglich Sevilla und Merida. Wie lange Sevilla widerstand, ist ungenüß. Die Bewohner Merida's, ihrer Abkunft von den Veteranen des Augustus eingedenk, trotzten lange jeder Aufforderung, und, anstatt sich auf die Vertheidigung ihrer Mauern zu beschränken, griffen sie den Feind in seinem Lager an. Sie fielen bei dieser Gelegenheit in einen ihnen gelegten Hinterhalt; aber, wie groß ihr Verlust auch war, so setzten sie dennoch die Vertheidigung fort, bis Hunger und Verpeisung sie zur Uebergabe zwang, und noch bis auf den heutigen Tag zeigt das Caspell der Wappenstein, daß der den Erobern von ihnen zugesagte Verlust nicht gering gewesen ist. Ruja räumte ihnen jedoch Vorzüge ein, auf welche sie nicht gerechnet hatten; und die Folge davon war, daß sie sich nicht empörten, wie die Einwohner von Sevilla, die Abdalagiz, Ruja's zweiter Sohn, zum Schoesam zwingen mußte.

Dieser erhielt den Auftrag, die Festüste von Malaga bis Valencia zu unterwerfen. Hier führte ein edler Gelehrter, Ramon Theodemit, den Oberbefehl; es war derselbe, der im Jahre 708 die arabische Flotte an der Küste Vandalien's vernichtet hatte. Naderich's Tod und die Auflösung der westgothischen Regierung waren kein Geheimniß mehr, und Theodemit hatte nur

die Wahl, ob er in einem vergeltlichen Widerstande seine Besitzungen preis geben, oder derselben durch Unterwerfung retten wollte. Ein förmlicher Vertrag, den 4ten des Monats im 34sten Jahre der Hidschra (5 April 713) mit ihm abgeschlossen, beweisete, daß er das letztere vorgez. In diesem, von vier Muselmännern unterzeichneten Vertrage, wurde ihm die Fortdauer seiner Fürstenthums und die Unterlehnbarkeit seines Eigenthums zugesichert, wogegen er sich anerkennend machte, seine sieben Städte Orihuna, Valentia, Alicante, Mola, Bazafera, Bagera (jetzt Beja), Ora (oder Opa) und Ferea den Arabern zu überliefern, den Feinden des Kaliphen keinen Beistand zu leisten, und jährlich, so wie der übrige Adel, ein Goldstück, vier Maasß Weizen, eben so viel Gerste und eine bestimmte Quantität Honig, Oel und Weineffig zu entrichten.

Man sieht hieraus, mit welchem Glimpf Theodemir behandelt wurde; und daß von beiden Seiten Wort gehalten worden, ergibt sich unter andern auch daraus, daß vier Jahrhunderte nach Theodemir seine Besitzungen in Murcia und Carthago von dem Arabischen Erbschreiber Edrisi noch Ladmir genannt wurden. Ueberhaupt gab es überhaupt niemals einfaches oder Eroberer, als die Araber waren. Anstatt den Widerstand zu reizen, vermilderte sie ihn durch großmüthige Bewilligungen, und die meisten Städte ergaben sich ohne langwierige Vertheidigung, weil den Einwohnern freie Ausübung ihres Cultus, Vertheilung ihrer Besessenen und Geseze, Vertheilung der Gerechtigkeits durch Gerichte und Richter auf ihre Klage, und

Wäßigung des den gotthischen Königen bezahlten Tributs zugesichert und durch schriftliche Verträge bestätigt wurde. Nur Nebelken entgingen der Strafe nicht; und eine unbekannte Stadt zwischen Cordoba und Sevilla wurde von Grund aus zerstört, weil ihre Bewohner das arabische Joch abzuschütteln versucht hatten. In Saragosa erbaueten die Herrschenden eine prächtige Festung; und nachdem Catalonien erobert war, wurde der Hafen von Barcellona den syrischen Schiffen geöffnet. Auf diese Weise entstanden ganz neue Handelsverbindungen.

Musa ging damit um, über die Ost-Pyrenäen in Gallien einzudringen, dies Königreich zu erobern, und die Lombarden in Italien zu vernichten, als der Kaliph Walid ihn nach Damascus zurück berief. Er folgte ungern, weil er vorhersehen konnte, daß man ihn nicht erlauben würde, nach Spanien zurückzukehren und seine Entwürfe zur Ausführung zu bringen; als aber der unerschrockene Vort des Kaliphen in dem Lager bei Lugo in Gallien erschien und in Gegenwart der Saracenen und Christen den Zügel seines Pferdes faßte: da blieb nichts Andres übrig, als diesem Rufe zu folgen. Da auch Tarif abberufen wurde, so ging der Oberbefehl über Afrika und Spanien auf Musa's beide Söhne, Abdallah und Abdelagis, über. Musa's lange Reise von Ceuta nach Damascus konnte einem Triumphzuge verglichen werden. Ihn begleiteten vierhundert gekleidete Kette, und die Zahl der männlichen und weiblichen Gefangenen, die er mit sich schleppte, wird von Einigen auf achtzehn, von Andern auf dreißig tausend angege-

ben. Alle diese Personen hatten keine andere Bestimmung, als in Syrien und Arabien zu sterben. Unermesslich war die Beute, die er nach Damascus brachte; und unter denselben befanden sich mehrere Kostbarkeiten, welche die Römer vor mehr als sieben Jahrhunderten den östlichen Königreichen entwendet und bei der Plünderung Rom's an die Gothen verloren hatten. Jetzt wurden diese nach Damascus und Mesita geführt, und so der Habsucht auf immer entgegen; die Schriftsteller erwähnen besonders eines Trübs von Smaragd, als der größten Seltsamkeit unter den Kunstschätzen der Gothen. Als Musa zu Libias in Palästina angelangt war, erfuhr er durch Seliman, Bruder und muthmaßlichen Erben des Kaliphen, daß Walid gefährlich krank sey; und da Seliman zugleich wünschte, daß das Schauspiel des Eingez für seine Regierung aufgepart werden möchte, so eilte Musa nicht, nach Damascus zu kommen. Walid starb wirklich; doch statt des Beschützers, fand Musa einen strengen Richter in Seliman. Der Eitelkeit und Falschheit beschuldigt, mußte er sich durch eine Geldstrafe von 100,000 Goldstücken von jeder weiteren Verfolgung löslösen, und sein Verfahren gegen Zarik wurde dadurch gerächt, daß er, gestürzt, einen ganzen Tag vor dem Thore des Palastes in der Sonne stehen mußte: eine Beschimpfung, deren Folgen er durch eine Niederlassung im Wüste erlitt. Noch immer konnte sich Musa mit dem Gedanken trösten, daß die Frucht seiner Arbeiten von seinen Söhnen geosset werde. Doch auch dieser Trost ging für ihn verloren, als er erfuhr, daß seine

beiden Söhne auf Soliman's Befehl ermordet waren; Abdrasig sogar in der Wäſche von Urtaba, nachdem er ſich mit der Witwe Kuberichs, der Königin Eglene, verheirathet hatte. So weit trieb Soliman die Graufamkeit, daß dem greifen Vater der abgeſchlagene Kopf des Sohnes mit der Frage vorgehalten wurde: ob er ihn erkenne. Wohl erkenne ich, erwiderte er, die Züge meines Sohnes; ſeine Laſchkuld iſt mir nicht gottſchaft, und möge den Urhebern ſeines Todes das ſelbe Schickſal zu Theil werden! Er ſtarb nicht lange darauf. Tarif wurde gütlicher behandelt: er fand Verzeihung für ſeine Dienſte, und durfte ſich in dem großen Haufen der Sklaven verlieren. Das Schickſal des Grafen Julian iſt unbekannt geblieben. Wiza's beide Söhne blieben in dem ungeſtörten Beſitz der Privat-Güter ihrer Väter; und als die Tochter Eba's (des Weißen von ihnen), durch ihren Oheim Egebut bewacht, ſich vor dem Kaliphen Kaſſam beſchwerte, erhielt ſie ihr Erbtheil zurück und ward die Wittin eines edlen Arabers, der ſeine mit ihr erzeugten Söhne nach Spanien ſandte, wo ſie eine ihrem Urfprung und ihren Nachkömmlern angemessene Aufnahme fanden. Von dem Erzbischof Oppas wird behauptet, daß er dem Vater Kuberichs (jenem Pelago, der ſich mit vielen andern Gotthen in die Gebirge von Aſturien zurückgezogen hatte) in die Hände gefallen ſey und ſeine verdiente Strafe erhalten habe; nicht wahrſcheinlich, da Oppas, wenn gleich in ſeinen Erwartungen betrogen, keine Urſache hatte, ſich der Oberherrſchaft der Araber zu entziehen.

Spanien, von je her der Wohnsitz der verschiedensten Nationen, war dies mehr, als jemals, seit der Eroberung der Araber. Hier fand man, außer den durch die Römer zu einer gewissen National-Einheit verschmolzenen Eingebornen, Juden, Gothen, Mauritanier, Araber und andere Völker, hundert durch einander gemischt, der Sprache nach eben so verschieden, als den Sitten, Sitten und Eulern nach. Der arabische Sabel allein vermochte unter solchen Umständen die Ordnung zu erhalten, welche die Fortdauer des Ganzen forderte. In dem nördlichen Theil der Halbinsel hatten sich die wenigen Gothen zurückgezogen, welche die Herrschaft der Araber unerbittlich schrien; und hier wurden, unter Pelago, die ersten Grundlagen zu jener Anarchie gemessen, welche nach einem achtzehnjährigen Kampfe sich mit der Vertreibung der Araber und Juden aus der schönen Halbinsel endigte. In allen übrigen Theilen derselben wählten die Araber, Nicht unangenehm ward ihre Herrschaft empfunden, nachdem der erste Sturm vorüber war. Die Sitten und Gesetze, welche sie nach Spanien brachten, im mehr als Einem Betracht den Sitten und Gesetzen der Gothen entgegen gesetzt, konnten nicht verschlen, dem gesellschaftlichen Zustande auf der Halbinsel eine andere Gestalt und eine andere Farbe zu geben. Bei den Gothen beschränkte sich die persönliche Freiheit auf wenige Köpfe; und je notwendiger in ihrem politischen Systeme Irtheiligkeit und Sklaverei waren, desto mehr blieb sie Nationaltraft gelähmt oder gestillert. Bei den Arabern fand das Gegentheil Statt; und sofern die

persönliche Freiheit das Erbtheil jedes Muhammedaner war, mußte die Wichtigkeit für Ackerbau, Manufacturen und Handel außerordentlich seyn. Dazu kam noch, daß Spanien durch Zuwanderung aus allen Theilen des arabischen Reiches bevölkert wurde. Zwar behaupteten die Waffengefäherten Tarik's und Muga's durch die seltsame Benennung von Spaniern ihren Anspruch auf Erhebung; allein sie gestatteten ihren Brüdern aus Aegypten gleiche Ueberlassung in Murcia und im südlichen Portugal: die königliche Region von Damaskus nahm ihren Aufenthalt zu Sevilla, die von Hama zu Cordoba, die von Kinnidin oder Chalid zu Jaen, die von Palsina zu Algeiras und Medina Sittenia; Eingeborne von Yemen und Persien ließen sich in und bei Toledo nieder, und die fruchtbaren Gegenden Granada's wurden an phönizische syrische Krieger vertheilt, die von den christlichen Geschlechtern Arabians abstammten. Es erreichte ein Geist der Nachäferung, der für die öffentliche Ruhe zwar nicht ohne Gefahr blieb, aber deshalb nicht minder nützlich war. Der erste Ommiade, welcher in Spanien herrschte, begnügte sich mit 10,000 Unzen Goldes, 10,000 Pf. Silbers, 10,000 Pferden und eben so viel Maulthieren, 100 Traubenhaischen und eben so viel Oliven und Feigen, als Steuer. Der mächtigste von seinen Nachfolgern zog aus demselben Königreich einen jährlichen Tribut von 700000 Mithralen und fünf und vierzig tausend Dinaren oder Goldstücke (ungefähr 30 Millionen Thaler); ein Einkommen, welches im zehnten Jahrhundert die Einkünfte aller christlichen Königreiche übertraf. Nach den

Angaben antiker Schriftsteller enthält Cordeba, der Wohnsitz des Königs um diese Zeit, sechshundert Märkte, neunhundert Städte und zweimal hunderttausend Häuser; und die fruchtbaren Ufer des Guadalquivir waren mit zwölftausend Dörfern und Weileren gesäumt. Mag in diesen Angaben Uebertreibung seyn, so beweisen sie doch wenigstens eine Bevölkerung und einen Wohlstand, wie Spanien heute seitdem nicht wieder gehabt hat.

Doch wir dürfen uns nicht vergeifen.

Zu eben der Zeit, wo Musa in das westliche Europa einbrang und den Arabern durch die Eroberung der iberischen Halbinsel eine neue Laufbahn eröffnete, traf Soliman Anstalten zur Eroberung von Constantinopel. Die Araber hatten sich seit dem Jahre 640 in den Besitz von Egypten, und seit 653 in den von Syrien gesetzt. Streitigkeiten um das Kalifat hatten zwar den Oströmern eine augenblickliche Erholung verschafft, in welcher es dem Imperator Constant dem Dritten gelungen war, einen Frieden mit den Eroberern abzuschließen; allein, wie hatte dieser Friede von langer Dauer seyn können, da die Araber in dem Besitz der eroberten Länder blieben und einen leichten Tribut bezahlten! Ihre Geschwader rohet und links im Mittelmeere ausbreitend, überschritten sie im J. 670 Sicilien, und ein Jahr darauf Cilicien. Sechs Jahre hinter einander (672 — 678) erschienen sie vor Constantinopel, um die Hauptstadt des oströmischen Reiches zu erobern; und wahrscheinlich würde es ihnen damit gelungen seyn, wenn nicht Justinian gerade um diese

Zeit die Erfindung des griechischen Feuers gemacht hätte. Durch diese Erfindung behauptete sich die Reichthumsvermehrung des Heraclius auf dem oströmischen Throne, bis eigener Unterstand sie um denselben betrug. Justinian II, der Nachfolger Constantins des Dritten, besaß keine von den Eigenschaften, welche die Umstände in Demjenigen forderten, der die Ueberreste des Reichthums mit Erfolg verteidigen sollte. Von starken Leidenschaften und schwachem Verstande, war er, sein ganzes Leben hindurch, wie betauscht von dem zufälligsten aller Vergnügen, dem der Scherz. Seine Bedingungs-Minister waren ein Verschleierte und ein Mönch. Jenem überließ er die Finanzen, Dessen den Palast; und während der Erstere ständige Einkommensnehmer, mit dem Kopfe unten, über einem langsamen Feuer aufhängen ließ, ging der letztere in seiner Vermessensheit so weit, daß er des Imperators Mutter zuweilen mit der Peitsche schlug. Ein schimpflich geendeter Krieg mit den Bulgaren, die sich seit einiger Zeit in dem alten Mäken niedergelassen und mit Hülfe der Avaren ihr Gebiet durch den Landstrich zwischen der Donau, der Theis und den Karpathen erweitert hatten, vermehrte die Unzufriedenheit mit der inneren Verwaltung; und als tyrannische Handlungen dem allgemeinen Mißvergnügen eine Ordnung setzen sollten, entstand eine Empörung, welche, von dem General Prætorius und dem Patriarchen geleitet, damit endigte, daß der Imperator nach einer zehnährigen Regierung mit abgeschwemmter Nase- und Zungen Spitze ins Exil geschickt wurde. Prætorius trat in die Stelle des Abgesetz-

ten; doch hatte er kaum drei Jahre regiert, als ein anderer General, Justinian, genannt Liberius, durch Hülfe des Herzes die Oberhand gewann, sich des Constantius bemächtigte, ihm die Nase abschneiden ließ und ihn darauf in ein Kloster steckte. Liberius hatte sechs Jahre regiert, als Justinian II, welcher aus seinem Elende entflohen war, und sich erst an den Fürsten der Chazaren, dann an den König der Bulgaren angeschlossen hatte, plötzlich an der Spitze von 15,000 Reitern vor Conſtantinepel erschien und durch glänzende Verheerungen den Pöbel dieser großen Stadt so sehr auf seine Seite zog, daß Liberius ausgeliefert wurde. Wie hätte die Hinrichtung des Liberius ausbleiben können! Justinian, als rechtmäßiger Imperator anerkannt, regierte noch sieben Jahre; aber die Erfahrung hatte seinen ursprünglichen Charakter nicht verändert; und als man seiner Tyrannei auf's Neue überdrüssig war, fand sich bald ein General, der den Purpur nicht verschmähte. Sein Name war Bardanes, den er gegen den Namen Philippus vertauschte. Er führte ein Heer von Kipern genügt gegen Conſtantinepel, und kaum war in der Hauptstadt die Absicht seiner Erscheinung bekannt geworden, als von allen Seiten Todesurtheile gegen den Tyrannen ausgesprochen wurden. Seine Ermordung war nicht mit Schwierigkeiten verbunden, da seine Leibwache ihn verlassen hatte; sein Sohn, der sich, mit Reliquien behängt, in eine Kirche geflüchtet hatte, wo er mit der einen Hand den Altar, mit der andern das wahre Kreuz hielt, starb zwischen beiden unter den Schlägen der Bulgaren. Bardanes galt in Con-

Constantinopel für den Befreier des Vaterlandes. Mit solcher Befugnis er den Thron im Dec. des Jahres 711. Er hatte bei großer Freigebigkeit noch nicht zwei Jahre regiert, als er in seinem Palast den Verschwornen überfallen, geblendet und abgesetzt wurde. Was diese Verschwornen beabsichtigten, ist unbekannt geblieben. Senat und Volk ernannten den Artemius, einen Geheimschreiber, zum Imperator. Er nahm die Benennung Anastasius der Zweite an, und entsag nach zwei Jahren der Krone nur dadurch, daß er freiwillig abdankte. Theodosius, sein Nachfolger, hatte dasselbe Schicksal, nachdem er ein Jahr regiert hatte.

Gerade in dieser Periode wiederholte Seliman die Belagerung von Constantinopel, und die Kräfte, welche er an das Unternehmen verschwendete, zeigten, wie viel dem Hofe von Damascus daran gelegen war, den Westen Europa's mit dem Osten dieses Erdtheils in Verbindung zu setzen. Seliman stellte seinen eignen Bruder an die Spitze des Heeres, welches bestimmt war, die Hauptstadt des christlichen Reiches zu Wasser und zu Lande einzuschließen; und durch Armenien drang Moslemah nach Klein-Asien vor. Berechnet war dabei auf den Beistand des Generals der asiatischen Truppen. Sein Name war Leo; sein Vaterland Isaurien. Da er dem Imperator Anastasius gehuldigt hatte, so war er unzufrieden mit der letzten Thronveränderung, und Seliman hatte diese Unzufriedenheit bemerkt, um ihn für sich zu gewinnen. Durch ihn sollte wiederholt werden, was im Westen durch den Grafen Julian so herrlich gelungen war. Wirklich hatte sich Leo nicht

abgerüstet bewiesen, als Todesstoss der Sache dadurch eine neue Wendung gab, daß er zu Gunsten Iro's ab-
 sank. Das arabische Heer war durch eine Flotte
 von nicht weniger als achthundert Segeln unter-
 stützt, welche alle Buchten des Bosporus anfüllte; und
 wie groß die Scharen auch seyn mochten, an deren
 Spitze Medlenab zuerst vor Constantinopel erschien, so
 wurden sie doch verstärkt durch immer neue Truppen,
 welche Soliman nachsendete. Nur allzu bald war es
 entschieden, daß man die Mauern des alten Byzanz
 nicht erstiegen werde; allein wie sehr Medlenab sich
 auch bemühen mochte, den Kalphen zur Zurücknahme
 seines Beschlusses zu bewegen, so blieb Soliman doch un-
 erwidlich. Eine ungeschwächte strenge Winterkälte,
 Stürme, griechisches Feuer und Iro's des Helden
 ausdauernde Tapferkeit hatten das Heer bereits ge-
 schwächt, als es den Griechen gelang, die ganze ara-
 bische Flotte vor der Mündung des Hafens von Con-
 stantinopel durch Feuerkräfte zu verbrennen. So noch
 wenig nun auch der Abzug des Heeres von diesem
 Augrath an zu werden war: soögerte doch Soliman
 noch; ja, der Tod überraschte ihn (13 Oct. 717), ehe
 er sich zur Zurücknahme seines Beschlusses entschließen konnte.
 Endlich, nach dreißig Monaten erduldeter Beschwerden, er-
 laubte sein Nachfolger Omar, Abdolay's Sohn und Ver-
 wandt Enkel, daß die Trümmer des jahrelangen Heeres,
 welches die Kräfte je aufgespart hatten, den Rückzug
 antreten durften. Und so war ein Unternehmen gesche-
 ten, welches, wenn es gelungen wäre, die Gestalt Eu-
 ropa's wesentlich verändert haben würde.

Es kam nun darauf an, zu versuchen, ob es nicht möglich sey, über Frankreich, Deutschland und Ungarn nach Constantinopel vorzudringen. Der erste Angriff auf Frankreich, im Jahre 732 gemacht, scheiterte an dem Widerstand, welchem Cado, Herzog von Aquitanien, leistete. Nicht so der zweite, bei welchem Narbonne, Languedoc, Gasconne und Bordeaux überschwemmt und die Bewohner des südlichen Frankreichs, vom Ausfluß der Garonne bis an die Rhone, zur Annahme des Islams gezwungen wurden. Durch einen bei Arles erlängten Sieg gewannen die Araber ganz Aquitanien; und, indem sie Louré und Sens eroberten, wurde es ihnen leicht, das Königreich Burgund bis nach Lyon und Besançon zu verwüsten. Jetzt endlich trat der Kaiser Demus, Carl Martell, gegen sie auf, und die schreckliche Niederlage, welche er ihnen zwischen Louré und Poitiers beibrachte, zwang sie zur Rückkehr über die Pyrenäen.

Griechisches Feuer und deutsches Eisen setzten also den Eroberungen der Araber eine Bränze. Wie das letztere wirksam werden konnte, begreift sich nur dann, wenn man den Veränderungen folgt, welche seit Eblendmigt Zeiten in Frankreich vorgegangen waren. Nach Frankreich also müssen wir zurückgehen, wenn der Bildungsang der europäischen Welt gehörig in's Licht treten soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Geschlecht der Medici.

(Fortsetzung.)

Ueberschauet man alle die Begebenheiten, welche seit Carl's des Vaters Einmarsch in Italien, während eines Zeitraums von nicht weniger als fünf und sechs Jahren, die europäische Welt gelynget hatten: so begreift man die allgemeine Freude über den Frieden von Chaumont-Cambresis, welcher eine Erholung von langer Dauer versprach.

Japanschen waren durch den anhaltenden Krieg alle Verhältnisse verändert worden.

In Deutschland dauerte der Protestantismus fort; und indem die christliche Kirche in diesem großen Lande eine Gestalt annahm, worin sie von den Ansprüchen des Papstes und der römischen Curie unabhängig wurde, erhielten die Fürsten des Reichs gegen den Kaiser eine Stellung, wodurch die Macht des letzteren, als von der Theokratie abhängig, wesentliche Verminderungen litt: durch den Passauer Vertrag, und auf dem im Jahre 1555 zu Augsburg gehaltenen Reichstage, wurde der Grund zu dem dreißigjährigen Kriege gelegt.

In Frankreich entwickelten sich die Keime des Bürgerkrieges mit einer Schwärzlichkeit, welche sich mit keinen

Vorfahrungen betrug. Heinrich der Dritte, zufällig in einem Turnier verwundet, starb bald nach Abschluß des Friedens von Chateau-Cambresis. Sein Sohn und Nachfolger, Franz der Dritte, war noch allzu jung, um den Partbeien, die sich an dem Hofe seines Vaters zuerst entwickelt hatten, widerstehen zu können. Durch seine Gemahlin Maria Stuart, kam das Joch der Regierung in die Hände des Herzogs Franz von Guise und seines Bruders, des Cardinals von Lothringen, welche von mütterlicher Seite Oheim der Königin waren; das Ansehen aber, worin beide standen, erregte die Eifersucht Antonis, Königs von Navarra, und seines Bruders Ludwig, Prinzen von Condé. Beide glaubten, daß ihnen, als Prinzen vom Schloß, der Haupteinfluß zukam; und da ihre Geschlechter in einer früheren Zeit durch Julius den Zweiten war verheiratet worden, so sahen sie, als natürliche Feinde des Papstthums, alles an sich, was in Denksart und Gesinnungen mit ihnen übereinstimmte. Theils von der Schweiz, theils von Deutschland aus, war der Geist des Protestantismus nach Frankreich gedrungen, und die Zahl der Protestanten war in diesem Lande groß genug, um Denksart zu machen, der das Talent hatte, sie als Partei zu bewegen. Den lothringischen Prinzen wurde es indeß nicht schwer, sich den Beistand aller Dorer zu verschaffen, welche, sey es aus Eigennutz oder aus Ueberzeugung, dem Katholicismus ergeben waren; bei welchem der größte Theil des französischen Volks. Worauf es eigentlich ankam, war den Prinzen vom Schloß ungleichgültig, wie den Guisen; beide wollten.

moßten zur Befriedigung ihres Ehrgeizes. Noch war seit dem Frieden mit Spanien kein Jahr verlossen, als der Faden zu einem langen Bürgerkriege durch die Verschwörung von Amboise angesponnen wurde. Die Absicht der Verschwornen war, sich der Kaiser zu bemächtigen, ihnen den Preyß zu machen, und die Leitung der Geschäfte den Prinzen vom Heide zu übertragen. Diese Verschwörung schlug fehl; und da der Prinz von Condé für den Urheber derselben gehalten wurde, so bemächtigte man sich seiner Person. Man würde ihn haben hinrichten lassen, wenn nicht Franz der Zweyte gerade um diese Zeit gestorben wäre. Durch diesen un erwarteten Todesfall zur Regentin des Reiches während der Minderjährigkeit Karls des Neunten erhoben, suchte sich Katharina von Medicis berufen, den beiden Parteien das Gleichgewicht zu halten; und mehr bedurfte es nicht, um dieselben an einander zu bringen: die Befreiung des Prinzen von Condé, und jenes berühmte Edikt vom Jan. 1562, welches den Calvinisten die freie Ausübung ihres Gottesdienstes in den Vorstädten bewilligte, zogen die Ermerdungen in Wasser nach sich, welche das Signal zu einem Bürgerkriege gaben.

Auders wendeten sich die Sachen in England. Kaum hatte Elisabeth den britischen Thron bestiegen, als sie die von der Königin Maria zurückgeführte Autorität des Papstes aufs Neue abschaffte, sich für die oberste Verwalterin ihrer Königreiche, im Christlichen wie im Weltlichen, erklärte, Calvins Grundsätze in allem, was die Glaubenslehren betraf, annahm, und von dem römischen Cultus nur die Hierarchie und die Mo-

gierung der Bischöfe beibehielt. Durch Elisabeth also wurde die anglikanische Kirche gestiftet, welche man auch die hohe nennt, um sie von dem reinen Luthernismus oder Presbyterianismus zu unterscheiden. Die Unabhängigkeit des britischen Reiches von einer fremden Autorität genährte noch und noch alle die Vortheile, welche diesem Reiche einen so entscheidenden Einfluß auf Europa's Angelegenheiten gaben.

In Spanien erhielten unerbittliche Dominikaner durch die Inquisition, an deren Spitze sie standen, den Geist des Gehorsams und der Unterwürfigkeit. Seit vielen Jahrhunderten genosst, den Staat in der Kirche zu suchen, blieben sich die Spanier darin gleich, den Despotismus der Priesterklasse als den Willen der Gottheit selbst betrachtend. Den 25. August 1559 ging Philipp der Zweite mit einer Flotte von sechs Segeln nach Spanien zurück, und landete den 8. Sept. bei Cadix an. Seine Wiedererscheinung auf spanischem Grund und Boden war ein Gegenstand der allgemeinen Freude; so groß aber war die Barbarei dieser Zeiten, daß man eben diese Freude zu Valladolid durch ein Glaubensschauspiel an den Tag legte, in welchem von dreißig Penitenten zwei lebendig verbrannt, und fünf erwürgt wurden. Philipp nahm diese Huldigungen mit der Wichtigkeit eines Monarchen an, welcher in dem Wahn steht, daß die Gesellschaft nur um seinerwillen vorhanden sey. Ihnen folgte des Königs Vermählung mit Elisabeth, Tochter Heinrichs des Zweiten, und die feierliche Ausrufung des Prinzen von Spanien, als Nachfolgers, von Seiten der allgemeinen Stände des

Königreich. Gerade in dieser Periode stand Philipp auf dem Gipfel seiner Herrlichkeit, von Europa gesücht, und durch den Umfang seines Reichthums allerdings furchtbar. Gegen die Unternehmungen des Papstes durch den Besitz des Königreichs Neapel, gegen die des Königs von Frankreich durch den Besitz des Mailändischen gesichert, und in dem Herzoge Cosmo einen erprobten Vasallen habend, konnte er sich als den Herrn der ganzen italienischen Halbinsel betrachten; denn die Republiken Lucca und Siena waren eben so unbedeutend, als die Fürstenthümer des nördlichen Italiens; und Venedig, mit seinem Handel und seiner Politik im Osten verlauf beschäftigt, kümmerte sich wenig um die Vorgänge auf der Halbinsel.

Was im sechszehnten Jahrhundert allein zur Freiheit führte, wie meinten den Geist des Protestantismus, war nicht über die Alpen gedrungen; dennoch, das Kirchliche als Schauspiel zu nehmen, blieben die Italiener dieser Bemerkung getreu, ohne über Glaubenslehren zu grübeln.

Nur in Glanden gab es neue Protestanten, welche mit ihren Meinungen hervortraten, sobald Philipp sie verlassen hatte; und der Geist, womit sie sich gegen die Einführung der Inquisition auflehnten, gab nur allzu bald Veranlassung zu dem unmenslichen Aufsitzen.

So war die Welt beschaffen, worin Cosmo, durch die Republik Siena vergrößert, seine Rolle fortsetzen sollte. Durch Handlungen der Gerechtigkeit hatte er, nach der Ubergabe von Montecatino, sein Ansehen ver-

mehrt, als es ihm vor allen Dingen darauf ankam, dem spanischen Hofe gegenüber eine Stellung zu gewinnen, welche ihm erlaubte, noch etwas mehr zu sagen, als das Werkzeug Philipps des Zweiten. Da nun jede Verbindung mit Frankreich ihm nur gefährlich werden konnte, von einer Verbindung mit dem deutschen Kaiser sich aber wenig erwarten ließ: so war in seiner Lage nichts natürlicher, als sich an den römischen Hof anzuschließen, um durch ihn alle die Vortheile zu gewinnen, durch welche er sich behaupten zu können glaubte. Der Befehl begünstigte ihn in dem Tode Pauls des Dritten.

Dieser Papst starb den 18. Aug. 1559 zu eben der Zeit, wo der römische Stuhl, aufs Heußerste gegen ihn erhitzt, die Rerter der Inquisition erlösch, um vorgeladene Keger in Freiheit zu setzen, den Dominicaner-Orden, so wie alle übrigen Sacerdoten dieses Tribunals, ausgetreten drohete, und die Pöbelsäule des Papstes in den Tiberstrom warf. Die Aufgabe für den Herzog Cosmo war, auf den St. Petersthrone einen Mann zu erheben, auf welchen er sich unter allen Umständen verlassen konnte. Als solcher nun war ihm der Cardinal Angelo di Medici, ein Bruder des Marchese di Marignano, bekannt. Aufrechtig, gefällig, menschlich, in den Künsten der Höfe wohl erfahren, übrigens aber ohne nahe Verwandten und folglich ohne Veranlassung, Italien in Aufrache zu setzen, um Staaten und Ansehen zu gewinnen, verdiente Angelo di Medici dem Herzoge bereits das Epitheton von Mailand und den Cardinalthum. Ihn zum Papste zu machen, bedurfte es

der Umherge, welche bei Papstwahlen so oft die Fingerringen des heil. Stuhls haben erschen müssen. Nicht weniger als sechs und zwanzig Cardinale machten dieß Mal Anspruch auf die Stimm, und unter ihnen befanden sich Mitbewerber von nicht geringem Ansehen. Die Cardinale von Ferrara und Mantua hatten die Verwendung mächtiger Höfe für sich: jener die des französischen, dieser die des spanischen Hofes. In dem Conclave selbst galten die Cardinale Santa Flora, Janese und Caraffa am meisten. Der Herzog konnte auf die Stimme des ersten rechnen, die Gefälligkeit des zweiten in einigen Ausschlag bringen, die Absichten des dritten schwer errathen. In einem Colde stand der Schreiber des Cardinals Santa Flora; und nach dem Cardinal Janese betraf, so war er viel zu sehr Nebenbuhler der beiden Hauptbewerber, als daß er einen von beiden hätte unterstützen sollen. Auf Cosmo's Veranstaltung mußte der Cardinal de Medici die Stimm annehmen, als ob er jedem von den beiden Hauptbewerbern gleich ergeben sey; denn hierin lag das beste Mittel, ihr Wohlwollen zu gewinnen. Cosimo, ein Vertrauter des Herzogs, in Mäßen dieser Art wohl erfahren, begab sich nach Rom, das künftliche Spiel zu leiten; seine Hauptbestimmung war, die Papstwahl in die Länge zu ziehen, weil hieraus Ermüdung und Ueberdruß entspringen mußte. Schon hatte das Conclave vier Monate gedauert, ohne daß weder der Cardinal von Ferrara, noch der von Mantua den Sieg davon getragen hatte. Da Kaufleute und Vornehme auf den Einen oder den Andern gewettet hatten, so brachte ihre Uege-

hult es mit sich, daß sie die ausschließende Entscheidung anstößig fanden, und dieselbe ein Vergerniß für die katholische Christenheit nannten. Zuerst ermahnte der Cardinal von Mantua an den Hindernissen, welche der von Farnese ihm entgegenstellte: willig gab er seine Stimme für den Cardinal de Medici, weil er von diesem das Wenigste zu befürchten hatte. Der Cardinal von Ferrara hatte in der Zwischenzeit seinen Bruder, Hercules den Zweiten, durch den Tod verloren, und der neue Herzog, Alfonso der Zweite, ging so sehr in den Banden Cosmo's, daß er lieber jeden Andern, als seinen Ohren, unterstüßte. Auch dieser war also der weiteren Bewerbung überdrüssig geworden, und legte es nur darauf an, den unschädlichsten von den Cardinälen auf den heil. Stuhl zu erheben. Die Cardinäle, welche dem zuletzt verstorbenen Pabste ihre Würde verdankten, waren durch den Herzog Cosmo und durch den Abgesandten Philipp den Zweiten leicht bestimmt, und so geschah es endlich, daß der Cardinal Angelo de Medici in der Nacht vom 23. Dec. zum Pabst ernannt wurde. Cosmo hatte also seinen Zweck erreicht; und so gut mußten die Römer, an wen sie sich wegen dieser Pabstwahl zu halten hatten, daß, als der Secretär Concino sich am folgenden Tage öffentlich zeigte, von allen Seiten Begrüßungen erschollen, um ihm zu erkennen zu geben, was man von seinen Verdiensten denke: denn in den Augen des Römers entscheidet noch immer der Erfolg, und nur der ist ihm der rechte Mann, der dieses zu sichern versteht.

Der Cardinal Angelo de Medici nahm nach seiner

Erhebung den Namen Pius der Vierte an. Um dem Herzoge seine Dankbarkeit zu bezeigen, bestimmte er seinen eigenen Cardinalsstuhl für dessen Sohn Giovanni, dem er Land und Gärten schenken, und den er als Kind halten wollte. Als wenigstens der Cardinalsstuhl angenommen war, überließ der Papst der Herzogin Eleonora die Spolien der Staaten von Siena und Florenz ohne weitere Bedingung, als daß sie dieselben zu frommen Zwecken verwenden sollte *); eine große Gefälligkeit, weil das Spolien - Wesen die Veranlassung zu tausend Bedrückungen gegeben hätte, welche durch eine solche Übertragung am sichersten vermieden wurden. Noch mehr! In Beziehung auf den Herzog Cosmo war Paul der Vierte so wenig eifersüchtig auf die ausschließende Ausübung der oberpriesterlichen Macht, daß er ihm die Besetzung aller ledig gewordenen Pfründen überließ, und einen Legaten in Florenz anstellte, der keine andere Bestimmung hatte, als dem Kampfe der geistlichen und weltlichen Macht im Herzogthum Toscana zu wehren.

*) Spolien wurden in der Sprache der römischen Kirche die Hinterlassenschaften der Pfründeninhaber genannt. Man fand das Land, welches die Päpste von Gregor dem Siebenten an mit den benachbarten Ländern hatten, bis sie auch in dieser Hinsicht den Sieg davon trugen. Erstlich hatten sie in allen römisch-katholischen Staaten unter der Verwaltung von Colathieren eine eigene Classe von Beamten, welche dafür sorgten, daß von der Reichthumsquelle der Bisthümer, Äbte, Präbsten u. s. w. nichts entwendet wurde. Die folgenden Bischöfe, nach welchen der Papst Herr aller Pfründen war, konnten ihnen dabei trefflich zu Statten, und die Spolien waren hinreichend die unbedenklichste Quelle des päpstlichen Einkommens.

In diesem Geschäfte wurde Giovanni Campeggio, Bischof von Bologna, gebraucht: ein Mann, in dessen Gunstung der Herzog großes Vertrauen setzte. Außer den übrigen Berechtigungen eines Legaten, erhielt Campeggio auch die: den Mann an beglaubigter Absicht zu erkennen, die Weihen früher, als es durch die Befehle der Kirche festgestellt ist, zu ertheilen, Heirathen im vierten Grade der Blutsverwandtschaft zu genehmigen, Pein- und Tödtungen und tragbare Krone zu bewilligen, den Eiden und Schwüren zu entbinden, Pöbelen und Unruhen zu verkleinern, und den Geistlichen die Erlaubniß zum Studium des bürgerlichen Rechts zu geben. In weltlichen Dingen sollte der Legat mit vollkommener Freiheit zu Werke gehen; in gemischten, wie in Inquisitionen- und Jurisdictionen-Sachen, hingegen dem Herzoge nur mit seinem Rathe beizustehen, so daß dieser Theil als dem Fürsten zustehend betrachtet wurde. Es läßt sich nicht sagen, in wie fern diese förmliche Bedingungen der Aufzählung waren, womit Cosmo sich für den neuen Papst verwenden wollte; allein außerdem, daß Cosmo's Charakter dergleichen nicht verschmähte, weiß man, daß Paul der Dritte in den letzten Lebensjahren seines Vorgängers viele Unterredungen mit dem Herzog von Ferrara hatte, wegen er besonders seinen langen Aufenthalt in den Tädern von Lucca benutzte. Es hat also ganz das Ansehen, als ob ein förmlicher Vertrag zwischen Beiden geschlossen sey. Wie es sich aber auch damit verhalten mochte: Cosmo erbat von seiner Verwendung für den Cardinal Agnolo de Medici alle die Vortheile, die er sich davon versprochen hatte;

und obgleich diese Vortheile dem Staate nicht immer blieben, so gewann doch Cosimo für den Rest seines Regiments-Lebens dadurch eine Unabhängigkeit, wie kein anderer florentinischer Fürst seines Zeitalters.

Pius der Vierte und Cosimo unterzogen sich gegenseitigen Gefälligkeiten. Um die letzten Reime der Zwietracht zu erlösen, trug jener auf Verzichtung der Ausgewanderten an, welche ihre Besitztümer nur allzu sehr durch eine Reihe von Unfällen gelüßt hatten. Dieser wollte zwar versprechen, aber nicht zurückgeben, was einmal zum Fiskus geschlagen, oder durch Kauf und Schenkung in fremde Hände gekommen war; er konnte die Schwermühseligkeiten einer solchen Zurückgabe, und widerstand daher dem großmüthigen Beispielen des Papstes, welcher sich erheischig machte, die seinem Bruder geschenkten Güter der Mitrovici wieder abzutreten. Unter den Ausgewanderten standen Giuliano de' Medici, ein Bruder Lorenzino's, des Niederts Alessandro's, und die Strozzi oben an. Die Unschuld des ersten war allgemein anerkannt; doch nachdem die Staatsgesetzgebung des sechszehnten Jahrhunderts ihn um alle seine Rechte gebracht, und Cosimo, in Folge ihres Ausspruchs, seine Güter confiscirt hatte, war dem Unglücklichen nichts anderes übrig geblieben, als sich an die Strozzi anzuschließen, und sich mit ihnen nach Frankreich zu wenden, wo die Königin sich seiner angenommen hatte. Ihm konnte kein anderer Vertheil gemacht werden, als daß er in der Schlacht von Cennogallo an der Seite Piero Strozzi's gekämpft hatte; und je verzeihlicher dies war, desto mehr verdiente er Sicherung seines Schicks.

sald. Diese wurde dahin ausgemittelt, daß Cosimo ihm ein angemessenes Jahresgehalt zahlte; und um nicht hinter dem Herzoge von Toscana zurückzubleiben, bewirkte der Papst dem Verbannten zur Annahme der Censur, und verschaffte ihm durch die Königin von Frankreich das Bisthum von Beyer, und das Erzbisthum von Capua. Von den Stroyi waren nach dem Tode des Marschalls übrig geblieben: der Cardinal Stroyi, sein Bruder Roberto, dessen Erwähnung geschehen ist, und ein Sohn des Marschalls. Das Vermögen dieser Familien war noch immer bedeutend genug, um den Gliedern derselben Freiheit und Unabhängigkeit zu gewähren; denn ob sie gleich ihrer liegenden Gründe im Herzogthum Toscana verlustig waren, so war doch alles Das ersetzt worden, was seit langer Zeit im Handel fehlte. Für den Cardinal war durch die Würde gesorgt, die er bekleidete; Roberto und der Sohn des Marschalls zogen es vor, in Frankreich zu bleiben, wo sie heimisch geworden waren. Giovanni Batista Albini erhielt durch die Großmuth des Papstes seine verlorenen Güter zurück, und allen Personen von geringerer Bedeutung ward erlaubt, nach Toscana zurückzukehren. Der Herzog von seiner Seite wandte Alles an, um seinen Männern im Kirchenstaate Belohnungen und Ehrenbezeugungen zu verschaffen; und wie viele Gründe er sich auf diesem Wege erweckte, offenbarte sich am auffallendsten, als den 31. Jan. die Promotion des Don Giovanni, zweiten Sohnes des Herzogs, zum Cardinalat bekannt gemacht wurde; denn, sehr Wenige aufgenommen, billigten Al-

diese Beförderung, und lebten den Papst wegen seines Einverständnisses mit dem Herzoge.

Der Vermählung der Prinzessin Caterina mit dem Herzoge von Ferrara, Alfonso dem Zweiten, folgte die Absendung des Cardinals Giovanni nach Rom. Der junge Prinz befand sich in einem Alter von 15 Jahren; da ihn aber sein Vater von je her für die Kirche bestimmt hatte, so besaß er auch alle die Eigenschaften, welche seinem Stande notwendig waren, und seine Gescheidtheit, seine Bescheidenheit, seine Vorsichtigkeit erwachten ihm bald das Vertrauen des päpstlichen Hofes, der unter einem Kirchenfürsten, wie Pius der Vierte, leicht in eine andere Bahn von Grundstößen und Besorgnissen geführt war. Von dem Papste mit ungemeiner Zärtlichkeit empfangen, von den Ehrgeizigen gesucht, und von einer nicht geringen Schaar Aufgewandter umgeben, wendete der junge Cardinal, ohne sich in die Angelegenheiten des Hofes zu mischen, seinen dreimonatlichen Aufenthalt in Rom verjünglich dazu an, Einzelnes die Gunst seines Vaters und des Papstes zu verschaffen; und je besser ihm dies gelang, desto größer wurde die Zahl seiner Freunde. Schon wagte Pius der Vierte vorherzusagen, daß Giovanni der vierte Papst aus dem Hause der Medici werden würde: eine Prophezeiung, die, wie wir bald sehen werden, durch den frühen Tod des Prinzen vereitelt wurde. Ihn diesem Ziele näher zu führen, ertheilte ihm Pius das Erzbisthum von Pisa, indem er den Cardinal von Volterra, der sich in Besitz dieses Erzbisthums befand, eine Schattelhaltung gab. Der Lieblingsgedanke des Pap-

stet war, den Erbsprinzen Francisco mit der Prinzessin Maria von Portugal zu vermahlen. Nichts brachte er dabei so sehr in Anschlag, als den Umstand, daß das Haus der Medici auf diesem Wege in nahe Verwandtschaft mit dem Hause Spanien kam. Dies aber ward denn auch, vermöge des Stolz, der dem letztern Hause zu allen Zeiten eigen war, die Klippe, woran der gutgemeinte Entwurf scheiterte. Zwar schloß sich der Vierte vor, daß Ludovico den Titel eines Königs von Toscana erheben sollte; doch die Befriedigung, welche der Königsucht durch die Annahme des päpstlichen Vorschlags zu Theil zu werden sehr würde, hatte nichts zu schaffen mit der Eifersucht, worin Philipp der Zweite in Aussicht seiner italienischen Staaten lebte. So unangenehm es ihm gewesen war, daß einer von seinen Vasallen den päpstlichen Ehren befliegen hatte; eben so unangenehm war ihm das vertrauliche Verhältniß, worin der Papst und der Herzog von Toscana lebten. Die Furcht, daß der Letztere durch die Gunst des Ersten zu einer, für den ruhigen Besitz seiner italienischen Provinzen gefährlichen Größe anzuwachsen könnte, gab den Ausschlag über jede von dem Verdienst des Herzogs hergenommene Betrachtung; und Philipps Argwohn wurde noch durch seine Gesandten in Italien vermehrt, welche nicht aufhörten, vor einem Bündniß des Papstes mit den Venedigern auf der einen, und mit den Herzogen von Florenz und von Ferrara auf der andern Seite zu warnen. Diesem Warnungen erlaubte sich der Herzog Ottavio Garzaf; und so zuletzt, ward Philipp den Vorschlägen des Papstes so

abgemiet, daß dieser davon absehen mußte, wenn er den Beistand des Königs von Spanien bei der Fortsetzung des tridentinischen Conciliums nicht erbeten wollte.

Wie viel die Päpste auch in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts durch die von Luther und Zwingli aufgegangene Reformation der christlichen Kirche eingeüßt haben mochten: so waren doch noch große Königreiche übrig geblieben, die sie als Provinzen ihres Machtgebietes zu betrachten berechtigt waren; und die Erhaltung dieser Königreiche verdiente wohl, daß man die öffentliche Meinung über den Werth des katholischen Kirchenbundes festzustellen suchte. Dies war der Zweck des tridentinischen Conciliums, welches, mit vielen Unterbrechungen, 25 Jahr dauerte.

Die Idee eines neuen Conciliums rührte ursprünglich von den Protestanten her; aber sie wollten, daß der Kaiser es in eine Reichssacht zusammen berufen und daß der Papst sich dem Ausspenche desselben zum Voraus unterwerfen sollte. Solche Forderungen konnten den Katholiken freilich nicht gefallen. Was auf einem in Deutschland gehaltenen Concilium für das Ansehen des Papstes verloren gegangen seyn würde, das glaubte Paul der Dritte dadurch zu retten, daß er das so eifrig geforderte Concilium erst nach Mantua und im folgenden Jahre (1538) nach Vicenza auswich. Doch keine von diesen Zusammenkünften hatte Erfolg; und eben so verhielt es sich mit der von Paul dem Dritten entworfenen Reform des römischen Gesetzes. Er gab dem dringenden Verlangen der katholischen Fürsten

noch einmal nach, indem er das Concilium im Jahre 1542 nach Trient berief, wo es sich endlich drei Jahre später versammelte. Die Sitzungen hatten bis ins zweite Jahr gedauert, als Paul, aus Furcht vor den Fortschritten der kaiserlichen Waffen, den Befehl, daß sich in Trient eine ansteckende Krankheit gezeigt hatte, zu einer Verlegung des Conciliums nach Bologna benutzte. Alle Prälaten von der kaiserlichen Partei blieben damals in Trient zurück, um sich dem Befehle des Kaisers zu fügen, welcher laut gegen die Versammlung in Bologna protestirte. Dies verhinderte indeß nicht, daß die zweite und die dritte Sitzung des Conciliums dennoch in Bologna gehalten wurden. Erst im Jahre 1548 hob Paul der Dritte die dortige Versammlung auf; die Angelegenheit des Conciliums blieb aber, von diesem Augenblick an, liegen, bis Pabst Julius der Dritte, Pauls Nachfolger, es im Jahre 1550 erneuerte und im folgenden Jahre dessen Sitzungen wieder anfangen ließ. Die Erscheinung des Kurfürsten Moriz von Sachsen vor Augsburg, und sein Verdrüß nach Jachbeud brachten im Jahre 1552 eine neue Unterbrechung zu Wege; und da die Päbste keine Ursache hatten, ihre Ansprüche einer freien Erörterung zu unterwerfen, so hielt die Unterbrechung noch immer an.

Für Plus den Dritten war es in der That eine schwere Aufgabe, ob er das einmal angefangene Werk fortsetzen sollte, oder nicht. Die Überdanigen noch einmal für sich zu gewinnen, war ein Gedanke, wenn er sich, seitdem in Augsburg ein Religionsfriede zu Stande gebracht war, nicht zu schmeicheln wagte. Dagegen

war das Concilium vielleicht ein Mittel, die Spanier zu befähigen und um eine gemeinschaftliche Bahn zu versammeln. In diesem Gedanken durch den Herzog Cosmo befehle, schritt er muthig ans Werk. Die Gründe des Herzogs waren: daß alles von der Meinung ausgeht sey, oder wenigstens nach ihr hinge; daß jeder Ausschub nur das Uebel verschlimmern könne; daß ein canonisch-gerechter Papst das Wenigste von einem Concilium zu befürchten habe; daß selbst in dem Falle, wenn dem päpstlichen Ansehen die eine oder die andere Bedange gesetzt würde, der Vortheil für die christlich-katholische Welt durch die endliche Befriedigung der Meinungen noch immer sehr groß bleiben werde; daß endlich die sämtlichen Subjekte nicht umhin könnten, ihn bei diesem Unternehmen zu unterstützen, da die allgemeine Ehre zu Unordnungen genügt mache, welche abzuwenden ihre erster Beruf sey. Dabei ertheilte der Herzog den Rath, den Beschlüssen des Conciliums freien Lauf zu lassen, weil davon bei weitem weniger zu besorgen wäre, als von unzeitigen Eingriffen, die nur verwirren könnten.

So aufgemunter und befehrt, schrieb Pius der Vierte das Concilium aufs Neue nach Trient aus, wo es seinem Einflusse weniger ausgesetzt war, als in Bologna. In seinem Erlassen bemerkte er, daß gerade diejenigen Mächte, von deren Beistande er sich das Meiste versprach, der Idee eines Conciliums nicht hold waren. In Spanien widersetzten sich die vornehmsten Prälaten, und unter diesen der Reichsvater des Königs und der Erzbischof von Sevilla. Frankreich wollte zwar

ein Concilium; aber es sollte in Frankreich gehalten werden. Eine gleiche Forderung machte der deutsche Kaiser in Beziehung auf Deutschland, indem er den Beistand der Protestanten versprach, wenn das Concilium zu Köln, oder Constanz oder Regensburg gehalten würde. Keine dieser Schwierigkeiten vermochte indeß, den Papst abzuschrecken; und durch seine von dem Herzog unterstützten Ermahnungen brachte er es wirklich dahin, daß die Sitzungen zu Trient im J. 1562 ihren Anfang nahmen, und im folgenden Jahre beendigt wurden.

Auf diesem Concilium behandelte man die Gegenstände anders, als auf den Concilien zu Constanz und Basel, wo jede Nation durch ihre Abgeordneten besonders berathschlugte und gesammelt ihre Stimme gab, so daß die allgemeinen Entscheidungen nach den Stimmen der Nationen genommen werden mußten. Diese Art zu berathschlagen war nicht in dem Sinne des römischen Hofes, der, um in der Versammlung zu herrschen, lieber die Entscheidungen von der Mehrheit aller einzelnen Stimmen abhängen lassen wollte. Das Ergebniß dieser Anordnung ist in den Decreten des nicenischen Conciliums enthalten: es bestand in einer festern Organisation des Kirchenthums. Die protestantischen Bischen verworfen die Autorität dieses Conciliums gänzlich; und die Folge davon war, daß die Trennung der Kirche, anstatt beendigt zu werden, nur vergrößert wurde. Selbst mehrere katholischen Päpsten mißfielen die Entscheidungen der versammelten Väter; und wie konnte dies anders seyn, da sie dadurch nur verlieren, nicht gewinnen konnten! In

Frankreich wurden diese Entscheidungen nie bekannt gemacht, und namentlich verwarf man die Disciplinar-Gesetze, als den Befehlen des Königsreiches, dem Ansehen des Papstes und den Grundsätzen der gallikanischen Kirche entgegen laufend. Am meisten berührte sich Venedig, die Decrete des Conciliums annehmen und bekannt zu machen; es bedurfte der Unterstützung des Papstes in seinen Verhältnissen mit den Türken, welche mit jedem Tage bedenklicher wurden, bis endlich die Entschlacht bei Lepanto die Freiheit der weßeuropäischen Meere sicher stellte. Der Herzog Cosmo blieb nicht hinter den Venedianern zurück, und modelte seine Bekanntmachung der tridentinischen Decrete sogar nach der ihrigen. In Spanien, wo man seit beinahe einem Jahrhunderte die königliche Autorität auf kirchliche Disciplinar-Gesetze gestützt hatte, fand die Einführung der neuen Decrete keine Schwierigkeit; auch rührten dieselben hauptsächlich von spanischen Theologen her, welche, in Verbindung mit dem um diese Zeit emporstrebenden Jesuiten-Orden, den eigentlichen Geist des Conciliums gebildet hatten. Das Concilium ließte alles, was sich für die Bestimmung einer Priesterherrschaft um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts eignen ließ; dagegen ließte es nichts für die Bestimmung der Glaubensfreiheit, ohne welche die Religion nur leerer Tand ist. Katholiken und Protestanten trennten sich seitdem durch Schauspiel und Lehre; jenes blieb den Katholiken als ein Hauptmittel der Erziehung; diese, gereinigt und auf ihre ursprüngliche Bauart zurückgeführt, ward der Antheil der Protestanten.

Siecht vereinigten sich der Pabst und der Herzog zur Unterdrückung Derjenigen, welche niemals ihre Freunde werden konnten. Der Anfang wurde mit dem Cardinal di Monte gemacht, den man auf die Engelsburg brachte, weil er als ein Mann von schlechten Sitten und noch schlimmeren Grundsätzen bekannt war. Dann kam die an den Cardinal Caraffa, an den Cardinal von in den Grafen von Montorio, und die über. Worin ihr Verbrechen bestand, ist nicht bekannt. Der Cardinal Caraffa wurde beschuldigt, weil er mit dem Großherzog von Florenz, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, und dem Herzog von Savoyen gestanden hatte; der Cardinal von Neapel sollte in den letzten Lebensjahren Pauls des Vierten Edelgerichte und andere Kostbarkeiten aus den Zimmern des Pabstes entwendet haben; der Graf von Montorio endlich unterlag dem Verdachte, seine Gemahlin erdrosselt zu haben. Unstreitig sollte die Verhaftung aller dieser Personen, welche seit früherer Zeit entschiedene Feinde des Herzogs waren, nur zur Sicherstellung desselben während seines Aufenthaltes in Rom dienen; denn dem Pabste war ein Besuch versprochen, und dieser ließ sich nicht länger aufziehen.

Sobald der Herzog den Grafen von Piombino zur Zurückgabe von Sovana bewegen hatte, trat er gegen das Ende des Oct. im Jahre 1560 seine Reise nach Rom an. Ihn begleiteten seine Gemahlin, der Cardinal Giovanni und Don Gargia, sein dritter Sohn; und ein zahlreiches Gefolge nicht bloß von Priestern, son-

bern auch von florentinischen und sizilischen Adel, kiente dazu, seiner Erscheinung in der Hauptstadt des Kirchenstaates Gewicht und Glanz zu geben. Von den Cardinälen Borromeo und Vitelli den 3. Nov. am Stadt-Thore empfangen, wurde er von den Cardinälen von Ferrara und St. Flora in den Palast des Papstes geführt, der ihn in einem öffentlichen Consistorium empfing. Gegen Abend hielt auch die Herzogin ihren Einzug, und wurde von dem Papste in Gegenwart vieler Cardinäle in dem sogenannten Saale Constantins empfangen. Der Ausdruck, welchen Pius der Verräthe in seine Behandlung dieser Gäste legte, verbunden mit der Neugier des ganzen Auftriebs, beschäftigte die Römer so, daß sie nicht müde wurden, sich um die Gunst des Herzogs zu bewerben. Viele Freundschaften wurden durch ihn ausgeglichen; und das Collegium der Cardinäle verband er sich in einem so hohen Grade, daß die Wahl des künftigen Papstes Wenigen zweifelhaft schien; der Pasquino nannte ihn sogar den Pontifex Maximus, ohne den Papst dadurch zu beleidigen. Der Aufenthalt des Herzogs in Rom dauerte bis gegen den Ausgang des Dec.; und Hauptgegenstände der Besprechungen waren das tridentinische Concilium, welches seinen Anfang nehmen sollte, und ein Bündniß der vereinigten Monarchen gegen die Türken. Nach Eschmo's Gedanken sollte der König von Spanien in diesem Bündniß die erste Stelle einnehmen; und damit es ihm dazu nicht an Mitteln fehlen möchte, verschaffte er ihm die Genehmigung des Papstes zur Erhebung beträchtlicher Steuern von der Geistlichkeit in seinem weiten Reich-

gebiet. Doch Philipp der Zweite war sehr schlau, um nicht auf der Stelle die Absichten Cosmo's zu durchschauen. Er lobte den Eifer des Papstes, wie die Thätigkeit des Herzogs von Florenz, lehnte aber seinen Beirath zu dem von Beiden entworfenen Bündniß ab, weil er den deutschen Kaiser und den König von Frankreich in einer solchen Verfassung erblickte, die ihnen nicht erlaubte, sich auf einen auswärtigen Krieg einzulassen.

Im folgenden Jahre war die Organisation der bisherigen Republik Siena die Hauptangelegenheit. Mit dem Rath und Beistande des Cardinals Niccolini wurden alle die Einrichtungen getroffen, welche den ehemaligen Freistaat zu einem Bestandtheil des Herzogthums machten. Der Herzog begab sich nun nach Grosseto, wo er Anstalten zur Verteidigung der Gränze traf. Zu Castiglione della Pescaia wurde diesem Markgrashtum eine neue Regierungsform gegeben, und längs der Küste mehrere Thürme zur Verteidigung der Einwohner gegen die türkischen Seeräuber errichtet. Das Gebiet von Siena, welches in dem letzten Kriege bedeutend gelitten hatte, schneller wieder zu bevölkern, sparte Cosmo keine Kosten, und mehr als dreihundert Familien wanderten theils aus der Lombardei, theils aus dem Brianca ein. Livorno erhielt neue Befestigwerke, zugleich aber auch neue Befestigungen und Verschönerungen. Es wurde der Plan zur Errichtung eines Ordens gemacht, der, dem Malteser-Orden nachgebildet, die Bestimmung hatte, die Entwicklung des Staats für Handel und Schifffahrt zu fördern. Als

Erzbischof hielt der Cardinal Giovanni den 9. März dieses Jahres seinen Einzug in Pisa, und eine längere Zeit verweilte Cosmo in dieser Stadt, um zum Bau von Palästen aufzumuntern, deren er bedurfte, nachdem er zwei an die Türken verloren, und zwei andere im Schiffsbruch bei Corsica eingebüßt hatte. Seine ungemessene Thätigkeit brachte ihn aufs Neue in den Verdacht eines ungemessenen Ehrgeizes; und je träger die übrigen Fürsten Italiens waren, desto mehr fühlten sie den Verth, ihn bei Philipp dem Zweiten zu verheimlichen. Selbst das Haus Este trat dieser Verheimlichung bei, sobald die junge Gemahlin Alfonso's des Zweiten gestorben war: ein Todesfall, welcher den 21sten April zu einer Zeit erfolgte, wo man in Ferrara die Hoffnung geschöpft hatte, daß die Herzogin Mutter werden könnte. Nichts beunruhigte die italienischen Fürsten so sehr, als die Fortdauer des freundschaftlichen Verhältnisses, worin der Herzog mit dem Papste stand; und ihre Eifersucht wurde aufs Neue gestachelt, als Cosmo, auf den Rath des Herzogs von Alba, seinen ältesten Sohn nach Rom schickte, damit er daselbst in der Nähe des Papstes die Welt in ihrem Zusammenhange und ihren Bestrebungen kennen lernen möchte.

Den Verheimlichungen entgegen zu wirken, gab es kein besseres Mittel, als Philipp dem Zweiten neue Beweise des Vertrauens zu geben; und dazu fand sich die Gelegenheit, sobald die Vermählung des Erbprinzen Francesco sich nicht länger von der Hand weisen ließ. Der Cardinal von Trient hatte sich in den Kopf gesetzt, daß eine österrichische Erzogin die Gemahlin dieses

Erbspringen werden müsse, und der Pabst, dem seine Bemerkungen in Portugal sehr geschlagen waren, war hierin mit dem Cardinal einverstanden. Dem Herzoge wäre es freilich lieber gewesen, wenn er seinen ältesten Sohn mit einer spanischen Prinzessin hätte vermählen können; da er aber die Schwierigkeiten einer solchen Verbindung begriff, und auf der anderen Seite nicht ungeschickig gegen den Pabst seyn wollte: so schien es ihm angemessen, die ganze Angelegenheit in Philipps des Zweiten Hände zu legen. Der König von Spanien übernahm dies Geschäft, und der Herzog von Alba forderte den Erbspringen auf, an dem spanischen Hofe zu erscheinen. Es mußten also Anstalten getroffen werden, den jungen Prinzen mit einem, seinem Range gebührenden Pomp nach Spanien zu versenden. Mit sechs Vauleren ging er den 23ten Mai von Livorno ab; und nachdem er in den ersten Tagen des Jun. zu Neapel angelangt war, begab er sich nach Perpignan, wo er von seinem Oheim Don Garzia de Toledo im Namen des Königs empfangen wurde. Er begab sich von hier an den Hof, fand den Beifall Philipps, gerieth in Freundschaft mit dem jungen Prinzen von Parma, Alessandro Farnese, verweilte mehrere Monate zu Madrid, und lebte dann als Ordungsm. einer Ersterzogin zugetheilt, die an seiner Seite sehr unglücklich wurde.

Nichts beschäftigte den Kaiser von Europa um diese Zeit so sehr, als die Angelegenheiten des französischen Hofes. Die Vereinigung des Königs von Navarra mit dem Constable und dem Herzog von Guise — in Frankreich das Triumvirat genannt —

schickte nicht hin, den Ehrgeiz des Prinzen von Condé zu glücken. Schon bedrohte dieser Prinz den Thron und die Hauptstadt; und die Königin-Mutter, welche sich eingebildet hatte, die Parteien durch ihr bloßes Ansehen im Gleichgewicht erhalten zu können, sah sich gezwungen, fremde Hülfe zu suchen. Vergessen wurden unter diesen Umständen alle früheren Verhältnisse mit Spanien; und Philipp, um seinen Beistand ersucht, war sogleich bereit, ybatausend Mann Fußvolk und dreitausend Reiter zur Unterstützung der Huguenotten in Bewegung zu setzen, weil er voraussah, daß die Protestanten in Frankreich nicht ablegen könnten, ohne seine Unterthanen im Flandern und den Niederlanden zur Empörung fortzureißen. Katharina nahm diesen Beistand an. Um aber der gefährlichen Lage, worin sie sich befand, noch von einer anderen Seite gemachsen zu werden, wendete sie sich an die italischen Mächte, mit der Bitte, sie mit Geld zu unterstützen. Da es nun der Vortheil des Papstes und des Herzogs von Toscana war, daß die Kruken in Frankreich fort dauerten, so erhielt sie leicht, was sie haben wollte; der Herzog unterstützte sie mit 100,000 Ducaten, welche er ihr in Venedig auf Eisen überschickte. Durch dies alles setzte sie sich in den Stand, den Rebellen die Einnahme zu dienen, die, von England aus unterstützt, in ihren Fortschritten immer weiter gingen. Nach der Einnahme von Rouen, welche dem Könige Anton von Navarra das Leben kostete, stießen die beiden feindlichen Heere bei Dreux auf einander. Hier trug Franz von Guise den vollständigen Sieg davon; als er aber, im Verfolg desselben, Orleans (wohin Ludwig die He-

bereste des Heeres zurückgeführt hatte) belagerte, fand er seinen Tod unter den Mauern dieser Stadt von der Hand eines einzelnen Edelmanns, Namens Poltreo de Vere. Die Häupter der katholischen Partei waren auf diese Weise ausgeschieden; und da Katharina diese am meisten fürchtete, so glaubte sie, mit dem Feinden von Condé um so leichter fertig zu werden. Wirklich unterzeichnete dieser Prinz die Uebereinkunft von Amboise, nach welcher den Protestanten erlaubt wurde, ihren Gottesdienst selbst in den Ringmauern von Paris zu halten. Doch der Bürgerkrieg war hierdurch auf keine Weise beendet, wie er denn überhaupt nicht eher als beendet gedacht werden konnte, als bis die Protestanten ein geselliges Daseyn gewonnen hatten.

Obgleich Italien durch den französischen Bürgerkrieg für sein Inneres an Ruhe gewann, und ein so thätiger Haß, wie Cosmo, sich glücklich schätzen durfte, den Verheerungen eines neuen politischen Sturms aus der Ferne zusehen zu können: so schickte es doch weder der Halbinsel, noch dem Fürsten, in diesem Jahre (1562) an schweren Leiden. Ansteckende Fieber, die Folge einer anhaltenden Dürre, verbreiteten sich nach und nach in allen Staaten Italiens so sehr, daß in den bevölkerteren Städten auf hundert Personen sechzig erkrankten, von welchen in der Regel mehr als ein Drittel starb. Diese pestartige Krankheit nun fand sich auch in der Familie des Herzogs ein. Als Liebhaber der Jagd war er im Oct. von Florenz über Siena nach Grosseto gegangen, und hatte sich von da nach dem Schloß Rossignans begeben, von wo er seine Jagden machte.

Auf diesem Schloße erkrankte zuerst der Cardinal Giovanni, Erzbischof von Pisa, nachdem er von einem Spazierritt zurückgekommen war. Alle Heilmittel waren vergeblich: der junge Prinz starb nach wenigen Tagen an dem bösartigen Fieber, welches die ganze umliegende Gegend verheerte. Auch seine beiden Brüder Don Garcia und Don Fernando erkrankten gleich darauf; und mehrere Tage hindurch schien es, als ob das Fieber ihnen nicht gefährlich werden würde. Doch nur der letztere wurde gerettet; denn Don Garcia starb wenige Wochen nach dem Cardinal. Die Herzogin, schon seit langer Zeit kranke, vermochte es nicht, diesen doppelten Verlust zu überleben; sie starb den 18. Dec. 1562. Wie natürlich nun diese Todesfälle auch seyn mochten, so ermangelte doch die Vorsehung nicht, sie auffallend zu machen. Den Florentinern war das Fürstenthum noch immer verhaßt genug, um sie geneigt zu machen, reine Wirkungen des Naturgesetzes auf seine Rechnung zu bringen. Es wurde also ausgesprochen: der Cardinal Giovanni sey von seinem Bruder Don Garcia getödtet worden; der Herzog habe, um den Tod seines Lieblings zu rächen, seinen dritten Sohn erschossen, und Gram über diese schrecklichen Ausstriche sey die Ursache von dem Hinsinn der Herzogin gewesen. In dieser Verunstaltung ist zwar die Erzählung sogar in mehrere geschichtliche Werke übergegangen; allein zwei Briefe des Herzogs an seinen ältesten Sohn, der sich um diese Zeit an dem spanischen Hofe aufhielt, setzen den Hergang der Sache so ins Klare, daß, wenn man wider gegen die Monarchie, noch gegen die Repu-

bist angenommen ist, die Wahrheit seinen Augenblick zweifelhaft sein kann *).

Die Nahe, womit der Herzog diese Uastille ertrug, hatte ihren Grund vielleicht nur in der Verstellung, welche ihm von dem Uebelsollen seiner Gegner und Feinde eingeprägt war. Dem Anschein nach fühlte er über so viele Verluste, in so kurzer Zeit, auch nicht den mindesten Schmerz, und die Verwaltung seines Staates erlitt auch nicht die kleinste Unterbrechung. Da ihm, außer dem Erbprinzen, noch zwei andere Söhne übrig geblieben waren, nämlich Don Ferdinando und Don Pietro, so eilte er, seinen von den Vorbrühen eingekerkerten, welche ein Fürst in seiner Lage einer zahlreicheren Familie verdanken kann. Er bat also Pius den Vierten, den Cardinalsstuhl, so wie das Erzbisthum Pisa, auf

*) Es läßt sich kaum begreifen, wie Giovanni de' Medici, in seiner Eigenschaft der republikanischen Republik von Florenz, Guicciardini's Versuch vom Jahr 1562 über diesen Versuch der glückseligen finden können, als Medici's Versuch des Erzbisthums Livorno. Dieser trägt die Natur beides in sich, wie die große Kunst, der nicht zu begründen versucht, sie sich zu leisten; hier führt die Kunst des Herzogs an seinen Leben in seinem edelsten an. Solchen Charakter man sich dem Herzoge zuwenden mag — wenigstens vertagen sich mit derselben seine beständigen Ausdrücke der Leidenschaft, seine Ueberrassungen; und wenn Giovanni selbst sagt, „der Herzog habe seinen letzten Leben in den Armen der Mutter verleben.“ so liegt darin so viel Unglaubliches, daß, wer dies nachdenken will, immer auf alle Rücksichtnahme Rücksicht geachtet haben muß. Doch Herr Giovanni zeigt sich selbst als ein Mann, der die Welt, um seiner Verdienste für die Republik genug zu thun.

seinen Sohn Ferdinand zu übertragen; und so freundlich war dieser Pabst in seiner Gefügigkeit für den Herzog, daß er, wenige Wochen darauf, dem Wunsch des künftigen Vaters erfüllte und Don Ferdinand mit Friedrich Gonzaga, Sohn des Herzogs von Mantua, gleichzeitig mit dem Purpur bekleidete.

Sobald der Erbfürst aus Spanien zurückgekehrt war, welches in den ersten Monaten des Jahres 1563 geschah, betrachtete ihn der Herzog als reif zur Theilnahme an der Regierung. Er selbst war um diese Zeit am meisten beschäftigt mit der Errichtung des St. Stephans-Ordens. Der Vorwurf, den man ihm gemacht hat, als sey es ihm bei dieser Schöpfung nur darauf angekommen, den letzten Ueberrest republikanischer Gesinnung aus den Gemüthern der Florentiner zu vertreiben, kann nur von solchen herrühren, welche nicht erwegen haben, wie viel, in diesen Zeiten, die Küsten des mittelländischen Meeres von den Raubzügen und Verwüstungen afrikanischer und türkischer Corsaren zu leiden hatten. Der größere Umfang des Herzogthums vertrat sich mit einem Minister-Justizrat, der Geist der Zeit war nicht entgegen; und sollte der Handel des Herzogthums mit einiger Freiheit geführt werden, so bedurfte es einer Marine, wie schwach diese in ihrem ersten Anfange auch seyn mochte. Den Pabst wagte der Herzog zur Unterstützung seines Unternehmens zu bestimmen. Die Statuten des Ordens wurden von Zerello entworfen. Sich selbst machte Cosmo zum Großmeister. Der Orden bestand, wie der Malteser-Orden aus Rittersn, Capellanen und dienenden

Erhöhen. Der Herzog schenkte ihm ganz vollständig ausgerüstete Galeeren, und zum Admiral ernannte er den nachlichen Sohn des Herzogs Alessandro, jenen Gaudio de' Medici, dessen oben Erwähnung geschehen ist, einen jungen Mann, der, für den geistlichen Stand erlogen, durch seine Einsichten und seine Entschlossenheit gleich nützlich zu werden versprach.

Cosimo hatte seit acht und zwanzig Jahren unter beständigem Entwerfen das Staatsgeschäft geleitet; und wie wohl er noch nicht volle acht und vierzig Jahre zählte, so fühlte er doch eine solche Abnahme seiner Kräfte, daß er sich nach Ruhe sehnte. Dazu kam, auf der einen Seite, der Ekel vor Beschäftigen, der sich bei allen Selbstherrschern, die nicht mit außerordentlichen Kräften ausgerüstet sind, einstellt; auf der andern, der sehr vernünftige Wunsch, einen würdigen Nachfolger vor menschlichen Angriffen zu bewahren und allmählig in die Regierungshand einzuleiten. Entschlossen, dem Erbprinzen Francesco die Verwaltung des Innern zu überlassen, überlegte er nur noch bei sich selbst, welche Stellung er zu nehmen habe, um sein Ansehen unter allen Umständen zu behaupten. Die Entscheidung erfolgte den 1. May 1564 unter folgenden Bedingungen: der Herzog behielt erstlich, den Titel und die höchste Macht über alle seine Staaten, und die ausschließende Verwaltung des Markgrafschafts Castiglione della Pescaia; zweitens, die Wahl des Admirals, des Oberfeldherrn, sammtlicher Subaltern-Officiere und des Gouverneurs von Siena; drittens, das Eigenthum und den Mißbrauch von allen Mediceischen Gütern; viertens, alle

Einkünfte von Siena nach Abzug der Verwaltungskosten, die Einnahmen von Pietrasanta und alle Einkünfte dieses Capitanats; ferner, die Vertheilung aller Pächte und Landhäuser, und die Zinsen von den in und außer dem Herzogthum angelegten Capitalien. Dies waren die Hauptbedingungen. Es kamen aber noch manche andere hinzu, welche theils die Mitglieder der herzoglichen Familie, theils die Fortsetzung angefangener Unternehmungen, z. B. den Ausbau des Palastes Pitti, betrafen. Der Erbprinz nahm den Charakter eines Regenten an, und ließ sich, als solchem, in beiden Staaten huldigen. Eodemo zog sich aus der Hauptstadt auf das Land zurück. Zwischen ihm und seinem Sohn wurde Concino als Minister gestellt; und da Concino es mit einem müden Vater und einem folglosen Sohn zu thun hatte, so war wohl nicht nachtheiliger, als daß das Staatsruder hauptsächlich in seine Hände gerieth.

Der Regent war in jeder Hinsicht seiner verstorbenen Mutter ähnlicher, als seinem Vater. Unter Spaniern aufgewachsen, am Hofe Philipps des Zweiten unter der Leitung des Herzogs von Alba ausgebildet, und dem spanischen Interesse aus Neigung ergeben, konnte er für einen vorzüglichen Spanier gelten. Es fehlte ihm nicht an Kenntnissen, es fehlte ihm noch weniger an richtiger Beurtheilung; allein seine Begierde nach Vergnügen und Sinnengenuß gab dem Ausschlag über jede Fähigkeit und Tugend, und machte ihn ungeschickt in den Verrichtungen eines unumschränkten Regenten, der, weil er einmal Alles sehen will, es am wenigsten an

anhaltender Thätigkeit fehlen lassen darf. Durch sich selbst zu einem schrankenlosen Vertrauen gegen seine Minister hin neigend, konnte er nur durch das Ansehen seines Vaters verhindert werden, sich gleich im ersten Anfange seiner Verwaltung zu vernachlässigen. Je leichter ihm die Verfassung wurde, desto mehr zettelte er den Schrein; doch gleich nach seines Vaters Tode zeigte sich, daß er nicht geeignet war, die Rolle Cosmo's fortzusetzen und den toscanischen Staat seiner großen Bestimmung, den Kern für die Einheit Italiens zu bilden, näher zu bringen.

Cosmo hatte kaum entsagt, als die Corsen ihn ersuchten, ihr König zu werden. Dies war eine Folge der großen Bedrückungen, welche die Genueser auf Corsica ausübten: Bedrückungen, welche schon vor längerer Zeit eine Empörung zu Wege gebracht hatten. Cosmo war nicht abgeneigt, einen solchen Antrag anzunehmen. Jedoch bedurfte es dazu, außer der Genehmigung des Papstes, auch der Einwilligung des Königs von Spanien; und man erzählt leicht die Bedin-
de, welche der letztere hatte, den Herzog von Toscana nicht zu vergrößern. Um ihn von allen ehrsüchtigen Entwürfen abzuhalten, gebrauchte Philipp das Mittel, ihn in den Krieg zu verflechten, den er gerade mit den Niglitzen führte. Nicht weniger als zehn Galeren mußte Cosmo zu diesem Kriege hergeben, und die Kosten, welche dieser Beitrag verursachte, waren groß genug, ihn von jeder anderen Unternehmung abzuscheiden.

Wird der Winter hätte indeß nicht auf, den Herzog von Toscana mit seinem Wohlwollen zu besänftigen.

Da es ihm mit dem Königsrath, den er ihm Anfangs hatte geben wollen, nicht gelungen war: so verlangte er jetzt, daß Leoimo sich entschließen sollte, den Titel eines Erzherrzogs von ihm anzunehmen. Das Verhältniß, worin der toscanische Hof mit dem Erzhause Österreich stand, schien eine Erhöhung des Titels nothwendig zu machen, während die Herzoge von Toscana unter den übrigen Herzogen Italiens so hoch hervorstachen, daß der Unterschied durch irgend eine angemessene Benennung begründet werden mußte. Aus diesem doppelten Grunde hatte Leoimo gar keinen Vorwand, den Vorstoß des Papstes nicht einzuräumen. Von Seiten des deutschen Kaisers schien keine Einwendung möglich; denn nicht genug, daß die Erzherzogin Johanna förmlich mit dem Erbprinzen von Toscana versprochen war, hatte sich der Kaiser, im Kampfe mit den Weiraden von Sichenbürgen, auch geschäftig geübt, den Belohnungsstand Leoimo's anzusprechen, und dieser hatte nicht ermangelt, der Verlegenheit Maximilians durch ein Darlehn von zweimal hundert tausend Ducaten abzuhelfen, von welchem die Hälfte auf der Stelle gezahlt war, die andere Hälfte aber nach drei Monaten in Vorschlag gezahlt werden sollte. So gewonnen, war der deutsche Kaiser nicht abgeneigt, den geforderten Titel zu bewilligen. Indes bedurfte es in einer so wichtigen Sache nicht bloß der Zustimmung der übrigen Erzherzoge, sondern auch der Einwilligung des Königs von Spanien; und indem auf der einen Seite die Canoniker, als Vertheidiger der Rechte des Papstes, auf der andern die Regenten, als Vertheidiger der Rechte des Kaisers,

sich in's Spiel mischten, wurde eine, an und für sich sehr einfache Sache bald so verwickelt, daß ihre Entscheidung sich noch mehrere Jahre verzögerte, und Cosmo erst in seinem letzten Lebensjahre den Titel — nicht eines Erzhertogs (denn diesen wünschte das Haus Oesterreich für sich zu behalten), sondern den eines Großherzogs von Toscana erwarb. Pius der Vierte war inzwischen gestorben, und Cosmo verdankte seinem Nachfolger den gewünschten Titel.

Pius starb um eben die Zeit, wo die Erzogin Johanna als Gemahlin des Prinzen-Regenten von Toscana ihren Einzug in Florenz hielt. Dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, daß Cosmo's Freude über die Verbindung seines Sohnes mit einer Prinzessin aus dem Hause Habsburg vermindert wurde; seine ganze Aufmerksamkeit war auf die neue Papstwahl gerichtet. Nach seinem Plane sollten alle Cardinäle, welche vornehmen Häusern angehörten, aufgeschloffen seyn, und die Wahl entweder auf den Cardinal Richi, eine Erbschaft Julius des Dritten, oder auf den Cardinal Riccio fallen, der um diese Zeit Gouverneur von Siena war; so lautete der Auftrag, welchen der Cardinal Borromeo und der Minister Coscino bei ihrer Abreise nach Rom erhielten. Beide thaten, was in ihren Kräften stand, den Wunsch des Herzogs zu befriedigen. Doch das, was jene von ihnen in Vorschlag gebrachten Cardinäle, gegen die Erwartung Aller hervorhob, setzte sie in dem Urtheil der Feinde des Hauses Medici zurück; und eine längere Zeit hatte es das Ansehen, als ob der Cardinal Farnese, von Spanien und Frankreich gleich sehr begün-

stigt,

sigt, den Sieg davon tragen würde. Endlich vereinigten sich alle Stimmen für den Cardinal Alessandrino. In Vissano im Gebiet von Vigevanato von Eltern niedrigen Standes geboren, hatte er als Knabe im Dienste eines Gutsherrn von Eide Weiden gehütet; und, als Pächter in den Dominikaner-Orden aufgenommen, war er, vermöge seines Fleißes und der Strenge seiner Sitten, zum Rath der römischen Inquisition befördert worden. Von diesem Punkte aus hatte er sich unter Paul dem Dritten den Weg in das Cardinals-Collegium gebahnt. Als eifriger Vertheidiger dieses Papstes in ganz Italien bekannt, führte er den Tadel Bruder Michel von der Inquisition. Seine Erhebung auf den St. Petersstuhl erregte nur Schrecken. Aus Gefälligkeit für den Cardinal Borromeo ließ er sich Pius der Fünfte nennen. Der Papst war unzufrieden mit der Wahl. Was ihn allein beruhigte, war, daß er die Bemerkung der vornehmeren Cardinale vereitelt hatte; mit einem Emporkömmling, wie Pius der Fünfte war, glaubte er, fertig werden zu können.

Die Päpste dieser Zeit hatten dem Eroberungsgeiste entsagt, der ihren Vorgängern eigen gewesen war. Der Macht Philipps des Zweiten nicht gewachsen, und auf der anderen Seite von dem Protestantismus bedröhet, suchten sie keinen andern Beruf, als sich an einen Monarchen anzuschließen, der sich in seinem Eifer für die Inquisition, und in der That, wenn er die Juden in Aragon, die Muselmänner in Granada und die Protestanten in Flandern niedermachen ließ, als den ersten Sohn der Kirche zeigte. Wie können sie hinter

ihm zurückbleiben können in Verfolgung der Selbstfreiheit, von welcher sie unendlich mehr zu befürchten hatten, als die Könige! Ohne noch länger für die Vergrößerung ihres Staates zu arbeiten oder unabsehbaren Verwandten vorübergehende Vorteile zuwenden, dachten sie nur darauf, wie sie die Einheit der Kirche vertheidigen wollten; und so geschah es, daß sie mit ihren Schätzen und mit den Soldaten der Kirche Al- ba's Hülfszüge in den Niederlanden, die Unternehmungen der Sigissten in Frankreich, und die Kriege gegen die Türken unterstützten, so daß man noch einmal christliche Regionen an den Ufern der Seine und des Rheins, und selbst an den Gestaden von Egypten und Klein-Asien erblickte; denn Marc-Antonio Colonna hatte einen wesentlichen Antheil an dem Siege von Lepanto, den D. Juan d'Austria über die Muselmänner davon trug.

Unter einem Papste, welcher, so viele Jahre hindurch, Inquisitor gewesen war, mußte das Glaubens-Tribunal mehr als je in Thätigkeit kommen. Wer immer in dem Verdachte der Ketzerei stehen mochte, wurde eingekerkert und unerbittlich gerichtet. Von Seiten der weltlichen Fürsten Italiens herrschte der Wahnsinn vor, daß die Vorgänge, welche sie in der Gesellschaft genossen, am meisten durch das Kirchenbann geschützt würden; und je mehr sie zur Willkür und zum Despotismus haneigeten, desto mehr wünschten sie, beides durch ein angeblich göttliches Gesetz rechtfertigen zu können. Cosmo machte in dieser Hinsicht keine Ausnahme von den Andern; ja es ist zu glauben, daß er, von dem Verstande der ehemaligen Republikaner befreit, in

der Uebuldsamkeit manche Fürsten übertraf, welche nicht in demselben Grade, wie Er, neue Gassen waren. Wie es sich auch damit verhalten mochte, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er, um Preis den Fürsten für sich zu gewinnen, einen Mann aufopferte, der ein Freund seines Hauses war, und den er, als solchen, aus allen Kräften hätte beschützen sollen.

Dieser Mann war Pietro Carnesecchi. Aus einer der angesehensten Familien des florentinischen Freistaats entsprungen, hatte sich Carnesecchi zu allen Zeiten als einen Anhänger des Hauses Medici betheiligen. Als Schreiber hatte er Clement dem Siebenten gedient, und sich dadurch ein nicht unbedeutendes Eigenthum im Kirchenstaate erworben. Nach dem Tode dieses Papstes, des längeren Aufenthalts in Rom überdrüssig, bereiste er die Städte Italiens, um die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Gelehrten zu machen; denn er selbst war ein gelehrter Mann, und besaß mit einer gewissen Kenntniß die griechische und römische Sprache das Talent der Rede in einem sehr hohen Grade. Was er am päpstlichen Hofe gesehen und gehört hatte, konnte ihn nicht mit der Achtung erfüllen, welche dieser Hof — zwar nicht in Rom, aber von nahen und fernem Staaten, forderte; und da sein Jahrhundert das der Repetition war, so läßt sich leicht nachsehen, daß er im Umgange mit Freunden nicht zurückfiel. Hiervon unterrichtet, sagte ihn die römische Regierung sogleich als einen Überdänigen in's Auge; und Carnesecchi hatte Mühe, sich ihren Verfolgungen dadurch zu entziehen, daß er sich nach Frankreich begab.

Von der Königin beschützt, entging er dem Verdict, den ihm die römische Inquisition zu machen gedachte. Von 1552 an lebte er fünf Jahre hindurch in Venedig, Anfangs ruhig, in der Folge, weil man seinen Aufenthalt in Italien ausgemerkt hatte, von der Aufsehung geführt, daß er sich vor das römische Inquisitionssgericht stellen sollte. In dieser Verlegenheit nun wendete er sich an den Herzog Cosmo; und dieser mußte die Sache dahin zu vermitteln, daß Carnesecchi unter einem so herrschsüchtigen Papste, wie Paul der Dritte war, den Händen des Bruders Michel entrann, der sich in ganz Italien furchtbar gemacht hatte. Unter der Regierung Paul des Dritten brachte Cosmo es sogar dahin, daß Carnesecchi nach Rom gehen konnte, um sich loszusprechen zu lassen; er kam im Jahre 1561 von da zurück, von jedem Mord freigesprochen und als ein guter Katholik und gehorsamer Sohn der Kirche anerkannt. Seit dieser Zeit lebte er in Florenz, geschätzt von den Großen dieser Stadt, geachtet sogar von dem Herzoge Cosmo, der seine Annehmung liebte. Er hatte ein Alter erreicht, worin man, gleichgültiger gegen Thorheiten, der Wirklichkeit vergibt, daß sie der Thier nicht entspricht. Inseß hatte Paul der Dritte nicht vergessen, daß Carnesecchi ihm entschlüpfte war; und da ein Geistlicher, Namens Pietro Salido, aus Camminita, ein vermeinter Freund Carnesecchi's, den Händen der Inquisition entronnen war, und man den Verdacht hegte, daß ihm die Flucht nur mit dem Beistande Carnesecchi's habe gelingen können: so wendete sich aller Wuth des römischen Hofes auf's Neue gegen den bernes Lebzeltenden.

nen, und Pius der Fünfte verlangte seine Auslieferung, als einen ersten Beweis von der Gefälligkeit Cosmo's. Es war gewiß nicht schwer, sich einer solchen Forderung zu fügen. Doch Cosmo, sey es um jeden Verdacht eigener Abergerei von sich abzuwenden, sey es um seine Zwecke durch den Pabst desto leichter zu erreichen, gab den Unglücklichen Pius, dessen einziges Verbrechen der Unglaube an die Unfehlbarkeit des Pabstes war. Nach Rom entführt, mußte Cosmo sechs neun Monate in den Kerker der Inquisition schmachten, ehe sein Proceß entschieden wurde. Da der Pabst diesen langen Zeitraum keinen Schritt für ihn that, so hielt er es nicht der Mühe werth, sich gegen die Beschuldigung der Abergerei zu vertheidigen. Wegen vier und vierzig irriger Meinungen verurtheilt, wurde er, in einem mit Flammen und dem Todeskessel bemalten Eisen-Kittel, dem weltlichen Arm überliefert; und nachdem seine Hinrichtung noch auf zehn Tage verschoben und seine Bekehrung durch einen Kapuziner vergeblich versucht war, ließ ihn der Pabst den 3. Oct. 1567 aufschneiden und dann verbrennen. So wurde im sechzehnten Jahrhunderte mit dem Menschenleben gespielt; so wenig mußten die Fürsten in diesem Zeitraum ihr Verhältniß zur Gesellschaft, und in demselben ihre Bestimmung, zu finden!

Für den Herzog Cosmo selbst folgte die Strafe der That auf den Thron. Befreiet von einer Gluth von Geschäften, welche ihn, während seiner Minorität, in den Schranken der Ehelosigkeit erhalten hatte, ergab er sich der Leidenschaft für Eleonora Adliger; und seine

Gefäßigkeit für dieß eben so schön als geistreiche Mädchen war so groß, daß in dem Regenten der Verdacht entstand, sein Vater könne sich zu einer zweiten Heirath entschließen. Durch einen Kammerdiener von der Schwelche des Herzogs unterrichtet, wagte der Sohn, dem Vater darüber Bescheid zu machen. Dieser gerieth darüber in eine solche Wuth, daß er den schwaghafsten Kammerdiener erschloß. Dies alles hatte die Folge, daß der Herzog, um den Bemerkungen der Florentiner zu entgehen, sich aus seiner eignen Hauptstadt verbannte und in der größten Zurückgezogenheit auf seinem Landhause lebte. Mit Eleonora Albizzi lebte er nur, bis sie ihm einen Sohn geboren hatte, den man Don Giovanni nannte. Von jetzt an der Geliebten überdrüssig, vermählte er sie mit Carlo Panciatichi, nicht ohne sie herzlich auszusatten, doch ohne jemals die Ruhe wiederzufinden, die er in ihrem Umgange durch die Ermordung seines Kammerdieners verloren hatte. Bald wurde Caracacci noch mehr geliebt.

In allen Zeiten war die Unumschränktheit ein Freibrief für die Fürsten; und wenn darüber das Wohl der Regenten aus der Acht gelassen wurde, so litten die häuslichen Verhältnisse der Fürsten selbst noch mehr durch die Hinnwegsetzung über Ehre und Gehör. Der Regent Francesco, dessen Vermählung mit einer österreichischen Erbherzogin recht eigentlich darauf berechnet war, dem Hause Medici gelbten Glanz zu geben, lebte mit seiner Gemahlin in einer Spannung, die nur der Tod beendigen konnte. Alle seine Neigungen, sein ganzes Herz war einer Abenteuerin hingege-

ten, die ihn zu ihrem Spielwerk machte. Diese war Bianca, die Tochter eines venetianischen Edelmanns, Namens Bartolomeo Capello. Im Jahre 1563 mit einem Handelsdiener, Namens Pietro Venetianeri aus Venedig entflohen und von ihren Verfolgern verfolgt, langte sie mit dem Winter in Gloggnitz an, wo es ihr nicht schwer wurde, den Schatz des Prinzen Francesco zu einer Zeit zu finden, wo sein Vater noch an der Spitze der Regierung stand. Bianca lebte, und sich in sie verlieben, war für den jungen Fürsten Luis; und Venetianeri war leicht für ein Verhältniß gewonnen, das ihm vortheilhaft zu werden versprach. Das Verhältniß aber dauerte fort, nachdem die Erzhertogin Francesco's Gemahlin geworden war; ja es gewann an Innigkeit und Stärke durch den Widerstand, welchen die Erzhertogin bildete. Wie sehr sich auch die Zeiten seit etwa 70 Jahren in Italien verschlimmert hatten, so war das Urbild der Einsidigkeit doch nicht so sehr verschwunden, daß eine werdende Dynastie, selbst wenn sie sich zur Zurückberufung desselben nicht aufgelegt fühlte, dem schwachen Herrscher zu trogen berechtigt gewesen wäre; nicht der Verstand, sondern nur der Ahnemann konnte diese Berechtigung geben. Für die Gemahlin des Regenten wurde die Verbindung, worin Francesco mit Bianca lebte, eine unverfälschte Quelle der Schmerzen: die Schwermuth, die sich ihrer bemächtigte, gewann die Ueberhand; ein stiller Kummer verzehrte sie, und ohne Verwehen gegen die Töchter, wie gegen alles, was mit ihrem Gemahl in Verbindung stand, gab sich die unglückliche Frau dem Daut-

schien in ihrem Befolge so rücksichtslos hin, daß sie sie die ganze Dauer ihres Lebens eine Fremde unter Familiens blieb. Vergnügt ermahnte der Schwiegervater sie zur Geduld und Nachsicht; da er nicht den Muth hatte, seinem Sohne die Mahnung für die gute Seite als die erste aller Regimentspflichten einzuschärfen, und ihn höchstens warnte, sich seiner Leidenschaft nicht blindlings zu überlassen: so blieb alles in dem gewohnten Gleise; und die letzte Folge dieses Mißverhältnisses war, daß, während Francesco und Bianca ein Gegenstand ergieblicher Unterhaltung für ganz Italien wurden, die Erzherzogin sich in Eifersucht und Kummer auflöste. Nach dem Tode des Großherzogs brach gegen Francesco eine Verstoßung aus, die, obgleich durch Hinrichtungen gedämpft, nur allzu deutlich zeigt, wie wenig es dem Sohne Cosmo's gelungen war, die sich Achtung und Liebe der Florentiner zu erwerben; und eben diese Verstoßung war, wie wir weiter unten sehen werden, nur das Ergebniß seiner unfruchtlichen Liebe für Bianca.

Die Zurücksetzung, welche die Erzherzogin am toscanischen Hofe erfuhr, konnte das Behnollen ihres Bruders, des Kaisers Maximilian, für das Haus Medici nicht vermehren; und da der Streit über den Vorrang zwischen diesem Hause und dem von Este noch immer fortdauerte, so war es sehr natürlich, daß Maximilian der Freie, um seinen Unwillen über die Behandlung seiner Schwester auf irgend eine Weise an den Tag zu legen, den Herzog von Ferrara zu begünstigen begann. Nach dem Wunsche des Papstes sollte

der Kaiser den obwaltenden Streit entscheiden; nicht wohl nicht als Kaiser, sondern als Oberhaupt des Erzhauts Oesterreich. Im Grunde hieß dies die kaiserliche Würde in der Person Maximilian befestigen; doch dies konnte ein tüchtiger Papst des sechzehnten Jahrhunderts wagen, ohne das Mindeste befürchten zu dürfen: denn die Mehrheit der Päpste betrachtete noch immer die Religion als einen Kappjamm für die große Menge. Was in sich eine Kleinigkeit war, wurde durch Familienzwist noch und noch zu einer um so wichtigeren Sache, da die Schriftsteller sich das Spiel mischen und das Für und Wider mit gewohnter Schmeicheleigebietend machten. Bald war in ganz Italien von nichts Anderem die Rede, als von den Ansprüchen der Herzoge von Toscana und Ferrara auf den Verrath, und die Erleichterung dieses Gegenstandes mußte dem Herzoge Cosmo um so unangenehmer werden, je unbeschwieblicher man seine Abkunft, die Beschäftigung seiner Vorfahren, kurz die Geschichte seines Hauses, zur Sprache brachte.

Da Maximilian noch immer jünger, der Zeitpunkt aber, welchem Pius der Fünfte ihm schickte hatte, verfließen war: so drang Cosmo darauf, daß der Papst den Streit dadurch zur Entscheidung bringen sollte, daß er ihm den Titel eines Großherzogs gäbe. Seine Verdienste nun, welche sich Cosmo durch die Festsetzung Carneschi's, durch die Unterdrückung der lutherischen Partei in Frankreich, durch die Bekämpfung der Eerthaber des mittelalterslichen Mores u. s. w. um den päpstlichen Stuhl erworben hatte, erlaubte dem Papste nicht, Cosmo's Forderung zurückzuweisen. Dazu

ten, daß in eben dieser Forderung dem Oberhaupte der christlichen Kirche eine erfreuliche Gelegenheit gegeben war, einen Autoritäts-Beruch durchzuführen. Es handelte sich nicht um eine Belehrung; denn das Principium Ecclesiae konnte in seinem Betracht für ein päpstliches Recht gelten. Aber es handelte sich um die Ehre, eine weltliche Würde zu erheben; und diese Ehre mochte Pius der Fünfte eben so ungern von sich werfen, wie Leo der Dritte, als er im Jahre 1500 den Franken-König Karl zum abendländischen Kaiser schuf. Es wurde also im Rath des Papstes beschloffen, daß Ername des Roms eines Großherzogs von Toscana erhalten sollte. Den 24 August 1569 unterzeichnete Pius der Fünfte sein Motuproprio, und der päpstliche Bulle, welche die Stelle des Diploms vertrat, gewährte eine königliche Krone mit der Inschrift Beneficio Pii V. Pont. Max., mit der Beschränkung, daß sie sich von dem Krone Spaniens, Frankreichs und des deutschen Kaisers unterscheiden, und, in Streifen auflaufend, vorn mit einer rothen Zille, dem Wahrzeichen der Republik, gezieret seyn sollte. Bestimmlich bestimmte diese Bulle, daß der neue Großherzog den Rang vor allen Herzogen und Fürsten, die Könige allein ausgenommen, haben sollte. Als die Bekanntmachung der Bulle wurde der Zeitpunkt abgewartet, wo in Frankreich die Katholiken einen Sieg über die Protestanten davon getragen hätten; denn für einen Papst konnte es nichts Erfreulicheres geben, als eine Niederlage der Hugenotten; weil, wenigstens dem Anscheine nach, seine Herrschaft dadurch befestigt wurde. Ein Prospect des Papstes war

der Überbringer der Bulle, die, nach seiner Salust in Veron, unter Trompeten-Klang bekannt gemacht wurde. Der Titel des Großherzogs war von diesem Augenblick an: durchlauchtige Hoheit; und wenn die Föderaten bisher größere Steuern bezahlt hatten, damit die kaiserliche Exzellenz (der Titel für alle italienischen Herzoge) werden möchte, so sahen sie sich durch die durchlauchtige Hoheit nicht erleichtert.

Zwischen dem neuen Großherzoge und dem Papste wurde verabredet, daß die Krönung in Rom geschehen sollte. In diesem Entschlusse begab sich Cosmo I. im Februar des Jahres 1570 nach der Hauptstadt des Kirchenstaates. Einem Range gemäß empfangen, wurde er den 14. Febr. mit großem Gepränge in den Saal der Könige geführt, wo ihn der Papst in dem vollen Consistorium der Cardinale erwartete. Als die erste Begrüßung geschehen war, erhielt er einen Sitz zur Rechten des Papstes: eine Auszeichnung, welche den Ansehen aufstell. Die kaiserliche Gesandtschaft in Rom, an deren Spitze der Graf Prospero d'Arce stand, protestirte zwar gegen die Krönung; doch wider der Papst noch der Großherzog nahmen davon Kunde: jener nannte die Protestation einen falschen Schritt, welchen der Kaiser bereuen werde; dieser begnügte sich zu sagen, es würde sich nicht für ihn schaden, den Schiedsrichter zwischen Papst und Kaiser machen zu wollen. Die Krönung erfolgte den 5. März in der St. Peterkirche. Auf dem Wege dahin überreichte der Graf von Arce eine schriftl. Protestation; doch, ohne sich dadurch abhalten zu lassen, begab sich der Papst in den Saal des

Congressorium, wo ein und dreißig Cardinäle versammelt waren. Hier stellte sich ihm der Großherzog im Haupteichnend dar; und nachdem die Begrüßungen vorüber waren, ging der Pabst in die sogenannte Julius-Capelle. Auf dem Wege dahin trug der Großherzog die Schleppe des Pabstes. Als Pabst sich niedergelassen hatte, nahm Caden seinen Sitz zwischen den beiden letzten Cardinälen von der Priesterordnung. Es wurde die Messe gelesen, und nach der Epistel stellte sich der Großherzog vor den Pabst, und leistete für sich und seine Nachfolger dem Heil der Kreuz und des Scharfens gegen den heil. Stuhl. Hiernach überreichte Antonio Solenne die Krone, welche der Pabst unter den äolischen Gebeten dem Großherzoge aufsetzen. Das Cerimonie richtete Pacha Giordano Orsini, und es wurde mit gleicher Freundschaft eingehändigelt. Der Pabst legte sodann den Großherzog auf die rechte und linke Wange, und Beide begaben sich auf ihre Sitze zurück. Die Messe wurde fortgesetzt und beim Officium überreichte der Großherzog einen Reich und köstliche Gewänder. Der Pabst segnete mancher die goldene Kiste, womit er dem Großherzog in vollem Congressorium ein Geschenk machte; und nachdem auf diese Weise die Freundschaft herabgelegt war, begab sich der Großherzog, die Krone auf dem Haupte, die Kiste in der Hand, unter der Begleitung aller Cardinäle in seine Wohnung zurück.

Wonach der Großherzog seit dem Frieden von Chartran-Landrecht gestrichet hatte, war jetzt erreicht. Nachdem seine Feinde und Räuber gegen das Geschehene eintranden, was sie wollten: der Pabst vertrat es mit

dem ganzen Herrschuß von Ansehn, welches er genossen hatte, anerkannt wurde der Großherzog, so gleich von dem Könige von Savoyen, der eine bedeutende Summe angeworben hatte; anerkannt wurde er zugleich von dem französischen Kaise, dessen Herr noch immer Katharina de' Medici war. Der König von Spanien und der deutsche Kaiser, Beide denselben Familien-Interesse ergehen, versetzten sich, den neuen Thron anzuerkennen, wobei der erstere dies nur aus Gütlichkeit für den letzteren that und, nicht lange darauf, den Vermittler machte. Maximilian blieb unerbittlich, so lange Cosmo lebte; und in diesen Zeiten war die Vorstellung, welche man von der Bestimmung des deutschen Reiches hatte, noch so deutlich, daß der Vice-König Peter zu dem Gesandten des Großherzogs sagte: „der päpstliche Staat sey so frei er wolle; denn wir wollen ihm weder seine Freiheit noch seine Privilegien nehmen. Allein, daß er so frei sey, wie Spanien und Frankreich, und daß er als ein getrenntes Glied des Reiches betrachtet werden könnte, das ist nicht wahr, das ist vielmehr eben so falsch, als daß wir Verzicht geleistet haben auf jeden Anspruch des Reiches. Rudolph hat uns nichts vergeben können. Sie müß also der Kaiser in das Verfahren des Papstes einwilligen.“

Während seines Aufenthaltes in Rom suchte der Großherzog jenes Bündniß zu Stande zu bringen, von welchem die Schlacht bei Lepanto das Ergebniß war. Nach seiner Zurückkunft vermählte er sich mit Camilla, der Tochter des Antonio Marimelli; aber diese Vermählung, in der Endo vollzogen, blieb das Geheimniß

der Familie. Die Regierung kam immer mehr in die Hände des Regenten, oder vielmehr der Minister desselben. Cosmo lebte auf seinem Landsitz mit Jagd, Fischfang und Genuß beschäftigt. Er hatte ein Alter von vier und fünfzig Jahren und zehn Monaten erreicht, als ihn der Schlag rührte. Die Kunst der Aerzte vermochte nicht, ein erschöpftes Leben zu verlängern. Er starb den 21. April 1574. Man begrub ihn in dem Familien-Grabsteine der Medici. Sein Tod wurde in Toscana mit der Gleichgültigkeit vernommen, welche eine verlorne Freiheit zu erzeugen pflegt. Von seinen drei Söhnen hatte nur Don Pietro einen Erben männlichen Geschlechts: ein Kind von Einem Jahre, Cosmo genannt. Der Regent war ohne männliche Nachkommenschaft geblieben, und dem Cardinal Don Ferdinando war die Ehe durch seinen Stand verboten. Die Hoffnung der Erbfolge beschränkte sich also auf sehr wenige Individuen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die Verfassungs-Ur- kunde des Königreichs Baiern.

Vergleicht man den gesellschaftlichen Zustand des Königreichs Baiern, so weit er durch ständische und bürgerliche Gesetze geregelt wird, mit dem gesellschaftlichen Zustande, welcher eben diesem Königreiche, in der Gestalt eines deutschen Kurfürstenthums, vor etwa zwanzig Jahren eigen war: so ist es unmdglich, sich gegen die Fortschritte zu verblenden, welche dieser Staat während der Regierung Maximilian Josephs in seiner Entwicklung gemacht hat.

Unstreitig ist diese Entwicklung in der Hauptsache das Werk der französischen Umwälzung und ihrer Wirkungen auf Deutschland, wie auf die übrige europäische Welt; allein, so wie hierin nichts enthalten ist, was einen unbefangenen Beobachter der Weltbegebenheiten befremden könnte: so muß man es unbedingt loben, wenn die Thätigkeit einer Regierung besonders darauf gerichtet ist, alle die Veränderungen hervorzu-
bringen, welche Uebereinstimmung mit benachbarten Staaten sichern; denn hierauf beruhen Glückseligkeit und Frieden.

Nach diesen Gesichtspunkte will besonders die Verfassungsurkunde vom 27. Mai dieses Jahres betrachtet seyn. Wie weit läßt sie in ihren allgemeinen Grundlagen das hinter sich, was die aufgeklärtesten Vaterlandsfreunde Baiern vor etwa dreißig Jahren zu denken wagten! Wie sehr muß ein Weichhaupte erröthen, wenn er den vierten Titel der Verfassungsurkunde liest! Wie bereitwillig wird er bekennen, daß die Zeit seine Erwartungen und Wünsche nicht bloß erfüllt, sondern auch übertroffen hat! Jeder Bauer ohne Unterschied zu allen Civil-, Militär- und Kirchen-Ämtern brausen — die Leibeigenschaft im ganzen Umfange des Königreiches abgeschafft — wagnissez Proben in gemessene verwandelt und als solche abkündet — ein bestimmtes Verbot, Jemand seinem irdentlichen Richter zu entsprechen, oder anders, als in den durch die Gesetze bestimmten Formen und Fällen, zu verfolgen — vollkommene Gewissensfreiheit für Jeden, und Gleichstellung der im Königreiche bestehenden christlichen Kirchengesellschaften im Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte — Unterordnung des kirchlichen Systems unter das politische, so weit das oberhöchste Schatz- und Aufsichtungs-Recht eintritt — die Kirchen und die Christen in ihren bürgerlichen Handlungen und Verfügungen, wie auch in Hinsicht des ihnen zustehenden Vermögens, den Befehlen des Staats und den weltlichen Gerichten unterworfen — die Theilnahme an den Staatslasten ausgedehnt auf Alle, ohne Ausnahme irgend eines Standes, und ohne Rücksicht auf vormals bestehende Befreiungen — die Pressfreiheit nach dem Beschlusse

mungen eines besonderen Evidenz getreut, alle Baiern ohne Unterschied zum Kriegesdienste und zur Landwehr verpflichtet — die Auswanderung in einen andern Bundesstaat, sogar der Eintritt in die Civil- und Militärdienste desselben, gestattet, sobald die gesellschaftliche Verbindlichkeit gegen das Vaterland erfüllt ist — Verpfechtung der höchsten Gewalt auf Vermögens-Confiscationen, den Fall des Ueberlaufs ausgenommen: — Alle diese allgemeinen Verfügungen athmen, als Grundlagen der neuen Verfassung, einen Geist, den man achten und ehren muß; einen Geist, der die Würdiger des neunzehnten Jahrhunderts besänftigt; einen Geist, der, früher nicht vorhanden, die Fortschritte des menschlichen Geschlechts in Erkennung des Wahren und Gerechten bestätigt, und die Möglichkeit einer sichern Grundlage der Sittlichkeit in den Einrichtungen der Gesellschaft verheißt.

Wie unbedingt achtungswerth aber alle diese Verfügungen auch seyn mögen, so machen sie doch nicht das Wesentliche der neuen Verfassungsschande aus. Dieses beruht vielmehr auf der Einführung einer Volksvertretung unter der Benennung einer Ständeverversammlung. Baiern, in den letzten Zeiten eine unumschränkte Monarchie, verändert seine Regierungsform, indem es die gegenwärtige Kraft in sein politisches System aufnimmt, und folglich die Bildung seiner Gesetze einem Verfahren unterwirft, das von dem bisherigen durchaus verschieden ist; denn allenthalben, wo es eine Volksvertretung gibt, sie bestche, unter welcher Benennung sie wolle, in Theilnahme an der Herr-

vorbringung der Sache die Hauptbestimmung derselben. Die Frage kann also immer nur sein: ob es dem Urheber der neuen Verfassungsurkunde gelungen sey, Verwaltung und Vollvertretung (Kraft und Gegenkraft in dem Regierungssystem) in ein solches Verhältniß zu bringen, daß der Zweck ihrer Verbindung erreicht wird, und die Einheit der Gesellschaft gesichert bleibt.

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir auf denjenigen Theil der Verfassungsurkunde zurückgehen, worin die Rechte und Pflichten der bayerischen Ständeverammlung bestimmt sind. Aus dem Kapitel von den Attributionen dieser Ständeverammlung muß hervorgehen, was sie leisten kann, wie viel Gutes oder Böses man sich folglich von ihr zu versprechen hat.

Die Ständeverammlung zerfällt, nach der Verfassungsurkunde, in zwei Kammern, nämlich in die der Reichsräthe, und in die der Abgeordneten.

Die Kammer der Reichsräthe ist zusammengesetzt aus den vorstehenden Prinzen des königlichen Hauses, aus den Kronbeamten des Reiches, aus den beiden Erzbischöfen, aus den Mitgliedern der ehemals reichsfürstlichen fürstlichen und gräflichen Familien, als erblichen Reichsräthen, so lange sie im Besitze ihrer vormaligen reichsfürstlichen, im Königreiche gelegenen Herrschaft bleiben, aus einem von dem Könige ernannten Bischofe und dem jetzmaligen Präsidenten des protestantischen General-Consistoriums, endlich aus denjenigen Personen, welche der König entweder wegen ausgezeichneter Dienste, oder wegen ihrer Geburt oder ihres Vermögens zu Mitgliedern dieser Kammer, es sey nun erblich oder lebenslänglich, ernannt.

Die Kammer der Abgeordneten bildet sich aus den Grundbesitzern, welche eine gutherrliche Gerichtsbarkeit ausüben und nicht Sitz und Stimme in der ersten Kammer haben; aus Abgeordneten der Universitäten; aus Geistlichen sowohl der katholischen als der protestantischen Kirche; aus Abgeordneten der Städte und Märkte (Bleden); endlich aus der Klasse derjenigen Eigenthümer, welche keine gutherrliche Gerichtsbarkeit üben. Die Zahl der Mitglieder dieser Kammer richtet sich nach der Zahl der Familien in dem Verhältnisse, daß auf 7000 Familien Ein Abgeordneter gerechnet wird. Von der auf solche Weise bestimmten Zahl, stellt die Klasse der adeligen Grundbesitzer ein Achttheil, die Klasse der katholischen und protestantischen Geistlichkeit ebenfalls ein Achttheil, die Klasse der Städte und Märkte ein Viertel, die Klasse der übrigen Landeigenthümer, welche keine gutherrliche Gerichtsbarkeit ausüben, zwei Viertel der Abgeordneten für die ganze Dauer der Versammlung.

Diese ist auf sechs Jahr bestimmt, so, daß nach Verlauf dieser Zeit eine neue Wahl der Abgeordneten vorgenommen wird. Jedes Mitglied der Kammer der Abgeordneten muß, ohne Rücksicht auf Standes- und Dienstverhältnisse, ein selbstständiger Staatsbürger seyn, das dreißigste Jahr zurückgelegt haben, den freien Genuß eines im betreffenden Bezirke oder Orte belegenen Vermögens besitzen, daß seinen unabhängigen Unterhalt sichert, sich zu einer von den drei christlichen Religionen bekennen, und niemals einer Special-Untersuchung wegen eines Verbrechens oder Vergehens unterlegen haben, wo-

von er nicht plötzlich frei gesprochen werden. Zur glüklichen Conſtituirung der Kammer der Abgeordneten wird die Anweſenheit von wenigſtens zwei Dritttheilen der gewählten Mitglieder erfordert.

Die Kammer der Reichsräthe wird gleichzeitig mit der Kammer der Abgeordneten zuſammen berufen, eröffnet und geſchloſſen. Kein Mitglied der erſten und zweiten Kammer darf ſich in einer Sitzung durch einen Bevollmächtigten vertreten laſſen. Die Vorträge über die Staatſauslagen geſchehen zuerſt in der Kammer der Abgeordneten, und werden dann durch dieſe in die Kammer der Reichsräthe gebracht. Alle übrigen Gegenſtände können nach der Beſtimmung des Königs der einen oder der andern Kammer zuerſt vorgelegt werden; doch darf kein Gegenſtand des den Ständen angemessenen gemeinſchaftlichen Wirkungskreiſes von einer Kammer allein in Beſtandung gezogen werden und die Befugung einer gütlichen Einwilligung der Stände erlangen. Nur über Gegenſtände, die zu ihrem Wirkungskreiſe gehören, dürfen die beiden Kammern in Beſtandung treten.

Dieſer Wirkungskreis iſt folgender: Ohne den Beirath und die Beſtimmung der Stände des Königsreiches kann kein allgemeines Geſetz, welches die Freiheit der Perſonen oder das Eigenthum der Staatsangehörigen betrifft, erlaſſen, noch ein ſchon beſtehendes abgeändert, aufhörtlich erklart oder aufgehoben werden. Zur Erhebung aller directen, ſo wie zur Erhebung neuer indirecten Steuern, oder zur Erhöhung oder Abänderung der beſtchenden Auflagen erhält der König die Zuſtimmung der Stände; und zu dieſem Endzweck wird den

Ständen nach ihrer Eröffnung die genaue Uebersicht des Staatsbedürfnisses, so wie der gesammten Staatseinnahmen, vorgelegt. Die zur Deckung der vorzuziehenden, besondern und bestimmt vorherzusehenden Staatsausgaben nöthigen Steuern, mit Einschluß des notwendigen Reserve-Fonds, werden jedes Mal auf sechs Jahre bemittelt. Für das Jahr, in welchem die erste Ständerversammlung einberufen wird, dauern die im abgewichenen Staatjahre erhobenen Auflagen fort. Ein Jahr vor Ablauf des Termins, für welchen die fixen Ausgaben festgesetzt sind, alle nach Ablauf von sechs Jahren, läßt der König für die nächsten sechs Jahre den Ständen ein neues Budget vorlegen; und wenn er durch außerordentliche äußere Verhältnisse an dem Versammeln der Stände verhindert werden sollte, so kommt ihm die Befugniß einer Erhebung der zuletzt bewilligten Steuer auf ein halbes Jahr zu. In Fällen eines außerordentlichen und unvorhergesehenen Bedürfnisses und der Unzulänglichkeit der bestehenden Einkünfte zu dessen Deckung, wird dieselbe den Ständen zur Bewilligung der erforderlichen außerordentlichen Auflagen vorgelegt werden. Die Stände können die Bewilligung der Steuer mit keiner Bedingung verbinden. Die gesammte Staatsschuld wird unter die Bewährkennung der Stände gestellt, und ihre Zustimmung ist erforderlich, so oft die zur Zeit bestehende Schuldenmasse im Capitalsbetrage vergrößert wird: eine Vergrößerung, die nur für dringende und außerordentliche Staatsbedürfnisse Statt findet. Dem Ständen wird ein Schuldentilgungsplan vorgelegt, und ohne ihre Zustimmung an dem, von ihnen angenommenen, Plane

keine Veränderung getroffen, noch ein zur Schuldentilgung bestimmtes Gefäß zu irgend einem andern Zwecke verwendet werden. Jede der beiden Kammern hat aus ihrer Mitte einen Commissar zu ernennen, welche gemeinschaftlich bei der Schuldentilgungs-Commission von allen ihren Verhandlungen genaue Kenntniß zu nehmen und auf die Erhaltung der festgesetzten Normen zu wachen haben; in außerordentlichen Fällen aber, wo drohende äußere Gefahren die Aufnahme von Capitalien dringend fordern und die Einberufung der Stände unmöglich ist, soll diesen Commissaren die Befugniß zustehen, im Namen der Stände vorläufig ihre Zustimmung zu diesen Anleihen zu ertheilen, die, nach erfolgter Einberufung, in das Staatsschuldenverzeichnis eingetragen werden. Bei jeder Versammlung soll den Ständen die genaue Nachweisung des Standes der Staatsschuldentilgungskasse vorgelegt werden. Die Stände haben das Recht der Zustimmung zur Veräußerung und Verrentung allgemeiner Einkünfte in ihrer Substanz für andere als ihre ursprünglichen Zwecke, eben so zur Verleihung von Staats-Domänen oder Staats-Renten zur Belohnung großer und bestimmter, dem Staate geleisteter Dienste. In Beziehung auf alle diese, zu ihrem Wirkungsbereiche gehörigen Gegenstände dürfen die Stände dem Könige ihre gemeinsamen Wünsche und Anträge in der geeignetsten Form vorbringen.

Ueber die Wünsche und Anträge jedes einzelnen Abgeordneten entscheidet die Kammer, und die von einer Kammer über solche Anträge gefaßten Beschlüsse müssen der andern Kammer mitgetheilt werden, und kön-

nen sich erst nach deren Bestimmung um die Sanction des Königs bemühen. Es auch in Hinsicht der Anträge, welche aus den Beschwerden von Einzeln oder von Gemeinden über Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte, bei Einer von beiden Kammern eingebracht, entstehen. Der König wird wenigstens alle drei Jahre die Stände zusammenberufen; er eröffnet und schließt die Versammlung in eigener Person, oder durch einen hierzu besonders Bevollmächtigten. Die Sitzungen der Versammlungen dürfen in der Regel nicht länger als zwei Monate dauern, und die Stände sind verbunden, in ihren Sitzungen die von dem Könige an sie gebrachten Gegenstände vor allen übrigen in Berathung zu gehen. Dem Könige steht es jederzeit zu, die Sitzungen der Stände zu verlängern, sie zu versetzen, oder die ganze Versammlung aufzulösen. Die Staatsminister können den Sitzungen beiwohnen, wenn sie auch nicht Mitglieder derselben sind. Jedes Mitglied der Ständeverammlung schwört Treue dem Könige, Gehorsam dem Besche, Beobachtung und Aufrechterhaltung der Staatsverfassung; es schwört auch, daß es nur des ganzen Landes allgemeines Wohl berathen will, ohne Rücksicht auf besondere Stände oder Klassen. Ohne Einwilligung der betreffenden Kammer kann kein Mitglied der Versammlung, während der Dauer der Sitzungen in Verhaft gebracht werden, den Fall der Ergreifung auf frischer That bei begangenem Verbrechen ausgenommen. Eben so kann kein Mitglied für die Sprache, welche es in seiner Kammer geführt hat, anders zur Rede gestellt werden, als in Folge der Geschäftsordnung durch die Versammlung

selbst. Ein Gegenstand, über welchen die beiden Kammern sich nicht vereinigen, darf in derselben Sitzung nicht wieder zur Berathung kommen. Die königliche Entschlieſung auf die Annahme der Reichsstände erfolgt nicht einzeln, sondern auf alle verhandelten Gegenstände zugleich, beim Schluſſe der Versammlung. Der König allein sanctionirt die Gesetze, zu denen die Kammer ihre Zustimmung gegeben hat, und erläßt dieselben mit seiner Unterschrift. Wenn die Versammlung der Reichsstände vertagt, förmlich geschlossen oder aufgelöst ist, so können die Kammern nicht mehr gänzlich berathschlagen, und jede fernere Verhandlung ist ungeschäfflich.

Dies wäre also die Summe der Rechte und Pflichten der bayerischen Volksvertretung oder Ständeverammlung, oder, wenn hier nicht von Rechten und Pflichten die Rede seyn darf, die Summe der Attributionen, welche dieser Versammlung ihren Charakter geben.

Daß hierbei fremde Erfahrungen benutzt worden sind, versteht sich ganz von selbst; denn es ist unumgänglich, über einen Gegenstand dieser Art *a priori* so im Klaren zu seyn, daß man alle Fälle vorhersehe, die sich in dem Verhältniß der Vertretung zur Verwaltung darstellen können. Im Ganzen genommen muß zwar der Charakter der Vertretung dem der Verwaltung entgegengesetzt seyn, weil nur auf diese Weise eine Ergänzung zu Stande gebracht werden kann; doch, wenn es nun darauf ankommt, diesen entgegengesetzten Charakter durch geschickliche Verfügungen zu bilden — wie ließe sich alsdann das Zurückgehen auf fremde Erfahrungen vermeiden! Wir dürfen uns also nicht darüber wundern, daß wir

in der bayerischen Verfassungsurkunde sehr Vieles von dem wiederfinden, was in England seit mehreren Jahrhunderten, und in Frankreich seit einigen Jahren, über denselben Gegenstand ausgesprochen und hergebracht ist.

Wie groß aber auch die Zahl der Uebereinstimmungspunkte seyn möge, welche man in der bayerischen Verfassungsurkunde bei einer Vergleichung derselben mit der britischen Verfassung, oder auch der Charta Ludwigs des Achterhuten, antrifft: so ist doch nicht zu leugnen, daß sie auch ihre Verschiedenheitspunkte hat, und daß diese von einer solchen Beschaffenheit sind, daß die bayerische Verfassung dadurch ihre eigenthümliche Physiognomie gewinnt, und sich höchst wesentlich von anderen Verfassungen unterscheidet. In Großbritannien sowohl, wie in Frankreich, wird die Steuer von den Repräsentanten von Einem Jahre zum andern bewilligt; und die natürliche Folge davon ist, daß die Abgeordneten alljährlich zusammen berufen werden müssen, und daß ihre Versammlung sich über einen bedeutenden Theil des Jahres erstreckt. Im Königreiche Baiern hingegen soll, nach den Verfügungen der Verfassungsurkunde, die Steuer immer auf sechs Jahre bewilligt werden, die Versammlung der Stände hingegen in der Regel nur alle drei Jahre Statt finden, und die Sitzung nicht über zwei Monate dauern. Dies ist sehr auffallend, als daß man sich nicht versucht fühlen sollte, darüber nachzudenken.

Warum gerade diese Abweichung? Worin ist sie gegründet?

Es ist schon oben bemerkt worden, daß der Cha-

rafter einer Vertretung, sofern er durch organische Gesetze gebildet wird, ein ganz anderer sein muß, als der der Verwaltung. So wie bei jener alles auf das Berathen berechnet werden muß, so muß bei dieser alles auf das Handeln berechnet werden. Gedanke und That sind die verschiedenen Pole, um welche sich beide bewegen. Ausbildung des Gedankens ist die Bestimmung der ersten; Verwirklichung des Gedankens in der Handlung ist die Bestimmung der letzten. Beide, in einem Regierungssystem an einander gebracht, können keinen andern Zweck haben, als die Richthmässigkeit der That durch die Richthmässigkeit des Gedankens zu sichern. Die Vermischung wäre vollkommen überflüssig, wenn sich nachweisen ließe, daß die Verwaltung über das, was das Wohl der Gesellschaft ausmacht, nicht irren könne; und eben so überflüssig würde die Verwaltung sein, wenn sich nachweisen ließe, daß zum Handeln nichts weiter erforderlich sey, als Denken und Aussprechen. Eben weil sich weder das Eine noch das Andere darthun läßt, muß die Vertretung neben der Verwaltung stehen; und zwar so, daß beide immer von einander getrennt sind, und sich in ihren Wirkungskreisen zwar berühren, aber nie durchschneiden.

Wie wird aber bewirkt?

Weil im Leben die That über dem Gedanken steht und durchaus über demselben stehen muß, wenn das Leben selbst fortdauern soll: so muß die Vertretung, als beratende Behörde, abhängig seyn von der Verwaltung, deren ewige Bestimmung das Handeln ist. Diese Ab-

Unabhängigkeit aber ist festgestellt, 1) wenn der Fürst das Recht hat, die Stände, d. h. die Mitglieder der Vertretung, zusammen zu berufen, ihre Sitzungen zu verlängern, sie zu vertagen, oder auch die ganze Versammlung aufzulösen; 2) wenn den Abgeordneten die Pflicht obliegt, die von dem Könige an sie gebrachten Gegenstände vor allen übrigen in Betrachtung zu ziehen; 3) wenn die Bewilligung der Steuer an keine Bedingung geknüpft werden darf.

Beyn mehr, beyn weniger!

Wenn nun festgestellt wird, daß die Steuer auf sechs Jahre bewilligt werden soll, daß der Zusammentritt der Abgeordneten nur alle drei Jahre erfolgen kann, und daß die Sitzungen nicht über zwei Monate dauern dürfen: so ist dies nicht bloß überflüssig, sondern auch schädlich. Es ist überflüssig, weil die Unabhängigkeit der Vertretung von der Verwaltung und dem obersten Chef derselben durch jene drei Anordnungen hinlänglich garantirt ist; es ist schädlich, weil durch die hinzugesetzten Anordnungen eine Abhängigkeit entsteht, welche der Freiheit Abbruch thut. Die Vertretung erliegt alldann dem Uebergewichte der Verwaltung. Woher soll die rege Theilnahme an dem Wohl und Weh des Vaterlandes kommen, wenn die Steuer auf sechs Jahre bewilligt werden muß! Wie ist es möglich, bei Abgeordneten, welche nur alle drei Jahre zusammentreten, Kenntniß des Geschäftsganges und des Staatslebens vorauszusetzen! — Wie ist es endlich denkbar, daß eine Versammlung, deren Sitzungen auf zwei Monate beschränkt sind, sich in ihren Zusammun-

nicht übereilen werde, da dies gewissermaßen unterwünscht gewesen ist! Man hat eine neue Kraft bilden wollen; aber man hat den Anfang damit gemacht, daß man diese Kraft lähme. Kein Talent kann sich in ihr entwickeln, keine hochherzige Begeisterung in ihr aufkommen; und, weit davon entfernt, daß die zweite Kammer eine Pfanzschule von Staatsmännern werden könnte, wird sie immer nur der Sammelplatz von Höflingen oder Witzenträgern seyn.

Doch muß noch weiter verfohrt seyn.

Für alle menschliche Verhältnisse, wozu sie irgend eine Stütze in sich schließen sollen, giebt es eine Grundregel, nämlich die, daß die Abhängigkeit gegenseitig sey. Ohne Gegenseitigkeit giebt es keine Freiheit. Allerdings muß die Vertretung von der Verwaltung abhängen. Aber folgt daraus, daß nicht auch die Verwaltung von der Vertretung abhängen dürfe? So wenig, wie es uns scheint, daß, wenn die Verwaltung in ihrem Verhältnisse zur Vertretung durchaus unabhängig bleiben soll, kein Grund vorhanden ist, der das Daseyn der letzteren rechtfertigt. Eine Vertretung also, welche nur das folglose Werkzeug der Verwaltung ist; eine Vertretung, welche, vermöge ihrer Stellung in der Regierung, nicht reagieren kann; eine Vertretung endlich, der es unmöglich gemacht ist, sich zu irgend einer Freiheit zu erheben, weil ihr auf der einen Seite die Belegenheit, auf der andern die Zeit dazu genommen wird — eine solche Vertretung ist in sich selbst durchaus werthlos, und kann, so lange diese Bedingungen ihres Daseyns vorwalten, zu keinem

Wort gelangten. Hilbrecht auf die Verwaltung zurückzuführen, würde ihrer Hauptbestimmung genügen; doch, diese zu erfüllen, sind ihr alle Mittel genommen. Da sich in ihr selbst nichts erreichen kann, so kann sich auch sie auch nichts in der Verwaltung erreichen. Abhängig von dieser, begründet sie keine Gegenabhängigkeit; die Gegenabhängigkeit ist aufgehoben, und die Vertretung steht da, wie ein Rob, das, weil es nirgend eingreift, durchaus nicht als der Maschine nothwendig betrachtet werden kann.

Es ist beinahe unbegreiflich, wie sich der Urheber der bairischen Verfassungsurkunde über die von ihm zu lösende Aufgabe in einem so hohen Grade hat täuschen können.

Wozu bestand die Aufgabe?

Die Erfahrung hat gelehrt, und wird es untrüglich noch vollständiger lehren, daß ein politisches System, in welchem nur die Centrifugal-Kraft wirksam ist, mit Schwäche und Niederlage endigt. Soll nun dem Uebel, das mit dieser Schwäche und Niederlage verbunden ist, vorgebeugt werden: so giebt es kein anderes Mittel, als die Centrifugal-Kraft durch Hinzugabe einer Centripetal-Kraft in den Schranken zu erhalten, die sie nützlich machen. In der Regierung ist die Vertretung die Centrifugal-Kraft, die Vertretung hingegen die Centripetal-Kraft. Beide sollen sich allerdings beschränken. Allein wie muß das rechte Maß der Beschränkung, auf welches hierbei alles ankommt, jemals zum Vorschein kommen, wenn die Verwaltung das Wollen der Vertretung bestimmt, und gebieterisch vorschreibt, wie weit

Es gehen und wo sie anhalten soll! Nicht mit Unrecht hat man die freie Bewilligung der Steuer als die Hauptsache in dem Regierungssystem dargestellt, welches das vertretende oder repräsentative genannt wird; denn hieran knüpft sich zuletzt die ganze Gesetzgebung, weil es unmöglich ist, das Volk abgesondert von der Gesellschaft zu behandeln. Wenn nun gefordert wird, daß die Steuer jedes Mal auf sechs Jahre bewilligt werde, so wird dadurch eigentlich nichts mehr und nichts weniger verlangt, als daß die Verwaltung für diesen langen Zeitraum unbeschränkt bleibe. Dabei läßt sich schwer begreifen, weshalb die Abgeordneten alle drei Jahre zusammenzutreten sollen: denn, da die Steuerbewilligung nur alle sechs Jahre erfolgt, so ist ihr Zusammenkunft keinesweges notwendig; und selbst die kurze Dauer der Sitzungen beweiset, daß der Gesetzgeber ihn für überflüssig gehalten hat. Aus der ganzen Anordnung geht hervor, daß der Gesetzgeber von der Nothwendigkeit der Vertretung in einem gesellschaftlichen Zustande, wie dieser gegenwärtig in dem Kaiserthum Deutschlands ist, nicht die Ueberyzeugung gehabt haben könnte, welche ihn eigen sein mußte, wenn er mit Erfolg Urheber einer besseren Ordnung der Dinge für Bayern werden wollte.

Dies druchtet aber noch wohl deutlicher ein, wenn man die Zusammensetzung der zweiten Kammer etwas schärfer in's Auge faßt. Von der Kammer der Reichsräthe wird Niemand mehr erwarten, als was auch das Oberhaus in Großbritannien, und die Kammer der

Palat in Frankfurt leistet: ihr Daseyn ist nothwendig; aber das eigentliche politische Leben darf nicht in ihr gesucht werden, weil ihre Bestimmung mehr hehrend und erhaltend, als treibend und schaffend ist. Das politische Leben ist vielmehr das Ertheil der Deputirten-Kammer. Wenn nun diese Kammer in Bayern zu einem Theil aus der Klasse der Adligen, zu einem andern Theil aus der Klasse der katholischen und protestantischen Geistlichen, zu einem Theil aus der Klasse der Soldats und Wärter, zu zwei Dritttheilen endlich aus der Klasse der übrigen Landeseigenthümer, v. h. der Bauern, zusammengesetzt ist: so darf man wohl fragen, was den Urheber der Verfassungsstände bewogen habe, diese Zusammensetzung jetzt wieder vorzuschreiben!

Was die Klasse der katholischen und protestantischen Geistlichen betrifft, so hat man Mühe, die Nothwendigkeit ihres Eintrags in die Deputirten-Kammer zu begreifen: als Staatsbeamte sind sie davon ausgeschlossen, wie alle übrigen Beamten; als Eigenthümer kommen sie schwerlich in Betracht; und da das Gebiet der Religionsübung ihnen fremd ist, was alle ihre Verbindnisse es mit sich bringen, in der Deputirten-Kammer lieber zu schweigen, als zu reden, so weiß man durchaus nicht, weshalb der Urheber der bayerischen Verfassungsstände ihnen in der Deputirten-Kammer einen Sitz aufzuheben hat, den sie im britischen Unterhaus und in der französischen Deputirten-Kammer nie gehabt haben. Es ist wahrlich schwer, sich ihre Gegenwart in der Deputirten-Kammer als nützlich zu denken.

Das obenan stehende Viertel adeliger Gutbesitzer ist also zusammengebracht mit einem Viertel aus der Klasse der Erbknechte und Wärfte, und mit zwei Vierteln aus der Klasse solcher Landbesitzthümer, welche keine gutherrliche Gerichtsbarkeit ausüben, wozu nach der Abordnung der Universitäten kommen.

Soll diese Zusammensetzung einen Werth haben, so muß aus ihr hervorgehen, daß sie vorthellhaft sey für die Geltung des Besages, diese störrige Bestimmung einer Volkvertretung. Wer getraut sich aber, dies zu beweisen! Das Einzige, was sich dabei absehen läßt, ist der leichte Sieg der Verwaltung über eine so zusammengesetzte Vertretung. Durch jene Besätze, welche die Bewilligung der Steuer auf sechs Jahre fordern, den Zusammentritt der Versammlung zu einem alljährlichen machen, und die Sitzungen auf zwei Monate beschränken, ward das Übergewicht der Verwaltung über die Vertretung vorbereitet; durch diese Zusammensetzung der Deputirten-Kammer, wird es vollendet. Eine solche Deputirten-Kammer, welchen persönlichen Werth auch jedes ihrer Mitglieder haben möge, ist durch die Verschiedenartigkeit ihrer Bestandtheile, vorzüglich aber durch den Umstand, daß die große Mehrheit aus Personen besteht, die von dem politischen Leben nicht begreifen, selbst über die Möglichkeit, sich nützlich zu machen, hinweg gehoben. Warum denn, wenn es einmal eine Vertretung im Palam geben sollte, dieselbe nicht auf einem ganz andern Wege zu Stande bringen? Warum nicht lieber eine, von der

ab

alten, oder vielmehr eralteten Vertheidigung der Verfassung in Stände ganz unabhängige Wähler fest setzen, durch welche man sich die Theilnahme an dem Wohl und Wehe des Vaterlandes selbst in der Zusammensetzung der Deputirten-Kammer gesichert hätte! Die Erfahrung wird zeigen, daß die bayerische Deputirten-Kammer, gleich einem in der Geburt verunglückten Kinde, nicht zu einem ihrer Bestimmung entsprechenden Leben gelangen kann; und gerade ihre Zusammensetzung wird eine der größten Hindernisse seyn, seinerzeit der besondern Geist dieses Volks, dem man die Schuld ohne Ursache beilegen wird. Denn die Wähler sind allenfalls nur das, was organische und bürgerliche Gesetze ihnen zu seyn erlauben, gerade wie Pflanzen alles durch Luft und Licht sind.

Wollte man gegen das bisher Bemerkte einwenden, es habe sich um nichts mehr und nichts weniger gehandelt, als um die Darstellung einer Stände-Versammlung: so würde sich auf eine solche Entschuldigung oder Rechtfertigung erweitern lassen, daß der Urheber der Verfassungsurkunde das Bedürfniß der Zeit gar nicht erkannt habe. Nur das Wort „Ständerversammlung“ kann man sich gefallen lassen, weil es an und für sich eben so unschuldig ist, wie jedes andere Wort. Soll man aber denselben Begriff damit verbinden, der in jenen Zeiten, wo es wirklich Stände gab, damit verbunden wurde: so muß man dagegen protestiren. Das vierzehnte Jahrhundert läßt sich eben so wenig in das neunzehnte, als dieses in jenes versetzen. Will der König von Bayern (oder auch jeder andere deutsche Fürst)

Ständeverfassungen in dem alten Sinne des Wortes haben, und durch dieselben die gegenwirkende Kraft in seinem Staate bilden: so muß er aufhören zu seyn, was er bisher war, und zu dem Zustande zurückkehren, worin sich seine Vorfahren befanden, als sie noch keine Unterthanen ausübten, als es noch kein umfassendes Verwaltungssystem gab, dem man nicht widerstehen konnte; als der Fürst nur als erster Grundbesitzer oder Edelmann eine Anziehungskraft in sich schloß, und sich glücklich schätzte, wenn er keinen Nebenbuhler im Lande hatte; als noch alles vereinzelt war, und jeder Stand einen Staat für sich aufmachte; als es noch keine Staatsschulden gab; als die Verhältnisse sowohl der einzelnen Eigenthümer, als großer Gemeinden zu dem Fürsten für freie Verhältnisse galten; als die Hütte die Gegenhütte nach sich zog, u. s. w. Wer sieht nicht ein, daß diese Zeit vorüber ist und niemals wiederkehren kann! Wozu also Ständeverfassungen in diesen Zeiten, die über durchaus unfähig sind! Nur das Wort hat und bleiben können; die Sache ist längst todt für uns. Soll die Unähnlichkeit des Wortes über die Verschiedenheit der Dinge täuschen? Tausenderte hindurch hat das Fürstenthum gegen die Macht der Stände angekämpft, ehe es den Sieg davon tragen konnte; und jetzt, wo der Sieg vollendet ist, will man die Miene annehmen, als bejammerte man den Ausgang des hartnäckigen Kampfes? Riesenschritte hat die Verwaltung in der Ausbildung ihres Organismus gemacht; und doch will man das Unsehe gewinnen, als verdamme man diese Riesenschritte, und als sehe man sich nach dem alten Chaos zurück, aus welchem man herbergegangen ist?

Wie gesagt, es läßt sich nichts einwenden gegen die Benennung „Ständeverammlung;“ allein diese Ständeverammlung darf keine andere Bestimmung haben, als welche eine Volksvertretung haben würde. Da nun diese Bestimmung keine andere seyn kann, als die Gegen- oder Contripetal-Kraße in dem Regierungssystem zu bilden, so müssen alle ihr betreffenden Verfügungen einer solchen Bestimmung entsprechen. In dem Repräsentativ-System sollen Fürst und Volk in Einheit gehalten und gleich sehr beschützt werden: jener durch die Verwaltung, dieses durch die Vertretung. Diese Anordnung würde vollkommen überflüssig seyn, wenn es nicht in der Natur jedes Verwaltungssystemes läge, das Volk zu überwachen, und dadurch Fürsten und Volk zu trennen. Gerade dies soll verhindert werden. Indem aber die Vertretung das Volk gegen die Unbilden der Verwaltung schützt, schützt sie zugleich den Fürsten, der mit einer bloßen Verwaltung jeder Gefahr ausgesetzt ist, und zwar um so mehr, je weiter sie reicht, und je schärfer die Stürze auf ihrer Seite ist. Soll nun die Vertretung etwas so Ungeschicktes lassen, so muß sie, erstlich, alle die Vortheile haben, welche ihrer Bestimmung entsprechen; zweitens, so zusammengesetzt seyn, daß sie sich nicht in sich selbst löset. Hindert weder das Eine, noch das Andere Staat, so möchte es schwer seyn, die passende Benennung für sie zu finden.

Die Verfassungsurkunde von Baiern ist kaiserlichen da, und soll mit dem Anfange des künftigen Jahres zur Ausführung gebracht werden. Unstreitig ist die Voraussetzung, daß dies wirklich geschehen werde; und wie groß

mag die Zahl Derjenigen seyn, welche, weil sie die Wirkungen der von uns als fehlerhaft bezeichneten Verfassungen nicht zu berechnen verstehen, von der in Thätigkeit gesetzten Verfassung großes, überschwängliches Heil erwarten! Die Zeit, diese große Lehrerin, wird sie eines Besseren belehren. Wie es Maschinen giebt, welche ihre eignen Reibungen nicht überwinden können, so wird dies auch mit der bairischen Regierung in der Form der Saß seyn, welche ihr die Verfassungsakunde giebt. Das Beste, was man sagen kann, ist, daß die Betreffung nichts von den Forderungen der Verwaltung verstehen wird. Sie wird also Anfangs in Alles ohne Widerstand einwilligen. Aber wie lange kann dies möglicher Weise dauern? Die Zeit läßt sich nicht aufhalten, und den Regierten werden die Wirkungen des neuen Systems wohl sichtbar werden. Da nun diese Wirkungen nichts weniger in sich schließen können, als Erleichterung, so ist es wohl nicht überflüssig, anzunehmen, daß die getäuschte Erwartung sehr viel Unzufriedenheit in Gang bringen wird. Die Deputirten-Kammer von ihrer Seite wird sehr bald die Entdeckung machen, daß sie, bei den ihr zugesandenen Attributionen jeder freien Bewegung beraubt, weder Gutes noch Böses thun, und ihre Bestimmung, das Volk gegen Gewalt zu verteidigen, nicht erfüllen kann. Wie lange sie diesen Zustand ertragen werde, steht freilich dahin; allein nichts ist natürlicher, als daß sie sich aus demselben befreien wird, sobald das Gefühl einer besondern Bestimmung in ihr erwacht ist: ein Gefühl, welches ihr eben so sehr von außen, als von innen her, aufgedrängt wird.

Um wie viel besser wäre es also gewesen, gleich das Ziel getroffen zu haben! Muß man annehmen, daß die Verwaltung sich vor der Ständerversammlung gefürchtet habe? Diese Furcht war ungegründet; denn wie wenig sich eine Verwaltung auch zuweilen mag, so ist sie doch von Seiten des Talents immer einer Vertretung gemachtem, in welcher sich das Talent erst entwickeln soll. Wie mußte es auch das Ansehen gewinnen, als habe man nur einer Willkür des Jahrhunderts, Zeitgeist genannt, nachgegeben, indem man sich zur Einführung einer Volkvertretung entschloß; man mußte die Sache auf einem weit höhern Gesichtspunkte betrachten, und in das Verhältniß der Vertretung zur Verwaltung den vollen Geist setzen, den es erheischt. Umfaßt Erbitterungen auszuweichen, mußte man volle Oelergäßlichkeit dazu geben, theils durch eine jähe Wiederverkehr der ständischen Versammlungen, theils durch Verlängerung ihrer Sitzungen. Nachgeben mußte man von dem Gedanken, daß, da Verwaltung und Vertretung bestimmt sind, sich gegenseitig zu bilden, die fruchtlichen Kämpfe, welche allein im Stande sind, diese Bildung zu gemäßen, sogar gesucht werden müssen.

Vor allen Dingen hätte der Urheber der Verfassungsurkunde sich selbst sagen sollen, daß, da im Leben nichts gefährlicher ist, als eine Bestimmung haben, die nicht erfüllt werden kann, es seine erste und heiligste Pflicht sey, der Volkvertretung eine erfüllbare Bestimmung zu geben. Ohne Verfassung war das Königreich Bayern nicht, und für die reine Monarchie nichte die einzige aus, die es sich im Jahre 1808 gegeben hatte.

Glaubte er nun diese Verfassung durch die Aufnahme der Gegen- oder Centripetal-Kraft in das Regierungssystem verständigen zu können oder zu müssen: so durfte er dieser Kraft auch nichts von dem entziehen, was zu ihrem Wesen als Gegenkraft gehörte — nichts von der Freiheit, die ihr, in ihrem Verhältniß zu der Verwaltung, und in der Abhängigkeit, worin sie nothwendiger Weise steht, gesamt. In dieser Hinsicht sind bedeutende Fehler gemacht worden: Fehler, welche nicht schnell genug verbessert werden können. Die allgemeinen Grundsätze der bayerischen Regierung, so wie sie in der Verfassungsurkunde aufgestellt sind, muß man unbedingt leben; allein, so wie sich diese ganz von selbst finden, wo Mittel und Zweck bei einer Regierung nicht in Widerspruch stehen, so darf man auch sagen, daß dieser Widerspruch wirklich in der Verfassungsurkunde Baierns vorhanden ist, und daß erst die Herstellung desselben eine bleibende Verfassungsurkunde für Baiern geben wird.

Wir sind in unserer Beurtheilung der bayerischen Verfassungsurkunde bei dem stehen geblieben, was darin über das künftige Verhältniß der Vertretung zur Verwaltung ausgesprochen ist. In der That, das Verhältniß, worin beide durch eine Verfassungsurkunde der gegenwärtigen Zeit gesetzt worden, ist so sehr die Hauptsache, daß man es das Grund- oder Normal-Verhältniß nennen möchte, wonach sich alles Uebrige modelt. In einem Repäsentativ-System ist es ganz unmöglich, die Justiz- und Militär-Verfassung beizubehalten, welche der reinen Monarchie entspricht; und wenn man bei

Entwerfung einer, die Vertretung feststellenden, Verfassungsurkunde zugleich statuten wollte, daß die Justizverfassung von der Öffentlichkeit, die Militär-Verfassung von dem Bürgerthum geschieden bleiben sollte: so würde man es auf sich nehmen, unvereinbare Dinge mit einander zu vereinigen. Ueber die Verfügungen der bairischen Verfassungsurkunde in dieser doppelten Beziehung ließe sich viel bemerken. Wir enthalten uns aber des Eindringens in diese Materie, um nicht über die Gränzen hinaus zu gehen, die wir uns gesetzt haben. Nur das Eine sey uns zu bemerken erlaubt, daß die erbliche Monarchie, ohne welche ein Vertretungs-System nicht wohl denkbar ist, überhaupt genommen die Freiheit begünstigt. Denn ist die Macht nur um des Rechts willen da; so ist nichts natürlicher, als daß sie ihre Befehl von dem Rechte annimmt und nicht darauf ausgeht, das Recht bestimmen zu wollen. Das Fürstenthum ist in einem Repräsentativ-System gesichert genug; und wenn die Militär es nicht ist, so liegt der Grund nur darin, daß sie es nicht seyn soll — nicht seyn darf, weil die ganze Wirksamkeit dieses Systems auf Verdrängung der Militär abzielt.

Alles läßt vermuthen, daß Baiens Verfassung wesentliche Veränderungen erfahren werde. Ihr größter Fehler, so viel uns davon einleuchtet, ist, daß sie eine Voraussetzung macht, die keinen Grund hat. Es giebt keine Solange mehr; es giebt deren so wenig, daß selbst die Allmacht sie nicht plötzlich zurückführen könnte. Es giebt gewandrig nur Beschäftigungen, Verrichtungen, d. h. ein allgemeines Bürgerthum, worin alles zur Einheit erho-

ben werden soll. Indem man nun in einem solchen gesellschaftlichen Zustande Gründe bilden will, versucht man etwas Unmögliches; und welche Folgen dies haben muß, läßt sich ohne Mühe vorhersagen. Will die Verfassungsurkunde, so weit sie gegrunder ist, fortdauern, so muß die Regierung Kaiserlich in eine Oligarchie auflösen, welche Will und König für immer trennt.

Von den Ursachen, welche den Charakter der Italiäner seit der Zerstörung ihrer Republiken verändert haben.

(Aus Sismondi's Geschichte der italischen Republiken
im Mittelalter.)

Um Vertrauen zu den Tugenden der älteren Zeit einzusößen und Nachsicht für die Schwächen der Gegenwart zu gewinnen, muß man nachweisen, welche mächtige Ursachen den Charakter der Italiäner verändert haben; wie sie, von der frühesten Jugend an bis zum spätesten Alter, mit verderblichen Sitten getränkt werden; wie geistlich ihre Tharheit zerstört, ihr Eifer zur Trägheit verurtheilt, ihr Erolz gebemüthigt, ihre Aufrechterkeit beflochen wird. Ein tiefes Mitleid mit diesem, von der Natur so reich begabten, von den Menschen so grausam verderbten Volk muß das Ergebniß dieser Untersuchung seyn. Worin man zu der klüßamen Ursache auf, welche ihm alle diese Fehler eingeimpft hat, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß sie ihm nicht von Natur eigen sind; und so wird man geneigt, ihm Dank zu wissen für die guten Eigenschaften, die

ihm geblieben sind, für das Maas von Tugend, das es dem verderblichen Einflusse, unter welchem es aufwächst, entgegen hat. Jedes Schreien, welches wir an den Einrichtungen des neuen Italiens zu rathen gedenken, muß als ein Entschuldigungsgrund für die Italiäner betrachtet werden.

Italiens Sonne ist noch eben so warm, wie sonst; der Boden noch eben so fruchtbar, die mannichfaltigen Anblicke der Apenninen noch eben so lachend, eben so reichlich bemäSSERT, eben so üppig in der Vegetation. Alle thierische Gefährten des Menschen haben ihre ursprüngliche Schönheit und ihre Sitten behalten; der in diesem vom Himmel begünstigten Lande geborne Mensch erhält noch immer dieselbe lebhafteste und rasche Einbildungskraft, dieselbe Empfänglichkeit für leidenschaftliche Eindrücke, dieselbe Geschicklichkeit des Geistes, Alles zu fassen, Alles zu gleicher Zeit zu lernen. Japowischen ist der Mensch allein verändert: die gesellschaftliche Organisation bildet ihn als Natur-Product um, ihre Macht berührt ihn gleichzeitig in allen seinen Anlagen, und die vier Institutionen, deren Einfluß sich am weitesten erstreckt, ich meine die Religion, die Erziehung, die Gesetzgebung und der Ehrenpunkt (*point d'honneur*) vereinigen sich, um auf alle Bewohner Italiens zugleich zu wirken.

Von allen moralischen Kräften, welchen der Mensch unterworfen ist, kann die Religion ihm am meisten nützen oder schaden. Alle Meinungen, welche sich auf etwas über die Angelegenheiten dieser Welt hinauszuheben begehren, alle Glaubensbekenntnisse, alle Secten haben

auf die ständliche Denkungsart und auf den Charakter des Menschen einen erschauenden Einfluß. Jedoch dringt in das Herz des Menschen keine noch tiefer ein, als die katholische Religion; denn keine ist stärker bezeugt, keine hat sich die Moral-Philosophie kräftiger untergeordnet, keine hat die Gewissen mehr unterjocht, keine das Tribunal der Richter, welche die Gläubigen von der Gerechtigkeit abhängig macht, furchtbarer ausgebildet; keine hat auch Diener, welche von allem Familiengeist freier, und durch Vortheil und Corporations-Geist inniger verbunden waren.

Die Einheit des Glaubens, welche immer nur aus der unbedingten Unterwerfung der Vernunft unter den Glauben hervorgehen kann, und welche sich selblich in keiner Religion im denselben Grade antreffen läßt, wie in der katholischen — die Einheit des Glaubens nöthigt zwar alle Mitglieder dieser Kirche, denselben Dogmen anzunehmen, sich denselben Entscheidungen zu unterwerfen, sich durch dieselbe Unterwerfung zu bilden. Bei dem Willen ist aber der Einfluß der katholischen Religion nicht zu allen Zeiten und an allen Orten derselbe. Sie hat in Frankreich und in Deutschland ganz andere Wirkungen hervorgebracht, als in Italien und in Spanien. Nicht einmal in den beiden letzteren Ländern ist ihr Einfluß immer einseitig gewesen. Er veränderte sich um die Zeit, wo Karl der Fünfte regierte: eine Zeit, welche genau mit der Zerstörung der italienischen Republiken des Mittelalters zusammenfällt. Die Bemerkungen, welche wir über die Religion Italiens und Spaniens während der drei letzten Jahrhunderte zu machen

gebeissen, dürfen nicht auf die ganze katholische Kirche angewendet werden *).

Wir müssen uns darauf beschränken, jene Revolution, welche gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in der römischen Kirche vorging, hier bloß anzuzeigen; denn, um sie nach ihrem ganzen Umfange zu schildern, würde es langer Entwicklungen bedürfen, welche nicht hierher gehören. Vermittelt wurde diese Revolution durch die Päpste Paul IV., Pius IV., Pius V. und Gregor XIII. Ihr fanatischer Verfolgungszug trieb den Geist des römischen Hofes, wie den der italienischen Kirche; und gleichzeitig brachte das tridentinische Concilium an die Stelle jenes oft erschiaffen Bundes, welches die Kirchenfürsten mit ihrer zahllosen Miliz vereinigte, die stärkste und furchtbarste Organisation. Bis dahin hatten die Päpste eine Art von Bündniß mit den Völkern gegen die Tyrannen geschlossen: nur auf Kosten der Könige hatten sie Eroberungen gemacht; nur von den Königen waren sie bedrohet; sie verdankten ihre Erhebung und alle ihre Widerstandsmittel

*) Wir verstehen den Fehler, bei dem Worte Religion, so oft es in dieser Uebersetzung vorkommen möchte, immer nur an Aberglauben zu denken. Dieser Aberglaube, welcher hauptsächlich Christen nicht geläufig ist, kann in Deutschland keinen Raum finden und ist hier nicht geläufig worden. So lange man Wissen vernachlässigt, unterliegt man nothwendig einer Priesterherrschaft; denn diese ist nur da möglich, wo die ständige Natur des Menschen, und das Wissen der Gesellschaft noch nicht erreicht sind. Wir werden uns in einer Nachschrift über diesen Gegenstand ausführlicher erklären.

tel der Macht jenes Bischofs, der sich der hohen Scholt
widersetzt; und noch weit mehr aus Politik, als aus
Erkenntlichkeit, hatten sie es für ihre Pflicht gehalten,
die Macht des Bischofs zu entziehen. Ihn zu verdrängen
die öffentliche Meinung ihre Aufgabe; sie leiteten die
selbe, und riefen sie zu ihrem Beistande auf. Sie be-
schützten die Wissenschaften und die Philosophie; sie er-
laubten sogar mit gewissem Freisinn den Philosophen,
wie den Dichtern, aus der schmalen Bahn der Rechts-
gläubigkeit zu weichen; kurz, sie vertrugen sich mit dem
Geiste der Freiheit, und beschützten die Republiken.
Doch als die Einkölter der Kirche, die Führer der
Reformation umfassend, ihr Joch abschüttelte; als man
das Licht der Philosophie, welches sie hatten leuchten
lassen, gegen sie wendete, und mit diesem Lichte zugleich
den Geist der Freiheit, der von ihnen ausgegangen war,
und die öffentliche Meinung, welche durch sich selbst zu
einer Macht wurde: da bestimmte sie das Gefühl eines
tiefen Schreckens, ihre ganze Politik zu verändern. Was
früher an der Spitze der Opposition gegen die Monarchen
zu bleiben, fühlten sie das Bedürfnis, gemeinschaftliche
Sache mit diesen zu machen, um Gegner in Zaum zu
halten, welche freilich fürchtbarer waren, als die Kö-
nige. Sie traten in das engste Bündniß mit den welt-
lichen Fürsten, vorzüglich mit Philipp dem Zweiten, dem
größten Despoten; sie beschäftigten sich nur damit, das
Gewissen zu beugen und den Geist zu unterjochen; und
in der That, sie legten ihm ein Joch auf, wie die
Menschen es bis dahin nie getragen hatten.

In protestantischen Ländern hat man oft wieder

holt; daß die Reformation der römischen Kirche selbst möglich geworden sey; und diese Bemerkung ist nicht ohne Wahrheit. In Frankreich, in Deutschland und in allen den Ländern, wo die beiden Kirchenvereinigungen neben einander bestehen, hat das Beispiel und die Anstrengung des Cultus zur Verbesserung von beiden beigetragen. Jede hat sich in Acht genommen, der andern Veranlassung zum Tadel oder zur Anklage zu geben. Der hefte Eiferlichkeit des römischen Hofes hat auf eine andre Weise an dieser Reform Theil genommen. Eine merkwürdige Verbesserung in ihren Sitten, eine auffallende Gluckvermehrung in ihrem Eifer hat die neue Periode bezeichneth, welche mit dem tridentinischen Concilium beginnt. Der päpstliche Hof hat aufgehört, ein Feind des Fortschritts zu seyn. Der Papst und seine Cardinale sind von dem Geiste ihrer Religion aufrichtig und beständig besetzt worden. Ihre Macht hat sich in den Ländern, welche sie von der Reformation ausschließen verstanden, unendlich vermehrt. Doch die Folgen dieser Macht und des Eifers, aus welchem sie hervorging, sind vielleicht nicht gehörig gewürdigt.

Unstreitig giebt es eine innige Verbindung zwischen Religion und Moral, und jeder Nachschaffene wird anerkennen, daß die edelste Guldigung, welche das Geschöpf seinem Schöpfer darbringen kann, alsdann eintritt, wenn es sich durch seine Tugenden zu ihm erhebt. Inzwischen ist die Moral-Philosophie eine von der Theologie durchaus und wesentlich verschiedene Wissenschaft. Sie hat ihre Grundlagen in der Vernunft und in dem Gewissen; sie trägt ihren Beweis in sich selbst, und

nachdem sie den Geist durch die Untersuchung seiner Principien entwickelt hat, beschließt sie das Herz durch die Enthüllung dessen, was wahrhaft schön, gerecht und angemessen ist. Die Kirche bemüht sich der Moral, als einer Sache, die zu ihrem Domän gehörte: sie schob dem Einsichten der Vernunft und den Aussprüchen des Bewußtseins die Autorität ihrer Verfügungen und die Entscheidungen der Päpste unter; sie brachte das Studium der Casuisten an die Stelle der Moral-Philosophie, und ersetzte die edelste Übung des Geistes durch eine knochen-liche Bemühung.

Unter den Händen der Casuisten entartete die Moral auf das Vollkommenste. Sie wurde dem Herzen eben so fremd, wie der Vernunft. Um keine anderen Gesetze zu haben, als die vermeintlichen Befehle des Schöpfers, verlor sie auf den Augen, welche Leidem jeder von unseren Fehlern unseren Mitgeschöpfen verursachen kann; sie stieß die Grundlage, welche die Natur ihr in dem Herzen aller Menschen gegeben hatte, von sich, um sich eine durchaus willkürliche zu bilden. Der Unterschied zwischen den sogenannten Todsünden und solchen, welche zu erlassen sind, löschte den Unterschied aus, den wir in unserem Gewissen zwischen den schwersten und den verzeihlichen Vergehungen fanden. Verbrechen, welche den tiefsten Abscheu einflößten, stellten sich auf gleiche Linie mit Geheulissen, welche die menschliche Gebrechlichkeit nicht leicht vermeiden kann.

Als Schuldige vom ersten Range stellten die Casuisten die Ketzer, die Schismatiker, die Heterodoxen dem Abscheu dar; und bisweilen gelang es ihnen, ge-

gen Personen dieser Art einen Haß eingefacht, der noch verbrecherischer war, als der Gehmiß, der ihn veranlaßt hatte; Sittlichen aber vermochten sie auch nicht, über die mitleidige Vernunft des Volks zu siegen, daß in den großen Schuldigen nur Menschen saß, welche durch Unwissenheit, Irrthum oder unbetrachtete Gewohnheiten fortgerissen werden. In dem einen, wie in dem andern Falle, wurde der heilsame Schrecken, welchen das Verbrechen einflößen soll, beträchtlich vermindert: der Straßendiebstahl, der Eifersücht, der Mörder, wurden mit Menschen vermischt, welche eine unwillkürliche Achtung eroberten. Die guten Handlungen der Laster gewöhnten zum Zweifel an der Tugend selbst; ihre Verdammung zeigte ihre Verwerfung in dem Lichte der unwiderstehlichen Schöpfersallgewalt, und die Zahl der Schuldigen wurde so vervielfältigt, daß die Unschuld beinahe unmöglich ward.

Die Lehre von der Buße verursachte eine neue Verwirrung in der durch eine willkürliche Unterscheidung der Sünden bereits verwirrten Moral. Ohne Zweifel war die Verpflanzung des Himmels im Jale der purstlehrenden Tugend, eine ewigliche Verheißung; diese Meinung entspricht den Bedürfnissen und Schwachheiten des Menschen so sehr, daß sie in allen Religionen ihren Platz einnimmt. Doch die Easissen haben diese Lehre entstell, indem sie Buße, Brüche und Absolution an bestimmte Formen gebunden haben. Eine einzige Handlung des Glaubens und der Andacht ist als hinreichend befunden worden, eine lange Liste von Verbrechen auszuwischen. Die Tugend, anstatt die Aufgabe des ganzen

Er

Lebens zu sehn, wurde zu einer Rechnung, welche im Augenblick des Todes abgehan werden konnte. Kein Sünder war so verblendet über seine Brändschaften, daß er sich nicht vorsetzte, vor seinem Ende einige Tage dem Seelenheil zu widmen; und in diesem Vertrauen ließ er seinen regellosen Neigungen den Zügel schießen. Die Casuisten hatten über das Ziel hinaus geschossen, als sie ein solches Vertrauen nährten; vergeblich predigten sie gegen die verspätete Belehrung: sie selbst waren die Ueherer dieser, den alten Moralisten durchaus unbekanten, Verkennung des menschlichen Geistes. Man hatte sich gewöhnt, nur den Tod des Sünders, nicht sein Leben in Betracht zu ziehen; und diese Gewöhnung ward allgemein.

Der besagtenwürdige Einfluß dieser Lehre zeigt sich in Italien am Vassallendsten, so oft irgend ein großer Verbrecher zur Todesstrafe verurtheilt wird. Die Feillichkeit der Verurtheilung und die Gewißheit der nachfolgenden Strafe treffen selbst den Verhängten, erst mit Schrecken, dann mit Mene. Kein Brandstifter, kein Straßenräuber, kein Eifersüchtiger bestrebt das Schaffot, ohne mit dieser Zerknirschung eine schöne Weiche und eine schöne Communion gemacht zu haben. Daraus folgt der schöne Tod. Sein Beichtvater erklärt mit vollem Vertrauen, daß die Seele des reuigen Sünders bereits den Weg nach dem Himmel angetreten hat; und der Pöbel jauchzt sich am Fuße des Schaffots um die Heberesse des neuen Heiligen, des neuen Märtyrers, dessen Verbrechen vielleicht mehrere Jahre hindurch mit Entsetzen erfüllt hatten.

Ich werde nicht von dem anßßigen Handel mit Indulgenzen, nicht von dem schändlichen Loth reden, welchen der Büßende zahlt, um die Absolution des Priesters zu erhalten. Das tridentinische Concilium hat sich angelegen sein lassen, den Mißbrauch dieser Einrichtung zu vermindern. Indes lebt der Priester noch immer von den Sünden des Beiß und von seinen Drohungen; um Messen und Rosenkränze zu bezahlen, verschwendet der sterbende Sünder das auf unrechtmäßigen Wegen gesammelte Geld; er beruhigt sein Gewissen durch das Opfer, welches er darbringt, und in den Augen des Pöbels gilt er für einen Frommen. Dagegen erwäge man die freiwilligen Indulgenzen, d. h. diejenigen, welche man durch die Gnade der Päpste für irgend eine äußere Handlung der Frömmigkeit erhält. Sie werden für minder schädlich gehalten. Gleichwohl ist ihr Daseyn durchaus unvereinbar mit irgend einem Moral-Princip. Sieht man, zum Beispiel, zweihundert Indulgenz-Tage für jeden Raß bewilligt, der dem im Celisum sich erhebenden Kreuz gegeben wird; sieht man in allen Kirchen Italiens volle Indulgenzen für nichts und wieder nichts ertheilt; wie will man alsdann Gottes Gerechtigkeit oder Gottes Erbarmen mit der, einer so schwachen Taße bewilligten, Verzeihung, oder auch mit der Strafe vereinigen, die Demjenigen angedreht wird, welcher sich nicht in der Lage befindet, jene Verzeihung zu gewinnen.

Die Macht, welche man der Reme, den kirchlichen Ceremonien, den Indulgenzen zuschreibt, hat das Volk berebet, daß ewiges Heil und ewige Verdammniß von

der Absolution des Priesters abhängen; und dies war vielleicht der tödtlichste Schlag, welcher der Moral versetzt werden konnte. Nicht die Tugend, nein, der Zufall entschied von jetzt an über das ewige Schicksal der Seele eines Sterbenden. Der tugendhafteste Mensch, er, dessen Leben durchaus fleckenlos gewesen war, konnte von einem plötzlichen Tode befaßen werden in einem Augenblicke, wo Joen, Schmerz, Ueberraschung ihn eine von den profanen Wütern entrißen, welche Verwöhnung gewohn gemacht hat, welche man aber, den Entscheidungen der Kirche zufolge, nicht aussprechen kann, ohne eine Todsünde zu begen. In einem solchen Falle nun war seine Verdammniß eine ewige, weil sein Priester gegenwärtig gewesen war, seine Reue zu vernachlässen und ihm die Pforten des Himmels zu öffnen. Dagegen konnte der verdorbenste, der mit Verbrechen aller Art befaßte Mensch sich augenblicklich zu einer Nüchternheit zur Tugend aufgelegt fühlen, in Folge einer Anwandlung, welche sich selbst in verderbten Herzen findet; und wenn er nun eine gute Beichte, eine gute Communion gemacht hatte, so war er des Paradieses gewiß.

Es ward also die Moral gänzlich verderbet; und das Licht der Vernunft und des Gewissens, welches den Rechtschaffenen von Demjenigen unterscheidet lehrt, der es nicht ist, war verdundelt durch die Entscheidungen von Theologen, welche die Verdammniß aussprachen über Den, welchem ein unglücklicher Zufall in eine Todsünde gestürzt hatte, die Seligkeit hingegen über Dem, der, von der Gnade gerührt, eine wirkliche Reue bliden ließ.

Das war aber nicht Alles. Die Kirche stellte ihre Gebote neben die große Tafel der Tugenden und Laster, deren Erkenntniß unsern Herzen eingestampft ist. Sie unterstützte sie nicht durch eine so schreckliche Sanction, wie die der Gottheit; sie machte das ewige Heil nicht abhängig von ihrer Beobachtung: und doch gab sie ihnen eine Kraft, welche die Gesetze der Moral nie erhalten konnten. Der Mörder, bedeckt mit dem Blute, das er vergossen hat, kniet auf eine andächtige Weise, indem er auf einen neuen Mord flucht; die Hure stellt neben ihr Lager das Bildniß der Jungfrau, vor welchem sie ihren Rosenkranz plappert; der Fälscher, der einen falschen Eid geschworen, wird sich nie so weit vergessen, daß er vor der Messe ein Glas Wasser trinke: denn je regelmäßiger jeder laßerhafte Mensch im Beobachtung der kirchlichen Vorschriften gewesen ist, desto mehr fühlt er sich in seinem Herzen von der Befolgung jener himmlischen Moral frei gesprochen, der man seine verderbten Neigungen hätte opfern müssen.

Allerdings hat die Kirche niemals aufgehört, die eigentliche sogenannte Moral zu perdigen; allein der priesterliche Eigennutz hat in dem neuen Italien alles verderbt, was mit ihm in Berührung gekommen ist. Selbstaufgeßes Wohlwollen ist die Grundlage aller gesellschaftlichen Tugenden. Gut! der Casuist hat dies Wohlwollen in eine Vorschrift verwandelt und gesagt, man verstände sich, wenn man von seinem Nächsten Böses sage. Er hat also Jedem verhindert, das gerechte Urtheil auszusprechen, worin die Tugend von dem Laster unterschieden wird: er hat die Stimme der Wahr-

heit zum Schwerigen gebracht. Und was ist die Folge davon? Keine andere, als daß, indem die Menschen sich gewöhnen, ihre Gedanken nicht aufzusprechen, das geheime Misstrauen, welches Jeder gegen Andere hegt, verdoppelt wird. Die Liebe ist vorzugsweise die Tugend des Evangeliums; allein der Jesuit hat gelehrt, wie man zum Vortheil der eignen Seele, nicht um seinen Nächsten zu helfen, den Armen geben müsse: er hat unbestimmte Almosen in Gang gebracht, welche das Laster und den Wüßthum unterstützen; er hat das Kapital der öffentlichen Milde auf den Bettelstapel abgelenkt. Frömmigkeit, Enthaltensamkeit sind häusliche Tugenden, welche die Fähigkeiten der Einzelnen erhalten und den Frieden der Familien sichern. Der Jesuit hat an ihre Stelle Fasten, Wachwachen und die Gelübde der Jungfräulichkeit und der Keuschheit gebracht, und neben diesen menschlichen Tugenden können Gefräßigkeit und Eiligkeit in den Herzen Wurzeln schlagen. Verschwiegenheit ist die liebendwürdigste Eigenschaft eines ausgezeichneten Menschen; sie schließt den gerechten Stolz nicht aus, der ihm als Stütze in den Augenblicken der Schwäche, und als Trost im Unglück dient. Der Jesuit hat die Demuth an ihre Stelle gebracht: die Demuth, welche sich mit der kränkelndsten Verachtung Anderer vermischt.

So steht es um die gränzenlose Verirrung, in welche Dogmatiker die Moral geführt haben. Sie haben sich ihrer ausschließend bemächtigt; sie unterzogen, mit der vollen Autorität geistlicher und weltlicher Gewalt, jede philosophische Untersuchung, welche den Regeln der Rechtfertigkeit eine andere Grundlage geben

könnte, jede Erleichterung von Principien, jede Berufung auf die menschliche Vernunft. Die Moral ist nicht blos ihre Wissenschaft, sondern auch ihr Geheimniß geworden. Sie ist ihrem ganzen Umfange nach niedergelegt in die Hände der Geistlichen und der Gewissensräthe. Der gewissenhafte Gläubige muß in Italien der schranken Fügigkeit des Menschen entsagen, nämlich der, seine Pflichten zu erforschen und zu kennen. Man verbietet ihm, einem Gedanken nachzugeben, weil derselbe ihn irre führen kann; einen Stolz zu hegen, der ihn verblenden möchte. So oft er auf einen Zweifel stößt, so oft seine Lage schwierig wird, soll er sich zu seinem geistlichen Führer wenden. Die Prüfung des Unglücks, welche bestimmt ist, den Menschen zu erheben, brüdet ihn also nur noch mehr zu Boden; und wer wahrhaft tugendhaft ist, könnte sich noch immer nicht Rechenschaft ablegen von den Regeln, die er sich vorgeschrieben hat.

Nach würde es unmöglich seyn, genau anzugeben, bis zu welchem Grade eine falsche Unterweisung in der Religion der Cirkelreiter in Italien geschadet hat. Es giebt in Europa kein Volk, welches anhaltender mit seinen religiösen Verrichtungen beschäftigt und ihnen allgemeiner zugethan wäre. Dafür giebt es aber auch kein Volk, welches die Pflichten und Tugenden, die das Christenthum vorschreibt, weniger beobachtet. Jeder hat gelernt, nicht wie er seinem Gewissen gehorchen, sondern wie er sich mit demselben abfinden soll; jeder läßt seinen Leidenschaften den Zügel schnehen, indem er Sühngeneyen vertraut, und sich auf Mental-Reservatio-

nen, Entwürfe zur Basse und die Hoffnung einer nahen Festprechung flüht; und, weit davon entfernt, daß in diesem Lande die religiöse Bluth ein Unterpfand der Rechtschaffenheit wäre, kann man, je gewissenhafter Jemand seine Undachtigkeiten hält, mit desto besserem Rechte alles Böse von ihm erwarten.

(Die Festigung folgt.)

An die Leser dieser Zeitschrift.

Neun Jahre sind verfloßen, seitdem ich die philosophischen Untersuchungen über die Römernunft begann. Meine Absicht bei diesem mühevollen Unternehmen war, zur Ausbildung eines, in unseren Zeiten nur allzu sehr vernachlässigten Theiles menschlicher Einsicht und Erkenntniß, ich meine die organische Gesetzgebung, beizutragen, indem ich die Nothwendigkeit organischer Gesetze an der größten aller Thatfachen, der Römernacht, nachwies. Mehrere Jahre hindurch erlaubte der Zustand des deutschen Buchhandels nicht, jene Untersuchungen in einem besondern Werke bekannt zu machen. Als ich mich daher entschloß, sie, nach und nach, in dieser Zeitschrift mitzutheilen, bildete sich bald die Meinung, daß ich über die Römernacht ein Licht verbreite, welches nicht bloß den Lehrern der Geschichte, sondern auch den Staatsmännern dieser und der künftigen Zeiten zu Statten kommen werde. Zugleich äußerte man in der Nähe und aus der Ferne den Wunsch, daß ich diese Untersuchungen besonders abdrucken lassen möchte. Seit Jahr und Tag ist mir dieser Wunsch so oft und von so achtbaren Personen wiederholt worden, daß ich mich dem Verneinung der Unempfindlichkeit aussetzen würde, wenn ich auf die Erfüllung desselben nicht Bedacht nähme. Was darin ehrenvoll ist, wird von mir getreulich auf das Lebhafteste empfunden. Indes ist die besondrer Herausgabe der philosophischen Untersuchungen über die

Kleiner ein Unternehmen, über dessen Erfolg man sich nicht täuschen darf, wenn man nicht trauen will. Ich sehe mich also gezwungen, diejenigen von meinem Besen, welche die Untersuchungen über die Kleiner als ein besonderes Werk zu besitzen wünschen, um die Gefälligkeit zu bitten, daß sie ihre Bestellungen bis zum 1. Jan. des künftigen Jahres machen. Entspricht die Zahl der Käufer meinen Erwartungen, so soll das Werk zur künftigen Ostermesse in zwei Theilen erscheinen, welche zusammen 50 Bogen ausmachen werden. Ich brauche, glaub' ich, nicht hinzuzufügen, daß ich alles thun werde, was dazu beitragen kann, ihm Vollendung zu geben. Die Bestimmung des Uebrigen überlasse ich dem Herrn Verleger.

Berlin, den 1ten Aug. 1812.

Hr. Buchholz.

Kleinerseits habe ich nur beizusetzen, daß das hien- mit angekündigte Werk, wenn sich bis zum 1. Jan. 1813 eine hinreichende Anzahl Subscribenten — (Pränu- meranten verlang ich nicht) — meldet, zur Ostermesse 1813 in meinem Verlag erscheinen wird. — Druck und Pa- pier sollen diesem Journal gleich, und der Preis mög- lichst billig seyn. — Bestellungen kann man in jeder guten Buchhandlung machen.

Lh. Chr. Fr. Enslin.



Literarische Anzeigen.

Den Freunden der vergleichenden Anatomie

zeige ich hierdurch an, daß ich eben in meinem Verlage ein neues
umfassendes Werk über diese Wissenschaft erschienen ist,
unter dem Titel:

Lehrbuch der Zoötomie,

mit steter Rücksicht auf Physiologie ausgearbeitet, und durch
zwanzig Kupferstiche erläutert;

von

D. C. C. Cuvier,

Professor der Medicin und Naturgeschichte in Paris.

gr. 8. 1813. Paris 8 Thlr. 16 Gr.

Der Herr Verfasser, bekannt namentlich durch eine mit allgemeinem Interesse aufgenommene Schrift über das Thierwesen, gibt herein die Geschichte der ganzen organischen Welt nach ihrer Entfaltung in der Entstehungs- und ihrer Beschaffenheit, von der niedrigsten Bildung bis zum Menschen, so zwar, daß, obwohl das Kenntniß menschlicher Anatomie vorausgesetzt ist, dessen ungeachtet überall das Ausgezeichnete menschlicher Bildung hervorgehoben wird. Wie demnach auf der einen Seite im Werke selbst die Veranschaulichung der Organisation nach den einzelnen Theilen verfolgt, und zugleich die individuelle Entfaltung des Thierkörpers in den verschiedenen Stadien dargestellt ist, so liefern auf der andern Seite die beigefügten Kupferstiche (mit ihren Erklärungen ein eigenes in 4to zu machendes Heft) eine leichtfaßliche Uebersicht der verschiedenartigen thierischen Organisation nach den einzelnen Klassen. Man findet nämlich die 1. Tafel ausschließlich der Anatomie der Pflanzenthiere, die 2—4. der der Weichthiere, die 5—7. der der Gliedertiere (Wäcmer, Insekten und Fische), die 8—10. der der Vögel, die 11—13. der der Amphibien, die 14—16. der der Säugethiere, die 17—20. der der Menschen bestimmt; wobei noch zu bemerken, daß diese zwanzig vom Verfasser selbst gezeichneten und in Kupfer gestochenen Tafeln 131 Figuren enthalten, von welchen 200 aus nach der Natur entworfen wurden.

Verhandt Fleischer der Jüngere,
Buchhändler in Leipzig.

Vollständige und gründliche:
G a r t e n w i s s e n s c h a f t,
oder:

Anweisung für den Obst-, Küch- und Baumgarten
mit drei Anhängen vom Aufbewahren und Erhalten
der Früchte und Gewächse, von Obstwein und Obstessig
und mit einem Monatsgärtner versehen;

von
Carl Friedrich Schmidt.

Achte ganz neu bearbeitete, mit vielen Zusätzen bereicherte Auf-
lage. 8. Leipzig, bei Gerhard Neumann d. Jüngern. 1818.
Preis 25 Gr.

Dieser Gartenunterricht wird beständig, wie bisher schon in
7 Auflagen, seinen Zweck in Aufhebung der Vollständigkeit und
Gründlichkeit in dieser Art noch mehr rechtfertigen. Da er noch
eine bedeutende Anzahl Zusätze erhalten hat, die seine Brauchbarkeit
höchstlich bewenden. Was bisher sich noch Nachtritten, Ver-
such und Erfahrung beziehet hat, das ist der Inhalt dieses An-
hangs, 1. Th. in Erkennung des Bodens, seiner Erhaltung und
seiner Brauchbarkeit, und der Verbesserung schlechten Bodens;
— in Anlage von Hecken — in Zubereitung des besten Düngers
und dessen Anwendung — in Vermehrung des Unkrauts — in
Anbau und sichern Abbau von Gemüse und Blumen, und
anderer mehr. Daß er ein Unterricht über den innern und
äußern Bau, und über Art und Natur der Gewächse, deren
Behandlung gegen Thiere und Insekten, deren Forderung bei Krankheiten
u. s. w. nicht fehlen würde, ist kaum zu erörtern nöthig. Ein
Monatsgärtner, der alles leicht leicht übersehen läßt, welches
Geheimniß, und wie es zu rechter Zeit zu unternehmen sey, be-
schreibt das Ganze.

Im Verlage der G. J. Kungl. Buchhandlung ist so eben
erschienen:

Zur Kritik
der Verfassungs-Urkunde des Königreichs Baiern,
von
J. L. von Hornthal.

„Das Land ist der Einzelnen Eigenthum; die Regierung nur
gehört dem Landesherren, und kein Eigenthum über alle Men-
schen der Welt ist so viel werth, als die Ehre, der Erste zu
sein durch seine Tugenden.“

Grundgesetz Kaiser Ludwigs des Bayern.

gr. 8. geh. 8 Gr.

(In Berlin zu haben bei Cotta's, Breite Str. Nr. 23.)





BIBLIOTEKA * * * * *
UNIVERSYTECKA
010239 / 1818
* * * * * W. TOBYNIV *

